This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 294 777

ha.

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

C. F. Tombe's

Bataillonschefs

Reise in Ostindien

in den Jahren 1802 bis 1806.

Mit

Anmerkungen und Erläuterungen

von C. S. Sonnini

und mit einigen Zusätzen aus dem Französischen übersetzt

von

J. A. Bergk

Doktor beider Rechte und der Philosophie.

Mit 7 Kupfern.

Leipzig, 1811.
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

OCT 04 1994

DS619
T63

Vorrede
des Uebersetzers.

Reisebeschreibungen belehren nicht blos, sondern haben auch das Eigene, daß sie leicht etwas zu jemandes Lieblingswissenschaft machen, manches Talent erwecken, und den Leser an eine Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der Ansichten gewöhnen, welches nicht leicht eine Wissenschaft in dem Grade thut. Sie enthalten Stoff zum Nachdenken aus allen Reichen des Wissens, und verlangen daher eine sehr ausgebreitete Kenntniß, wenn sie mit Einsicht und Nutzen gelesen werden sollen. Auch die größten Männer, welche sich um die Wissenschaften die unsterblichsten Verdienste erworben haben, z. B. ein Kant, ein Leibnitz, u. A., waren große Liebhaber der Lektüre von Reisebeschreibungen.

M311860

Die gegenwärtige Reisebeschreibung des Herrn Tombe gewährt vielseitige Belehrung und mannichfaltige Unterhaltung. Der Geograph lernt durch sie den neuesten Zustand der Inseln Frankreich, Bonaparte, Madagascar, Java und mehrerer Anderen kennen; der Menschenkenner findet mancherlei Aufschluß über die Sitten und Gebräuche der Chinesen, Malayen und mehrerer Bewohner der Inseln der ostindischen Meere; der Kaufmann erfährt daraus, daß jetzt Produkte, z. B. Gewürznelken, Zimmet, Kaffee u. s. w. auf Inseln in einer Menge gebauet werden, wo dies sonst nicht in dem Grade der Fall war, daß durch die neusten Kriege eine Ausbreitung von Gewächsen statt gefunden hat, dergleichen es kaum je gegeben, und daß, sobald der Friede mit England hergestellt seyn wird, manche Erzeugnisse in weit größrer Menge, z. B. Gewürznelken, Muscadennüsse und Blüthen, Zimmet, Zucker, nach Europa kommen müssen, als zuvor; der Naturforscher findet manches Thier, manche Pflanze theils

genauer beschrieben, theils manche Nachrichten davon, z. B. von dem Bohon Upas, berichtigt; der Politiker und Geschichtschreiber erhalten Nachrichten von dem Feldzuge des Admiral Linois in den ostindischen Gewässern, und der Liebhaber von Reisebeschreibung findet mannichfaltigen Genuß in der Darstellung der vielerlei Scenen auf dem Meere und den Inseln, und wird dies Buch sicherlich nicht ohne mannichfache Belehrung aus der Hand legen.

Ostindien ist uns seit mehrern Jahren wie verschlossen. In England sind zwar mehrere Reisebeschreibungen davon erschienen *), scheinen

*) Außer des Lord Valentias Voyages and Travels to India, Ceylon, the red Sea, Abyssinia and Egypt in the Years 1802, 1803, 1804, 1805, 1806, in 3 Vol., welche in dieser Ostermesse in einer teutschen Uebersetzung von dem Hrn. Prof. Rühs in Berlin erschienen, sind uns noch einige Reisen bekannt worden, wovon wir hier Einige anführen wollen: 1) A Journey from Madras through Countries of Mysore, Canara and Malabar etc. By Francis Buchanan. 3 Vol. in 4. 1808. 2) A Description af Ceylon, containing an Account of the Country, Inhabitants and natural Productions etc. By the Rev. James Cordiner, A. M. 2 Vol. in 4. 1808. 3) Asiatic Researches. IX Vol. 1808.

aber nicht auf das feste Land gekommen zu seyn, und wir haben daher Herrn Tombe nebst Herrn St. Croix für die Kenntnisse zu danken, welche sie uns von dem neuesten Zustande mehrerer Inseln und Länder im indischen Meere mittheilen.

Das Original von der hier übersetzten Reisebeschreibung ist zu Paris unter folgendem Titel erschienen: Voyage aux Indes Orientales, pendant les Annees 1802, 1803, 1804, 1805 et 1806, contenant la description du Cap de Bonne-Esperance, des Iles de France, Bonaparte, Java, Banca et de la ville de Batavia; des Observations sur le Commerce et les Productions de leurs pays, sur les Moeurs et les Usages de leurs habitans; la Campagne du Contre-Admiral de Linois dans les mers de l'Inde et à la Cote de Sumatra; des Remarques sur l'Attaque et la Defense de Colombo dans l'ile de Ceylon, lors de sa reddition aux Anglais; enfin un Vocabulaire des Langues francaise et malaise

avec un Atlas composé de Cartes marines et militaires, dressées par l'Auteur, des Planches, representant les Costumes et l'Armure des habitans de ces contrées et differentes vues etc. Par Ch^es Fo^is Tombe, ancien Capitain-Adjoint du Genie employé près de la Haute Regence à Batavia, actuellement Chef de Bataillon, Officier superieur de l'Etat-Major general de l'Armee d'Italie. Revu et augmenté de plusieurs notes et eclaircissemens, par M. Sonnini. Tom. I. XV. 413. Tom. II. 348. Paris, chez Arthur Bertrand, 1810.

Der Verfasser hielt ein Tagebuch, in das er das täglich eintrug, was er Merkwürdiges sah, und er versichert, daß er nichts in dieser Reisebeschreibung niedergeschrieben, als was er selbst beobachtet habe, und daß er nicht weiß, ob er mit den Nachrichten anderer Reisebeschreiber über die von ihm besuchten Gegenden übereinstimmt. Da er aber als Militair nicht so geübt im Schreiben war,

als es die Herausgabe eines solchen Buches erfodert, so übertrug er dieselbe dem bekannten Naturforscher und Reisebeschreiber von Aegypten und Griechenland, Herrn Sonnini, der Tombe's Werk mit mehreren Anmerkungen und Erläuterungen bereichert hat.

Eine Reisebeschreibung ist ein geschichtliches Werk und sollte in einer Uebersetzung selten oder nie abgekürzt werden; die letztere soll die Stelle des Originals vertreten, und dies ist nicht anders möglich, als daß alles so vollständig als möglich wieder geliefert werde, was im Original enthalten ist. Der Uebersetzer hat sich treu an diese Regel gehalten und sich nur zu Ende des ersten Bandes des Originals und im zweiten Bande mehrere Abkürzungen und Zusammenziehungen erlaubt, hat aber nichts weggelassen, was irgend worüber eine Aufklärung verbreiten könnte, und er würde sich auch dies nicht erlaubt haben, wenn es nicht der Inhalt gestattet, und der Herr Verleger es bei dem jetzigen kläglichen Zustande des Buchhandels gewünscht hät-

te. Der Uebersetzer hat hier und da einige Anmerkungen und zwei weitläufige Zusätze, 1) über die canarischen Inseln aus Ledrus Reise, und 2) über die Insel Madagascar aus einem Aufsatze des Herrn Fressange beigefügt, der diese Insel in den Jahren 1802 und 1803 besucht hat. Hätte ihn nicht der Raum beschränkt, so würde er noch einige Aufsätze über die Insel Java beigefügt haben, die sich in den Annales des Voyages, de la Geographie et de l'Histoire (z. B. im 36. Cahier über den gegenwärtigen Zustand von Java) par Malte-Brun befinden. Einen derselben, über die Sitten, Vergnügungen, und Schauspiele der Javaner von Herrn Deschamps, hat er schon im Jahre 1808 im asiatischen Magazine 2ten Bd. 3. Stück in der Baumgärtnerschen Buchhandlung übersetzt.

Die Charten, welche sich bei dem Originale befinden, hat man bei der Uebersetzung weggelassen, ob sie schon viele Berichtigungen unserer bisherigen Charten von diesen Gegenden enthalten, weil man

glaubte, sie müßten erst zu einem Ganzen verarbeitet werden; auch hat man das malayische Wörterbuch so wie die Geschichte der Eroberung von Colombo auf der Insel Ceylon weggelassen, die vorzüglich gegen Percivals Nachrichten von dieser Einnahme (s. S. 126 der Beschreibung der Insel Ceylon. Aus dem Engl. mit Anmerkungen übersetzt von dem Dr. Bergk. Leipz. 1803) gerichtet ist. Von den Kupfern hat man die interessantesten ausgewählt und sie der Uebersetzung beigefügt. Sie werden am Ende des Werkes angebunden.

Leipzig, den 4ten Mai 1811.

J. A. Bergk.

Verbesserungen.

S. 1. Z. 11 Ingenier lies Ingenieur
47. Z. 8 von unten harte Wein lies Sekt
214. Z. 13 Zuckerrohr lies Zimmet
255. Z. 11 Baby lies Baly.

Inhalt.

1. Kapitel. Veranlassung meiner Reise — Abreise von Nantes nach der Insel Frankreich — Ansicht der Inseln Porto Santo, Madera, Palma und Ferro — Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung — englische und holländische Schiffsabtheilungen. S. 1
Anmerkungen zu dem ersten Kapitel, von Hrn. Sonnini. S. 17
Zusatz des Uebersetzers zu der Nachricht von den canarischen Inseln. S. 17 — 32
2. Kapitel. Aufenthalt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung — Beschreibung dieser Colonie, ihrer Rhede, der Stadt und ihrer Umgebungen — Aufschub ihrer Uebergabe an die holländischen Truppen — unsere schnelle Abreise wegen dieser Nachricht. S. 40
3. Kapitel. Abreise vom Vorgebirge der guten Hoffnung — Ansicht der Insel Rodrigue — Ankunft auf der Insel Frankreich — unsere Landung im Hafen Napoleon oder im Nordwesthafen. S. 56
Anmerkungen zum dritten Kapitel, von Herrn Sonnini. S. 64
4. Kapitel. Beschreibung der Insel Frankreich — Gouverneure dieser Insel — die Rhede des Hafens Napoleon — Breite und Länge der Hauptorte — ihre Größe, die Gebirgshöhen und kleinen dazu gehörigen Inseln — Stadt und Hafen Napoleon — Civil- und Militairverwaltung der Colonie. S. 66
5. Kapitel. Fortsetzung der Beschreibung der Insel Frankreich — ihr Handel — ihre Verbindungen mit den Inseln Madagascar, Bonaparte und Batavia —

ihre Erzeugnisse und Merkwürdigkeiten im Innern. S. 79
Anmerkungen zu dem fünften Kapitel, von Herrn Sonnini. S. 98
Ueber die Insel Madagascar. Ein Nachtrag von dem Uebersetzer. S. 121 — 150

6. Kapitel. Meine mißliche Lage — die Engländer verweigern die Uebergabe von Pondichery an den General Decaën — seine unerwartete Ankunft auf der Insel Frankreich mit der Abtheilung des Contreadmirals Linois — eine Corvette überbringt die Nachricht von dem neuen Kriege — Decaën wird zum Generalcapitain unserer Niederlassungen östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung ernannt und als solcher anerkannt — neue Regierung der Colonie. S. 151

7. Kapitel. Ich werde im Ingenieurcorps der Colonie in meiner Eigenschaft als Lieutenantadjunkt der ersten Klasse angestellt — man trifft Veranstaltungen zu einer geheimen Expedition nach Indien — der Generalcapitain ernennt mich zum Ingenieurcapitain — ich schiffe mich mit ein und mache den Feldzug auf der Flotte des Contreadmirals Linois mit — Wegnahme mehrerer englischen Schiffe in den indischen Meeren — Angriff und Zerstörung des englischen Comtoirs zu Benculen auf der Insel Sumatra. S. 166
Anmerkungen zu dem siebenten Kapitel, von Herrn Sonnini. S. 186

8. Kapitel. Abfahrt von der Küste von Sumatra — wir begegnen einem malayischen Fahrzeuge, das dem Könige von Natal gehört — unsere Ankunft zu Batavia — Landung der Truppen, welche die Expedition ausmachten — Bedingungen, unter welchen sie von der holländischen Regierung aufgenommen werden

— von dem Ingenieurcorps bleibe ich allein zu Batavia — Rückreise der Stabsofficiere nach der Insel Frankreich — Weigerung des Iman von Mascate, unsern Consul anzunehmen — Ankunft einer holländischen Flotte aus Europa. S. 190

9. Kapitel. Beschreibung von Batavia — seine Lage — seine Regierung — sein Handel — seine Verbindung mit Japan — Art, wie man in diesem Lande handelt — allgemeine Bemerkungen über den Handel mit Colonialprodukten. S. 202

Anmerkungen zu dem neunten Kapitel, von Herrn Sonnini. S. 215

10. Kapitel. Vertheidigung von Batavia — seine Bänke — indische und europäische Truppen — seine Bevölkerung — verschiedene Nationen, aus denen diese besteht — seine Spaziergänge — seine Ungesundheit — Produkte seines Bodens. S. 217

11. Kapitel. Feierlichkeiten der Chinesen an ihrem Todtenfeste — einige Nachrichten von diesem Volke — sein Gewerbfleiß — seine häuslichen Tugenden. S. 231

12. Kapitel. Umliegende Gegend von Batavia — Welte-Freden, Tanabang — Mester Cornelis — Inseln Onrus und Lambusa — Beschreibung von Tijelenking — seine falsche Bucht — geheiligte Bäume — Gräber der Kramaten. S. 244

Anmerkungen zu dem zwölften Kapitel, von Herrn Sonnini. S. 259

13. Kapitel. Die französische Abtheilung des Contreadmiral Linois stößt in der Meerenge von Malacca auf die englische Convoy, die von China kommt — Gefecht — Unglückliches Ereigniß — Die Schiffbrüchigen werden gerettet — Ihre Abentheuer — Entwürfe der Holländer auf die Insel Banca — die Be-

schreibung dieser Insel — Hülfsquellen, die sie gewähren kann — Fortsetzung der Abentheuer der Schiffbrüchigen. S. 263
Anmerkungen zu dem dreizehnten Kapitel, von Herrn Sonnini. S. 280
14. Kapitel. Ermordung des Königs von Bantam — Krönung seines Nachfolgers — einige Nachrichten von diesem Reiche — Absichten der Holländer auf das Land der Lamponen — Faktoreien auf den Inseln Borneo, Timor und Byman. S. 281
15. Kapitel. Meine Anstalten zur Rückreise nach der Insel Frankreich — Gesandtschaft des Sultans von Palimbang — meine Einschiffung — wir stoßen auf Riffe — Unmöglichkeit, mit einem Gegenmansuhn aus der Sundastraße heraus zu kommen. S. 295
16. Kapitel. Wir verfehlen die Meerenge von Madura und gerathen auf die große Bank dieser Insel — gefährliche Lage — wir segeln durch die Meerenge von Baly heraus — Winde, Strömungen und schnelle Ströme in diesem Meere. S. 309
17. Kapitel. Sturm — unsere schreckliche Lage — wir werden an die Küste von Neuholland verschlagen — wir segeln nach der Insel Timor, um daselbst zu scheitern — ein englischer Corsar nimmt uns, giebt uns die Freiheit wieder, werden aber nochmals von ihm genommen und steigen endlich in einer Wüste ans Land. S. 322
18. Kapitel. Abreise aus der Bucht Balembuang — unsere Ankunft zu Bagnu Wangie — seine Beschreibung, so wie die Beschreibung jener Bucht — gute Aufnahme bei dem indischen Prinzen und dem holländischen Befehlshaber. S. 337

19. Kapitel. Abreise von Bagnu Wangie — unsere Caravanenreise im Innern der Insel Java — Wüste Balembuang — unsere Ankunft zu Panarukan — seine Beschreibung nebst den Beschreibungen der Fürstenthümer Besuki, Banger, Passurnang und Bangell — gute Aufnahme bei den javanischen Fürsten. S. 347

20. Kapitel. Gute Aufnahme bei dem Gouverneur von Surabaye und bei dem holländischen Admiral — Beschreibung dieser kleinen Stadt und der umliegenden Gegend und jener der Stadt Gressec — Feste, welche uns der Tomogon von Gressec giebt. S. 367

21. Kapitel. Meine Rückreise nach Batavia — Meerenge von Madura — eine Vorstellung von Sidaijo — Ansicht von Rambang, Japara und Javanna — wir laufen zu Samarang, der Residenz des Gouverneurs von ganz Java, ein — Beschreibung dieses Orts. S. 377

22. Kapitel. Abreise von Samarang — Ansicht von Tagal — Beschreibung von Tcheribon — wir laufen da ein; Ursachen davon — Aufstand im Lande — Gefahren, welche man wegen der malayischen Seeräuber läuft — unsere Ankunft zu Batavia. S. 383

23. Kapitel. Meine Abreise von Batavia — Ansicht der Inseln Rodriguez und Bonaparte — Ansicht von St. Leu — wir gehen auf der Rhede von St. Paul vor Anker, um Erkundigungen einzuziehen — Fortsetzung unsrer Reise nach der Insel Frankreich — ein neuer englischer Kreuzzug zwingt uns nach St. Denis auf der Insel Bonaparte zu flüchten. S. 391

24. Kapitel. Meine Abreise von der Insel Bonaparte — meine Ankunft auf der Insel Frankreich

und meine Landung am schwarzen Flusse — vortheilhafte Veränderung in der Colonie — meine Einschiffung auf eine kaiserliche Corvette, um nach Frankreich zurückzukehren — Einkehr auf der Insel Bonaparte. S. 395

25. und letztes Kapitel. Beschreibung der Insel Bonaparte — Verzeichniß ihrer Gouverneure — Ursprung ihrer Bewohner — ihre Erzeugnisse und ihre Temperatur — Rückreise nach Frankreich — Landung in Spanien. S. 399

Fortsetzung und Ende unserer Reise. 408

Tombe's Reise nach Ostindien

in den

Jahren 1802, 1803, 1804, 1805 und 1806.

Erstes Kapitel.

Veranlassung meiner Reise — Abreise von Nantes nach der Insel Frankreich — Ansicht der Inseln Porto-Santo, Madera, Palma und Ferro — Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung — Englische und holländische Schiffsabtheilungen.

Als den 27. März im Jahre 1802 auf dem Congresse zu Amiens der Friede mit England abgeschlossen und das Hülfscorps der Officiers-Adjuncten beim Ingenier-Corps, zu dem ich gehörte, seinen Abschied erhalten hatte, bemühte ich mich vergeblich, bei irgend einem Verwaltungszweige eine Anstellung zu erhalten, die mich und meine Familie ernährte. Die Löhnung eines Lieutenants auf halbem Sold, welche ich erhielt, und der Zuschuß, den man mir wegen meiner Feldzüge bei der Nord-Belagerungs-Sambre- und Maas- und Rheinarmee gab, waren bei weitem für mich nicht hinreichend und ich befand mich in einer sehr mißlichen Lage, als mir der Zufall die Bekanntschaft eines Mannes verschaffte, der mich hintergieng, und der unter dem fälschlich angenommenen Titel eines ehemaligen Ingenieur-Capitains der Marine und der Colonien bei mir Zutritt erhielt. Sein Alter, sein ehrliches und gefälliges Ansehen, seine erlogene Bescheidenheit und seine vorgeblicher Titel verschafften ihm bald mein Zutrauen. Ich vertraute ihm meine Besorgniß über die Zukunft;

er kam von der Insel Frankreich zurück, und sollte auch wieder dahin reisen; er schien Theil an meinem Schicksal zu nehmen, that mir den Vorschlag, mit ihm dahin zu reisen und bot mir viele Vortheile an, um mich zu diesem Entschlusse zu bewegen. Er hatte, wie er sagte, auf den Inseln Frankreich und Bonaparte (vormals Bourbon, alsdann Reunion) ansehnliche und reiche Besitzungen. Bei seiner Ankunft sollte er sie verkaufen, mir das Geld davon überliefern, um es in Waaren umzusetzen, gute Empfehlungsschreiben nach den Küsten Coromandel und Malabar und nach Bengalen geben, und ich sollte mehrere Jahre lang von diesem Theile Indiens aus mit der Insel Frankreich den Handel, so wie den Sklavenhandel von Madagascar betreiben. Die Hälfte der Vortheile sollte mir zu Theil werden und er wollte den Verlust allein tragen; außerdem schoß er mir in Hoffnung auf den künftigen Gewinn eine hinlängliche Summe vor, damit meine Familie ein Jahr lang ohne mich leben könnte; auch nahm er meine Reisekosten über sich. Wegen so vieler Vortheile, die mir ein Mann von 50 Jahren anbot, der militairische Titel besaß, welche von angesehenen Personen unterzeichnet waren, und zu dessen Gunsten Alles sprach, entschloß ich mich, sein Anerbieten anzunehmen.

So vergiengen einige Monate, und als endlich die Geschäfte beendiget waren, die, wie er sagte, ihn zu Paris aufhielten, verlangte ich von dem Fürsten von Neufchatel, damaligem Kriegsminister, einen uneingeschränkten Abschied, den ich auch erhielt, um die entworfene Reise zu unternehmen. Meine Reise bedung ich bei den Herren Colas Dubrat und Loir zu Paris, am Bord des Fahrzeuges der Flora, Capitain Boutet, das zu Nantes von dem Hause Cossin

ausgerüstet war, und reiste den 25. Juli 1802, welcher Zeitpunkt zur Abreise bestimmt war, nach diesem Hafen ab, wo wir auf unsere Kosten bis zu dem darauf folgenden 24. September blieben, an welchem Tage wir uns zu Minden — Saint Nacaire, etwas unterhalb Paimbœuf, beinahe an der Mündung der Loire, einschifften. Es waren 39 Reisende am Bord, worunter 15 Frauenzimmer; auch konnte uns das Schiff, ob es schon von 600 Tonnen war, kaum fassen.

Den Tag darauf, den 25. September 1802, um 3 Uhr Morgens, giengen wir bei einem guten frischen Winde unter Seegel. Da sich wenige Stunden nachher ein kühler vom Lande her wehender Wind erhob, so hatten wir die Küste bald aus den Augen verloren. Abends um 5 Uhr bemerkten wir einen Küstenfahrer, der Nothzeichen machte; als wir uns ihm näherten, bat er uns um einiges Wasser und Lebensmittel, auch fragte er uns, wo er sich befände. Er kam von Bayonne, und hatte in dem Meerbusen von Gascogne einen fürchterlichen Sturm ausgestanden, der ihm einen Theil seiner Masten, seinen Kompaß und den Ueberrest seiner Lebensmittel geraubt, und ihn weit von seinem Wege abgeführt hatte. Er befand sich nur 25 Stunden von der Küste, wir gaben ihm so viel, daß er bis dahin kommen konnte.

Bis zum 29sten war uns der Wind günstig, wir kamen daher glücklich aus dem Meerbusen von Gascogne heraus, den man wegen der Stürme und Windstöße, die man da auszustehen hat, besonders zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sehr fürchtet. Den 30sten trat Windstille ein. In der Nähe unsers Schiffs sahen wir zwei Bläser (Souffleurs); sie waren etwa 15 bis 20 Fuß lang und so dick, wie große wilde Schweine. Diese Thiere, welche in die Klasse der

Cetacea gehören, haben ein Luftloch, durch das sie das Wasser bis 20 Fuß in die Höhe werfen a) *).

Den 1. October Morgens fuhren wir vor dem Cap Finisterre vorbei, das unter dem 43° 3′ N. B. und 10° 40′ d. L. liegt. Wir segelten ungefähr in einer Entfernung von 14 Stunden vorbei. Den 5ten zu Mittage befanden wir uns unter dem 35° 52′ N. B. beinahe der Meerenge von Gibraltar gegenüber und trafen ein dänisches Schiff an, das nach Amsterdam segelte.

Den 7ten um 10 Uhr Morgens sahen wir die Insel Porto Santo, die unter dem 33° 12′ N. B. und unter dem 18° 30′ d. L. liegt. Sie gewährte uns den Anblick einer Kette von Bergen und beinahe steiler Felsen, wovon der höchste 400 Toisen über der Meeresfläche seyn kann. Zu Mittage fuhren wir in einer Entfernung von 3 Stunden vor ihr vorbei, indem wir sie links liegen ließen.

Um 3 Uhr Nachmittage entdeckten wir die Insel Madera, die unter dem 32° 45′ N. B. und unter dem 19° 30′ d. L. liegt und blos aus einem einzigen Berge zu bestehen schien, dessen Gipfel 600 Toisen hoch seyn kann.

Diese beiden Inseln, die den Portugiesen gehören, bringen, besonders Madera, vortrefflichen Wein hervor, den man in Indien sehr schätzt und stark verbraucht. Es wachsen eine Menge Pomeranzen, Zitronen und Limonienbäume darauf. Der Kanal, der sie

---

*) Siehe die Anmerkungen am Ende der Kapitel.

von einander trennt, ist 3 Stunden breit und 12 lang *).

Um 5 Uhr Abends fuhren wir vor Porto Santo vorbei und bekamen die verlassenen Inseln **) zu Gesichte, die unter dem 32° und 30′ N. B. und unter dem 19° d. L., folglich in einer geringen Entfernung von Madera liegen. Diese beiden kleinen Inseln sind unbewohnt, ob sie schon unter einem der schönsten Himmelsstriche von der Welt liegen; bisweilen kommen blos einige Fischer dahin. Abends um 10 Uhr fuhren wir vor ihnen, so wie vor Madera vorbei.

Den 8ten um 3 Uhr Nachmittags erblickten wir einen kleinen Wallfisch, der mehrmals um unser Fahrzeug herum schwamm, und uns bis den andern Tag folgte. Er konnte 40 Fuß lang und 10 breit seyn, und hatte einen Schwanz, dessen Ende einen halben Mond von ungefähr 18 Fuß Breite bildete. Einer der Reisenden schoß zweimal mit der Flinte auf ihn, traf ihn, die Kugeln aber schienen keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

Den 9ten um 6 Uhr Morgens bekamen wir die Insel Palma, Eine von den Canarischen Inseln, zu Gesichte. Um 3 Uhr Nachmittags segelten wir vor ihr vorbei, indem wir sie links ließen. Diese Insel liegt unter dem 28° 40′ N. B. und 20° d. L. und besteht aus einem Berge, dessen Gipfel etwan 900 Toisen über

---

*) Madera hat nach Barrow 90,000 Einwohner, und erbauet jährlich 25,000 Pipen Wein. Der Handel von Madera ist größtentheils in den Händen der Engländer.
D. Uebers.

**) Die Desertas sind drei kleine Inseln nahe bei Madera. Die größte heißt Table Deserte. D. Ueb.

der Meeresfläche liegt. Der ganze Strich, an dem wir hinfuhren, kam mir angebaut und bis auf den Gipfel bewohnt vor. Zwei Drittheile davon waren mit sehr dicken Wolken bekränzt, was einen sehr malerischen Anblick gewährte. Alle Bewohner der höher liegenden Theile genossen des Anblicks eines schönen Himmels; jene der niedrigen Theile aber hatten eine trübe Witterung und Regen. Diese Insel gehört Spanien; aber ein Kloster, das von der Hülfskirche zu Madrid abhängig ist, genießt die Vortheile davon. Der Wein, den man da baut, ist sehr geschätzt.

Den 10ten erblickten wir beim Aufgang der Sonne die Insel Ferro, die unter dem 27° 50′ N. B. und unter dem 20° d. L. liegt. Wir waren etwas zu weit von ihr entfernt, als daß wir ihre Gestalt erkennen konnten. Um 10 Uhr Morgens segelten wir vor ihr vorbei, indem wir sie links ließen b).

Den 16ten schoß eine Heerde Meerschweine an unserm Schiffe hin; man harpunirte Eines davon, aber es wehrte sich so sehr, daß man ohne zwei Kugeln, womit man es tödtete, viel Mühe gehabt haben würde, es an Bord zu ziehen. Seine Länge betrug $5\frac{1}{2}$ Fuß, seine Größe glich jener eines großen Schweines; es wog 130 Pfund; hatte 170 Zähne, 42 auf jeder der Seiten des untern und 43 auf den Seiten des obern Kinnbacken. Obgleich sein Fleisch schwarz aussah, so aßen wir es dennoch und es dünkte uns sehr schmackhaft; an Geschmack kam es dem Hirschfleische nahe. Die Seeleute behaupten, das heiße Blut dieses Thieres sey für Personen sehr heilsam, die an gichterischen Schmerzen litten; eine Dame, die viel Schmerzen auszustehen hatte, rieb sich mit dem Blute des Meerschweins, das man gefangen und geöffnet hatte, so wie sie auch dergleichen auflegte, und befand sich sehr wohl

darauf. Dies Thier hat eine lange Schnauze und kleine Augen; es zieht nie anders als heerdenweise umher und richtet beständig seinen Lauf nach der Seite hin, wo der Wind herkommen soll. Es schwimmt sehr schnell und springt bisweilen über 4 Fuß hoch aus dem Wasser empor c).

Den 17ten fieng man eine Bonite, die so groß wie ein mittelmäßiger Hecht war, dessen Gestalt sie auch beinahe hat. Ihr Fleisch ist trocken, aber weiß und sehr gesund. Dieser Fisch sieht außerordentlich artig aus; der Rücken und der Bauch sind silberfarbig, nebst braunen Streifen, die den Glanz dieser schönen Farbe erhöhen d). Des Abends erhaschte man eine Heerschnepfe, die sich auf Einer der Segelstangen niederließ; wir sahen hieraus, daß wir uns nicht weit von der afrikanischen Küste auf der Höhe des Cap Verd befänden, wo dieser Vogel herkommen konnte. Dies Cap liegt unter dem 14° 49′ N. B. In der Nacht vom 19ten zum 20sten hatten wir einen so starken Wirbelwind, daß wir unsern kleinen Bramstangenmast verloren; hieran war die wenige Thätigkeit der Matrosen bei der Lenkung des Schiffs Schuld.

Den 4ten November fiengen wir einen fliegenden Fisch, der sich aufs Verdeck schleuderte. Dieser Fisch ist so groß wie ein Häring; seine Farbe ist himmelblau: der Bauch ist von einem Weiß, das mit Himmelblau untermischt ist; seine Flossen sind den Flügeln einer Fledermaus ähnlich. Zwischen den Wendezirkeln, besonders in der Gegend der Linie, bekommt man Tausende von diesen Fischen zu Gesichte, die sich aus dem Wasser empor heben und von 50 Schritt zu 50 Schritten weiter fliegen, um einem fast unvermeidlichen Tode zu entgehen; denn sie haben an den Boniten, Thunnfischen, Großohren e) und Doraden grausame Feinde. Sie müssen ihre

Flossen naß machen, um ihren Flug fortzusetzen; auch werden sie oft ein Opfer dieser Nothwendigkeit. Der Fregattenvogel und der Taille-Mer f), zwei sehr gefräßige Raubvögel, die allenthalben über dem Oceane schweben, benutzen diesen Augenblick, um sich pfeilschnell auf sie herab zu stürzen und sie zu verschlingen.

Den 5ten folgte uns eine Heerde Haifische; man warf einen sehr starken Angelhaken nach ihnen aus, an dessen Ende man ein Stück Speck befestigte, und man fieng nach und nach 8 Stück. Sie waren insgesammt 5½ Fuß lang und hatten 3½ Fuß im Umfange. Sobald man sie aufs Verdeck herauf gezogen hatte, steckte man ihnen ein großes Stück Holz in den Rachen, das man bis auf den Magen hinab trieb, und hieb ihnen mit der Axt den Schwanz ab, worin ein großer Theil ihrer Stärke besteht. Diese Ungeheuer suchen vorzüglich den Sklavenfahrzeugen zu folgen, die vom Negerhandel kommen, gleichsam als ob sie im voraus wüßten, daß unter der Menge von Negern, die man da zusammenhäuft, Einige ihre Beute werden müßten. Die Haie sind so außerordentlich gefräßig, daß wenn sie nur ein wenig hungrig sind, sie Holz, ja selbst Messerklingen und Stücke Eisen verschlingen. Ich habe mehrere gesehen, die sich doch wieder zum Angriffe einstellten und sich fangen ließen, ob sie schon einen Theil des Kinnbackens verloren hatten, indem sie sich von dem Angelhaken los zu machen gesucht hatten.

Der Hai ist auf dem Rücken eisengrau, und unter dem Bauche sehr weiß; seine Haut ist schagrinartig, wie bei allen Seehunden, zu denen er gehört; er hat 4 Floßfedern, wovon 2 sehr abgesondert stehende an den Seiten und 2 am After; der vertikal stehende Schwanz ist getheilt, der Kopf rund, ein wenig oval, der obere Kinnbacken unbeweglich, der untere beweglich; er muß

sich daher auf die Seite drehen, wenn er seine Beute fassen will. Auf jeder Seite hat er 6 Kiefer, die mit Zähnen besetzt sind und wovon Einer über dem Andern liegt; sie sollen diejenigen ersetzen, die etwan zerbrechen oder vor Alter ausfallen könnten, und sind so weiß, wie das schönste Schmelz, dreieckig und sägenförmig. Dies Thier hat kleine Augen, wie das Schwein und ohne Glanz; es sieht nur in eine sehr geringe Entfernung und schwimmt sehr langsam; auch verläßt es die Schiffe, wenn sie in einer Stunde 2 Meilen machen. Obschon das Fleisch des Hais sehr weiß aussieht, so hat es doch einen unangenehmen Oelgeschmack; indessen essen es alle Seeleute, besonders sind die Matrosen sehr begierig darnach. An der Küste von Afrika hin findet man Thiere dieser Art, die 18 bis 20 Fuß lang sind. Auf dem Rücken haben sie gewöhnlich mehrere kleine Fische, die darauf fest sitzen, und die man Sauger nennt; wahrscheinlich leben sie von der öhlichten Substanz der Haut. Der Sauger ist beinahe 4 Zoll lang und 3 breit; zwei Drittheile seines Rückens nach dem Schwanze hin sind mit klebrigten Häutchen bedeckt, wovon sich das Eine über dem Andern wie Jalousienbreter befindet.

Nie bekommt man einen Haifisch zu Gesichte, der nicht mit einigen 30 kleinen Fischen begleitet wäre, welche man Lootsen nennt *); sie sind gewöhnlich so groß wie Sardellen, schwärzlich grau, mit weißen Schattirungen und mit Querstreifen auf dem Rücken. Dieser Fisch hat seinen Namen davon, daß er den Zug des Hais zu leiten scheint; wirklich gehen immer Mehrere voraus, Andere befinden sich an seinen Seiten,

*) Diese Lootsen oder Piloten gehören zum Geschlechte des Gasterosteus ductor. Anmerk. d. Uebers.

über und unter ihm, und die Uebrigen folgen ihm nach. Wenn man etwas ins Meer wirft, so schwimmen mehrere Lootsen von dem Vortrapp dahin, um den Gegenstand zu untersuchen, kehren darauf zu dem Haie zurück, gleichsam um ihm Nachricht zu geben, und führen ihn dahin.

Den 6ten fiengen wir mehrere Doraden, die sich blos durch eine lebhafte Goldfarbe, von der sie ihren Namen haben, von der Bonite unterscheiden. An diesem Tage sahen wir auch längs unsers Schiffes hin mehrere Meerhechte (becunes), aber man konnte keinen fangen; sie mochten 6 Fuß lang und so dick wie ein Mannsschenkel seyn; ihre Farbe kam mir schwärzlich grau vor. Dieser Fisch ist sehr gefräßig und für jeden, der ins Meer fällt, oder sich an solchen Stellen badet, wo er sich aufhält, gefährlich; denn die natürlichen Theile des Menschen sind für ihn der größte Leckerbissen: das ist alles, was er frißt; auch nennen ihn die Matrosen mit Recht den größten Feind des Menschengeschlechts g).

Des Abends befanden wir uns auf einer Bank von Boniten, Thunnfischen und Doraden, die sich über eine halbe Stunde weit um uns herum erstreckte. Sie folgte uns bis zum Wendekreis des Steinbocks, von dem wir jetzt noch über 500 Stunden weit waren. Wir fiengen so viele, daß auf dem Verdeck beständig alles voll davon war und daß einen Monat lang die Reisenden und die Schiffsmannschaft fast blos von diesen Fischen lebten, wovon man mehrere Fässer einsalzen ließ und wovon man endlich noch über die Hälfte von dem wegwarf, was man gefangen hatte.

Den 7ten fieng man einen Hai von einer verschiedenen Art, der einen sehr länglichen Kopf hatte und sich beinahe spitzig in zwei gebogenen Anhängseln, 18 Zoll

lang unten am Bauche, endigte, um das Weibchen zu drücken und zurück zu halten. Dies Thier war 9 Fuß lang und hatte 4 Fuß im Umfange h). In seinem Leibe fand man eine Serviette, die beinahe noch ganz war, und die man für Eine von denen hielt, welche zum Betttlacken für ein Kind von 11 Monaten gedient hatte, das eine reisende Dame vorgestern Abends verloren und das man nach dem Gebrauche ins Meer geworfen hatte. Diese Entdeckung suchte man sorgfältig vor einer Mutter zu verbergen, die schon so über den Verlust ihres Sohnes höchst untröstlich war.

Den 11ten befanden wir uns unter dem 3° N. B.; den 12ten unter dem 2° 38′; den 13ten fiengen wir einen Thunnfisch, der 5 Fuß 8 Zoll lang war und $3\frac{1}{2}$ Fuß im Umfange hatte. Er wog 100 Pfund; seine Augen waren so groß wie Ochsenaugen; sein Rücken sah schön azurblau und mit Querstreifen von einer sehr lebhaften Aurorafarbe bedeckt; alle diese Farben aber wurden nach und nach bleich, und als er eine Viertelstunde aus dem Wasser war, verschwanden sie fast gänzlich.

In der Nacht vom 14ten auf den 15ten durchschnitten wir ungefähr unter dem 24° d. L. den Aequator. Den 24sten bekamen wir mehrere Fregattenvögel i) zu Gesichte, die große ausgebreitete Flügel, die sich bis auf 10 Fuß erstrecken, einen gabelförmigen Schwanz, einen langen gebogenen Schnabel, einen weissen Kopf und weißen Bauch und ein schwarzes Halsband haben. Als Einer von diesen Fregattenvögeln uns so nahe kam, schoß man mit einer Flinte auf ihn, wodurch er verwundet wurde; hierdurch war er genöthigt, zwei fliegende Fische von sich zu geben, die er so eben verschlungen hatte. Wahrscheinlich kamen diese Vögel von der Insel Trinidad, von der wir nicht

weit entfernt waren. Nach unsrer Rechnung befanden wir uns unter dem 16° 20′ S. B.

An dem nämlichen Tage um 7 Uhr Abends bekamen wir ein Meteor zu Gesichte; das Meer war um uns herum mit Medusenhäuptern bedeckt. Das Medusenhaupt ist eine Art von Wurm, der verschiedene Gestalten annimmt, welche des Nachts auf der Oberfläche des Meeres ein Leuchten bewirken, das jenem einer großen Lampe oder einer großen Fackel gleicht, sich verlängert und eine Schlange, bisweilen auch eine Kugel bildet; am Tage hat er eine weiße Farbe und erscheint unter der Gestalt einer Artischoke, einer Tulpe u. s. w. k).

Nach unsrer Rechnung befanden wir uns den 5ten December unterm 26° 10′ S. B. Den 6ten Morgens bekamen wir zwei capsche Schafe oder Albatros zu Gesichte. Diese Vögel, die wahrscheinlich von der Insel Tristan da Cunha kamen, und sich bis auf 300 Stunden weit vom Lande entfernen, konnten so groß wie große Truthähne seyn; ihre ausgebreiteten Flügel betrugen ungefähr 5 Fuß; der Leib war weiß, so wie der untere Theil ihrer Flügel; der obere sah röthlich grau aus und auf jedem derselben waren zwei weiße Streifen; der Schnabel war groß, ein wenig gebogen und roth; der Hals lang wie beim Schwane; der Schwanz kurz und etwas fächerartig l).

Den 8ten befanden wir uns nach unsrer Rechnung unter dem 32° 33′ S. B. Den 9ten sahen wir 4 kleine Wallfische, die uns eine Stunde lang folgten: zu Mittage waren wir unter dem 33° 21′ S. B. und unter dem 17° 33′ ö. L. Den 12ten bekamen wir viele weiße Goeletten zu Gesichte m), die nach unsrer Vermuthung von der Insel Gough kamen: alles kündigte einen großen Sturm an, der indessen in der Nacht mit einem starken Wirbelwinde vorübergieng. Den

13ten befanden wir uns unter dem 33° 8′ S. B. und sahen viele Eisvögel, welche Sturmvögel sind. Dieser kleine Vogel verkündet gewöhnlich stürmische Witterung, weil er sich immer bei den Fahrzeugen vor dem Winde in Sicherheit zu setzen sucht; er hat die Gestalt und Farbe einer Schwalbe; an den Füßen hat er Häutchen wie die Ente, und das äußerste Ende seiner Flügel ist auroragelb n).

Den 14ten um 6 Uhr Morgens bekamen wir ein amerikanisches Negerfahrzeug zu Gesichte, das durch sein Manöuvre den Wunsch bezeugte, mit uns zu sprechen. Als wir ihm näher kamen, schickte uns der Capitain seinen Oberchirurgus und ließ uns um einige Erfrischungen bitten, die er für die Kranken nöthig hatte, die sich am Bord befanden: er kam von der Küste von Mozambique und fuhr mit einer Ladung von 400 Sklaven nach Montevideo am Flusse de la Plata; schon waren 45 an der Ruhr gestorben, die bei seiner Abfahrt an der Küste von Afrika herrschte. Diese Krankheit hatte so überhand genommen, daß Mehrere der vornehmsten Officiere auf den Tod darnieder lagen. Einen Augenblick nachher stellte sich der Capitain dieses Fahrzeuges selbst ein, und sein Chirurgus speiste mit uns. Nach seinem Besteck befanden wir uns 5 Grade östlich von dem Meridian von London und 180 Stunden vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Unser Capitain gab ihm Erfrischungen aller Art, vorzüglich Geflügel, und unser Chirurgus Arzneimittel, die den traurigen Folgen der Ruhr Einhalt zu thun im Stande waren. Mehrere Reisende, die unter ihren eigenen Vorräthen Burgunder-Wein und eingemachte Früchte hatten, schenkten ihm dergleichen für seine Officiere. Um 2 Uhr Nachmittags trennten wir uns und setzten unsere Reise fort.

Den 18ten sahen wir mehrere Wallfische, die 60 Fuß lang seyn konnten. Den 21sten bekamen wir mehrere Trupps Seevögel von der Klasse der Tailles-Vents zu Gesichte, die sich auf den Wellen niederließen, da das Meer etwas unruhig war. Dieser kleine Vogel ist so groß wie eine Lerche: der Rücken, der Bauch und der untere Theil der Flügel ist weiß; der obere Theil der Flügel hingegen von einem Grau, das mit Weiß übersäet ist o).

Den 22sten erblickten wir mit Anbruch des Tages ein kleines Fahrzeug, das mit uns einerlei Weg machte. Da wir zu Mittage nach dem Bestecke unserer sämmtlichen Officiere am Lande ankommen mußten, und da wir doch das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht bemerkten, wo wir einlaufen sollten, um Wasser, Holz und einige Erfrischungen einzunehmen, so stellte man Matrosen als Wachen aus.

Den 23sten um 8 Uhr Morgens sahen wir eine Art Wasservögel (manche de velours). Dieser prächtige Vogel, der sich nie weiter von der Küste entfernt, als man das Land sehen kann, diente uns zum Zeichen, daß wir uns sehr nahe bei demselben befänden; wirklich entdeckten es auch eine Stunde darauf die Wachen oben im Mastkorbe. Der Manche de velours sieht so weiß wie ein Schwan aus; blos der Rand der Flügel oben und unten ist schön schwarz; sein Schwanz ist ganz schwarz und hat in Ansehung seiner Form viel Aehnliches mit jenem einer Elster; sein Schnabel ist groß und rosenfarbig; sein Hals ist dick und lang, er ist beinahe so groß wie der Albatros (mouton du Cap) und seine ausgespannten Flügel haben ungefähr die nämliche Größe p).

Um 9 Uhr endlich meldeten uns die Matrosenwachen, daß sie Land sähen. Man kann sich vorstellen,

mit welcher Freude wir diese Nachricht vernahmen; jeder stieg eilfertig auf das oberste Stockwerk des Hintertheils, um das verheißene Land zu sehen, wo wir hoffen durften, nach einer dreimonatlichen Fahrt einige Tage zu verweilen. Ein kleiner Berg unter einer kleinen weißen Wolke, die ich am Horizont entdeckte, zeigte die Berge des Vorgebirgs der guten Hoffnung in einer Entfernung von 15 Stunden an. Man muß entweder Seemann seyn, oder einige Seereisen gemacht haben, um Land in so großer Entfernung zu erkennen und zu entdecken; ich gestehe, daß wenn man nicht mehrmals gerade nach der Stelle des Horizonts hingewiesen hätte, wo es lag, ich es nicht würde bemerkt haben.

An dem nämlichen Tage, den 23sten um 4 Uhr Nachmittags, sahe man deutlich die verschiedenen Berge, welche das Cap umgeben; da uns aber der Wind nicht günstig war, so konnten wir uns ihm nur langsam nähern.

Abends drehete man sich mit dem Schiffe, und wir lavirten bis den andern Tag früh, um während der Nacht dem Ufer nicht allzunahe zu kommen, weil wir fürchteten, es möchte uns ein zu heftiger Wind überfallen und uns an die Küste werfen. Den 25sten Vormittags um 10 Uhr benutzten wir einen frischen und günstigen Wind, liefen in den Kanal ein, fuhren vor der Spitze vorbei und giengen um halb 12 Uhr vorne auf der Rhede vor Anker, auf welcher wir bei Tagesanbruch einige dreißig Schiffe deutlich wahrzunehmen glaubten, wovon die Meisten Kriegsschiffe waren: wie groß aber war unser Erstaunen, als wir hierunter eine englische Abtheilung von 10 Linienschiffen und Fregatten unter den Befehlen des Admiral Curtis an der Seite einer holländischen Abtheilung von 7 Schiffen unter dem

Admiral Decker bemerkten und die Flagge der ersten Nation noch auf allen Forts wehen sahen! Da man in keiner Colonie ans Land steigen kann, wenn nicht vorher der Gesundheitsbeamte des Hafens mit einem Capitain am Bord der Fahrzeuge gekommen ist, um nachzusehen, ob nicht etwa da eine ansteckende Krankheit herrscht, so warteten wir eine halbe Stunde. Ein englischer und holländischer Chirurgus langten an und einen Augenblick darauf kam auch ein Capitain von der letztern Nation. Nachdem die Untersuchung beendigt war, und man auch Nachrichten über unsere Bestimmung, Ladung und Anzahl der Reisenden eingezogen hatte, wurde die Landung erlaubt. Wir erfuhren nunmehro, daß die englische Abtheilung zu Folge des Friedensvertrages zu Amiens angelangt wäre, um die englischen Truppen abzuholen; der General Dundas sollte diese Colonie dem holländischen General Jansen übergeben, der vor 8 Tagen mit seiner Abtheilung und mit 3000 Mann Truppen eingetroffen war, um den 1. Januar 1803 das Cap wieder in Besitz zu nehmen.

Nachdem verschiedene Schiffe vom Lande angelangt waren, stiegen wir endlich am Vorgebirge der guten Hoffnung ans Land.

Anmerkungen
zu dem ersten Kapitel.
Von Herrn Sonnini.

a) Der Name Bläser (Souffleur) ist allen Thieren gemein, welche die Familie der Cetacea ausmachen; man hat ihnen denselben deshalb gegeben, weil sie auf dem Kopfe eine doppelte Röhre haben, die bei einigen Arten blos eine einzige Oeffnung hat und die man Luftlöcher nennt. Diese Röhre ist dazu bestimmt, daß das Thier das Wasser in hohen Säulen in die Luft spritzt, das ihm in den Mund läuft, und das vermöge des besondern Baues, welcher den Cetaceis eigenthümlich ist, nicht in die Lungen dringen kann.

b) Ueber die canarischen Inseln findet man eben so zahlreiche als interessante Nachrichten 1) in den Essais sur les îles Fortunees et l'antique Atlantide par M. Bory de Saint Vincent. Paris An. XI. Teutsche Uebers. im 12. Bande von der Sprengel- und Ehrmannischen Bibliothek der Reisebeschr. 1804. und 2) in dem so eben erschienenen Voyage aux iles de Teneriffe, la Trinité, Saint-Thomas, Sainte-Croix et Porto-Rioco par André Pierre Ledru, ouvrage accompagné de notes et d'additions par M. Sonnini, 2 Tom. à Paris 1810. Aus diesem letztern Werke theilt hier der teutsche Uebersetzer Einige der interessantesten Nachrichten von den canarischen Inseln im Auszuge mit. Die canarischen Inseln, sagt Herr Ledru, die bei den Alten unter dem Namen der glückseligen Inseln bekannt waren, sind an der Zahl sieben; nämlich: Palma, Ferro, Gomera, Teneriffa, Canaria, Fortaventura und Lancerota. Hierunter sind noch nicht 5 kleine unbedeutende Inseln begriffen.

welche folgende Namen führen: Lobos, nördlich von Fortaventura, Roquete, Alegranza, Montana-Clara und Graciosa, nördlich von Lancerota. Diese Inseln gehören sämmtlich Spanien und liegen zwischen dem 27° 39′ und 29° 26′ 30″ N. B. und zwischen dem 15° 40′ 30″ und 20° 30′ d. L. Ihre Länge beträgt ungefähr 105 Stunden; ihre Breite 64, und ihren Umfang kann man auf 280 rechnen. Sie sind 20 Stunden von der Küste von Afrika und 190 von den Küsten von Europa entfernt. Sie nehmen in der Länge einen Raum von 4° 49′ 30″ und in der Breite von 1° 47′ 30″ ein. Man zählt darauf 14 Städte und 151 Dörfer oder Weiler (nämlich: 192 auf Teneriffa, 172 auf Canaria, 50 auf Palma, 49 auf Gomera, 38 auf Lancerota, 33 auf Fortaventura und 31 auf Ferro); 72 Pfarrkirchen, 92 Pfarrpfründen, 11 Collegien, 10 Hospitäler und 36 Festungen.

Auf den canarischen Inseln ändert sich die Temperatur der Atmosphäre häufig. Plötzlich geht man von der stärksten Wärme zu der durchdringendsten Kälte über. Im Ganzen ist an den Orten, die etwas hoch liegen, die Luft angenehm temperirt; allein an den Küsten ist sie sehr heiß. Wenn die Ost- oder Südostwinde zu lange anhalten, so sind diese Inseln einer außerordentlichen Trockenheit ausgesetzt. Den 26. Juli 1704 war die Hitze so groß, daß das Harz an den Tannen schmolz, die man zu Thüren und Fenstern gebraucht hatte, und alle Quellen austrockneten. Die ungestümen Winde führen auch schreckliche Orcane herbei. Den 25. October 1722 richtete ein Orcan sehr große Verwüstungen an, stürzte Häuser um und riß Bäume aus. Aehnliche Unglücksfälle ereigneten sich den 13. Mai 1763 und den 27. April 1768. Die Nordwinde, welche gewöhnlich zu Anfange des Winters herrschen, sind mit sehr feuchten Nebeln begleitet.

In gewöhnlichen Jahren rechnet man die Erndte auf diesen Inseln an Weizen, Gerste und Roggen auf 523,790 Fanegas, und der Verbrauch davon beträgt 519,790. Der Ueberschuß ist also 4,183 Fanegas. Der Mittelpreis des Weizen ist gewöhnlich die Fanega 40 Realen de Vellon; wenn er bedeutend höher steigt, so erleidet der Archipelagus ein Deficit, das mit der Preiserhöhung im Verhältniß steht; wenn er aber unter diesem Preise steht, so erndtet man mehr als man braucht.

Im Jahre 1790 betrug die Bevölkerung der canarischen Inseln 174,026; nämlich:

auf	Canaria	—	50,000	Einwohner.
—	Ferro	—	5,000	—
—	Fortaventura	—	9,000	—
—	Gomera	—	7,426	—
—	Lancerota	—	10,000	—
—	Palma	—	22,600	—
—	Teneriffa	—	70,000	—

Diese Berechnung beruht auf authentischen Nachrichten, welche mir der Herr von Villanueva mitgetheilt hat. Diese Anzahl würde schneller zunehmen, wenn die Hoffnung eines glänzenden Glücks, die aber nur zu oft getäuscht wird, nicht jedes Jahr mehrere Canarier nach den spanischen Colonien in der neuen Welt führte, von wo die Meisten nicht wieder zurückkommen.

Die Eingebornen bilden keinen reinen Menschenschlag, d. h. sie sind nicht frei von der Vermischung mit fremden Nationen; in ihren Adern floß oft das Blut der Mauren. Vor der Eroberung durch die Europäer standen diese Afrikaner mit den Guanchen in einem freundschaftlichen Verkehr; allein seit der Vertilgung dieser friedlichen Insulaner, welche die Europäer umbarmherzigerweise ermordet, haben sie oft versucht, sich auf den cana-

rischen Inseln festzusetzen, indem sie glaubten, eben so viel Recht auf diese Inseln zu haben, als die Unterdrücker ihrer ehemaligen Freunde. Im Jahre 1569, 1586, 1618 und 1749 landeten sie auf Lancerota; 1593 auf Fortaventura, 1618 auf Gomera und auf Palma, und 1749 auf den Westküsten von Teneriffa; bald waren sie Sieger, bald geschlagen; die Einen kehrten nach Afrika zurück, die Andern verheiratheten sich auf den canarischen Inseln. Indessen hat man doch aus Vorurtheil beständig diese vermischten Heirathen verachtet, und die Einwohner, die sich rühmen, von einer reinen Race abzustammen, wollen sich nicht mit Andern verbinden, die sie als ausgeartet betrachten.

Der Gouverneur dieser Insel führt den Titel, General-Commandant. Er hält sich gewöhnlich zu Santa-Cruz auf Teneriffa auf, und entscheidet über alle Militairangelegenheiten, wo man indessen nach Madrid appelliren kann. Sein bestimmter Gehalt beträgt 9000 Piaster. Ein Auditeur, ein Stellvertreter des Königs, ein Platzmajor und ein Kriegscommissair machen seinen Generalstab aus.

In etwas bedeutenden Gemeinden ist die Rechtsverwaltung einem Alcalde übertragen, der in peinlichen Fällen die Instruktion des Prozesses beginnt, und sich der Person des Verdächtigen bemächtiget; in bürgerlichen Angelegenheiten entscheidet er in letzter Instanz bis zur Summe von 350 Franken. Der oberste Gerichtshof hat seinen Sitz auf Canaria. Auf diesen Inseln folgt man den Gesetzen Castiliens; als Provinzen gehören sie zu Andalusien. Canaria, Teneriffa und Palma werden als königliche Inseln angesehen; das Eigenthum der Nutzungen (Dominium utile) der 4 übrigen ist veräußert worden, aber nicht ihr Eigenthum über Grund und Boden (Dominium directum).

Canaria genießt vermöge seiner großen Erhöhung über die Meeresfläche einer herrlichen, beinahe immer gleichen Witterung. Sie bringt Seide, Wein von mittler Güte, wovon ein Theil im Lande verbraucht, der andere aber in Aquavit verwandelt wird, weiße welsche Bohnen, von einem angenehmen Geschmack, womit man einen Handel mit den übrigen Inseln und mit Cadix treibt; sehr geschätzten Zucker, den man nach Verlauf von 2 Jahren einerndtet, und der 14 Fabriken beschäftiget; Honig, Wachs, Wolle, Baumwolle, Oliven und viel Salz hervor, wovon man einen Theil zum Einsalzen der Fische verbraucht, welche die Canarier an der Westküste von Afrika fangen.

Nach einer Untersuchung vom Jahr 1793 auf Befehl der Obrigkeit erbauet diese Insel jährlich ungefähr 39,680 Fanegas Weizen, und 30,973 Gerste; zusammen 70,653. Der Verbrauch beträgt 58,959, nämlich 18,250 an Weizen für die Hauptstadt; 24,620 für die übrige Insel; 16,089 zur Aussaat: es bleiben also 11,694 Fanegas Getreide übrig, welche in den Handel kommen. Indessen lebt das gemeine Volk gewöhnlich blos von Mais, von dem man mehr erbaut als Weizen und Gerste. Ganze Dörfer kennen das Weizenbrodt blos als einen Gegenstand des Luxus. Einige Bezirke, die besonders fruchtbar sind, haben zwei Weizenerndten; die Eine fällt in den Februar, die Andere in den Juni. Die Weizenart, die man am meisten baut, ist der Trigo-morisco oder Weizen aus der Barbarei.

Die Hauptstadt heißt Palmas und hat 9440 Einwohner. Die Insel Canaria hat eine beinahe runde Gestalt; man hält sie für die fruchtbarste und wasserreichste unter den canarischen Inseln. Sie hat viel vortreffliches Erdreich, das einen guten Boden hat, der größtentheils aus Thon zu bestehen scheint. Sie hat mehr Vieh als

Jährlich erbauet diese Insel ungefähr 200 Fanegas Mais, 300 Fanegas Schminkbohnen und 13,770 Faneg. Weizen oder Gerste, im Ganzen 14,470. Durch die Aussaat wird diese Summe um 2631 vermindert: es bleiben also 11,839 Fanegas für eine Bevölkerung übrig, die man im Jahre 1790 auf 7426 schätzte. Auf jede Person kommt also $1\frac{1}{2}$ Fanega, was bei weitem nicht zureicht. Die meisten Einwohner sind arm; sie leben von Jesus-Christus-Wurzel (Pteris aquilina, Adler-Saumfarn), von Erdäpfeln und Gofio. Das Letztere bereitet man auf folgende Art: man läßt auf einer irdenen Platte entweder Weizen oder Gerste oder Roggen oder Mais leicht rösten, und verwandelt die so gerösteten Körner auf einer kleinen Handmühle in Mehl. Der Canarier genießt den Gofio im Zustande des Mehls oder auch als Klößchen, die man entweder in Wasser oder in Milch oder in Fleischbrühe oder in Honig getunkt hat.

Einige fruchtbare und wasserreiche Bezirke bringen eine ziemlich große Menge Nüsse, Birnen, Feigen, Zitronen, Bataten, Maulbeeren, Ignamen, Zwiebeln, Flachs, Honig und Wachs hervor. Die Erndten treten später ein, als auf den übrigen Inseln; dies rührt von den hohen Bergen und von den tiefen Thälern her. Auf dieser Insel findet man Gänse, Tauben, Rebhühner, Wachteln, Hirsche und Rehe; sie hat ungefähr 600 Esel, 500 Lastthiere und 6000 Stück Rindvieh und Schafe.

Lancerota, dessen Hauptstadt Teguisa heißt, hat ungefähr 50 Dörfer und Weiler, bringt Wein von mittlerer Güte, aus dem man fast lauter Aquavit für Amerika macht, Erdäpfel und alle Arten guten Gemüses hervor, wovon es einen großen Theil nach Teneriffa absetzt. Im Jahre 1792 erbaute es 28,440 Fanegas Weizen, 127.021 Gerste, im Ganzen 155,461. Zum Verbrauche brauchte man 10,000 Fanegas Weizen, und

50,000 Gerste: der Ueberrest von 95,461 Fanegas kam in den Handel. Kameele, Maulesel und Esel sind auf Lancerota sehr gemein, das auch Pferde erzeugt, wovon man die besten das Stück für 100 bis 150 Piaster verkauft. Sie stammen aus der Barbarei her. Die Felder, die man der Wälder beraubt hat, welche sonst ihre Zierde ausmachten, und denen es an Flüssen fehlt, werden bisweilen von Trockenheit heimgesucht, die sie unfruchtbar macht und alsdann die Einwohner in das größte Elend stürzt.

Vulkane haben an vielen Stellen einen Sand mit Asche vermischt verbreitet, der 4 bis 5 Fuß tief ist. Die Einwohner durchstechen ihn, bis sie Erdreich finden, wohin sie Weinreben pflanzen, die vortrefflich gedeihen und sich ausbreiten. Man hat oft gesehen, daß ein einziger Fuß mit Weinreben bepflanzt eine halbe Pipe Wein, d. h. 240 Pariser Kannen geliefert hat.

Palma, das in der Mitte sehr gebirgig ist, ist blos an den Küsten bewohnt und fruchtbar. Es bringt gutes Gemüse, viel Wein, wovon man einen Theil in Aquavit verwandelt, eine große Menge Mandeln, ungefähr 3000 Arroben Zucker, Honig, Wachs und Seide hervor, die einige innländische Fabriken verarbeiten. Auch bauet es jährlich ungefähr 44,350 Fanegas Weizen, Gerste und Roggen. Zur Aussaat braucht man 6652, es bleiben also für die Bedürfnisse des Landes noch 37,698 Fanegas übrig, welche bei weitem nicht zureichend sind. Nach Clavijo findet man auf dieser Insel weder Rothwild noch Rebhühner noch Hasen. Zu Zeiten des Mangels lebt das Volk wie auf Gomera von der Jesus-Christus-Wurzel.

Teneriffa ist die größte und reichste der canarischen Inseln; nach Clavijo ist sein vornehmstes Produkt Malvasier- und Vidonia-Wein. Es erbauet viel

Weizen, Gerste, Mais und andere Getreidearten, die aber zu seinem Verbrauche bei weitem nicht hinlänglich sind, Honig, Wachs und Färbemoos, und hat viel Vieh. Man findet darauf eine große Menge köstlicher Früchte, Zuckerrohr, Ignamen, Orangen, Zitronen, Mandeln, Datteln und Kastanien; auch liefert es viel Seide, welche die inländischen Manufakturen verarbeiten, und erbauet auch etwas Flachs; der Hanf aber ist unbekannt. Das Fleisch ist gesund; das Schöpsenfleisch vortrefflich. Der Fisch, den man auf der Nordseite dieser Insel fängt, ist von vorzüglicher Güte. Auf Teneriffa bekommt man weder Rothwild noch giftige kriechende Thiere zu sehen.

Auf den Bergen stehen Tannen, Cypressen, Drachenbäume, Cedern, Lorbeerbäume, und ihr sehr hoher Gipfel ist im Winter mit Schnee bedeckt. Der berühmte Pic beherrscht sie sämmtlich. Der Boden, ausgenommen der südliche Theil, wird von Quellen und Strömen bewässert, die ins Meer laufen.

Die wichtigste Stadt auf Teneriffa ist Santa Crux, das 8390 Einwohner hat; die Witterung ist hier gewöhnlich schön, die Luft ruhig und trocken. Im Juli, August und September aber ist die Hitze außerordentlich stark; ihr Boden wird durch Regen befeuchtet, die von dem December an bis in den April fallen.

Ueber den Ackerbau der canarischen Inseln, besonders über jenen auf Teneriffa, hat Herr Tessier, Mitglied des französischen National-Instituts, einen Aufsatz bekannt gemacht, den wir hier im Auszuge mit einigen Anmerkungen des Herrn Ledru mittheilen wollen.

„Auf den canarischen Inseln fängt es zu Ende des Novembers zu regnen an; dies geschieht aber blos in Zwischenräumen; die Regenzeit erstreckt sich nicht über den

Monat März hinaus *). Diese Jahreszeit heißt der Winter, ob es schon fast nie gefriert, und man blos auf den Bergen, besonders auf dem Pic von Teneriffa, Schnee fallen sieht. Hier bleibt er vom November bis in den Mai und Juni liegen, und blos erst im Juli und August kann man ihn bereisen.

„Zum Unterhalt der Menschen bauet man Weizen, sehr wenig Roggen, viel Gerste und Mais, Erdäpfel, Schminkbohnen und Kichererbsen, Garbansos genannt. Die Maisernbte ist die beträchtlichste; Gerste säet man wenigstens eben so viel als Weizen **). Zum Viehfutter braucht man Feigbohnen, Linsen, Erbsen, Sorgho, große und kleine Bohnen und sehr wenig Hafer. Im Ganzen lebt das Vieh von sehr gut erhaltenem Weizenstroh, von Maisblättern und Gras, das es auf den Feldern findet; auch füttert man es mit Gerstenkörnern.

„Auf diesen Inseln bekommt man prächtige Baumwollenstauden zu sehen, um deren Anbau sich aber die Einwohner nicht bekümmern; auch könnte man das Zucker-

*) Diese Regen verursachen bisweilen große Verheerungen; das Wasser stürzt in Strömen von den Gipfeln der Berge herab, macht an ihren Seiten Furchen, reißt die Bäume aus, stürzt große Felsenstücke in die Hohlwege herab, wovon es Stücke mit ins Meer nimmt, nebst den Pflanzen und der vegetabilischen Erde, die sie ernährte. Indessen bringen diese Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit und Ueberfluß; der Boden von Teneriffa, den eine glühende und fast senkrecht stehende Sonne austrocknet, würde außerordentlich unfruchtbar seyn, wenn ihn nicht, besonders im Februar und März, Regen bewässerten.

**) Außerdem findet man auch den Feigenbaum; auf den Ebenen, die zum Anbau dienen, den Oelbaum, den Weinstock, den Dattelbaum.

rohr da anbauen, das man in einigen Theilen wirklich angepflanzt hat *).

„Auf der Insel Teneriffa bauet man seit undenklichen Zeiten Weizen und Gerste; man vermuthet, diese Getreidearten wären bei der Eroberung der Spanier daselbst bekannt worden. Was den Roggen, den Mais, die Kichererbsen und der Erdäpfel anbetrifft, so hat man sie erst in neuern Zeiten, und zwar nach und nach dahin gebracht. Man glaubt, daß es nicht über 30 bis 40 Jahr her sey, wo man die Erdäpfel daselbst eingeführt hat, welche jetzt beinahe die Hauptnahrung der Einwohner ausmachen. Nimmt man den Weizen, die Gerste und den Roggen aus, so baut man die ökonomischen Pflanzen blos um die Häuser herum; man pflanzt sie nicht über eine Stunde weit von den Städten.

„Außer den Pflanzen, die man hier in großer Menge bauet, bauet man auch noch in den Gärten Cappiskohl, Blumenkohl, Zwiebeln, wovon man einen Theil nach Amerika ausführt, Bataten, vier Arten Flaschenkürbisse und Wassermelonen.

„Ein großer Theil von Teneriffa ist gebirgigtes Land oder steinigter Boden; daher giebt es große Strecken, welche gar nichts tragen; die Insel erbauet also nicht so viel als sie braucht. In den nördlichen Bezirken von Teneriffa giebt es Berge, wo man täglich Kohlen brennen und Brennholz hauen läßt. Auf der Seite des Pics im südlichen Theile der Insel wachsen auf den Bergen sehr harzreiche Tannen, welche die Einwohner Tea

---

*) Teneriffa erbauete vormals in den schönen Tagen seines Wohlstandes eine große Menge Zuckerrohr. Jetzt sind Adexe und Silos die einzigen Gemeinen, wo man es noch findet. Den Zucker, den es liefert, verbrauchen die Einwohner, die ihn jenem von den Antillen vorziehen.

nennen. Man macht Breter und Balken daraus, und braucht sie zum Feueranmachen, zum Fischfangen in der Nacht und zum Lichte in den Häusern; man gewinnt Theer daraus, den man nach Cadix verschickt. Auch diese Bäume nehmen ab, und es steht zu befürchten, daß die Insel in 30 Jahren kein Holz mehr hat.

„Das Zug- und Lastvieh füttert man im Sommer mit Häckerling, im Winter aber mit Gras. Auf Teneriffa sind die Maulesel leidlich, die Esel klein, können aber sehr viel ausstehen. Die Schafe haben alle Hörner; die stärksten wiegen 50 Pfund; sie sind 2½ Fuß hoch. Das Fell, das man jährlich blos einmal schiert, wiegt 4 bis 4½ Pfund, wenn es nicht gewaschen ist; hat man es aber gewaschen und gereinigt, so wiegt es blos die Hälfte.

„Im Sommer fehlt es Teneriffa an Wasser, wodurch der Getreide- und Futterbau außerordentlich leidet. Sollte es aber nicht möglich seyn, einen Theil von dem Wasser auf die trockne Jahreszeit aufzusparen, das zur Regenzeit im Ueberflusse herabfällt, um das Land damit zu bewässern?“

Der Weinbau macht das vorzüglichste Produkt und den Hauptzweig des Wohlstandes von Teneriffa aus. Die Weinberge befinden sich großentheils auf der Nordwest- und Südseite von Tegine bis nach Buenavista und bis in die Gegenden von Adexe und Guimar.

Auf Teneriffa gewinnt man zwei Arten von Wein; den Malvasier und den Vidonia. Den Ersten, der aus Malvasia, einer kleinen Insel an der Westküste von Morea herstammt, erhält man von der Traube, die man noch nach dem Zeitpunkt ihrer Reife an dem Stocke hängen läßt, um durch die Sonne gebraten und ausgetrocknet zu werden. Dieser Wein ist zucker-

süß, läßt sich angenehm trinken und hält sich lange. Sonst führten die Engländer eine große Menge davon aus; jetzt machen die Eigenthümer blos zu ihrem eignen Gebrauch solchen Wein. Der Kilolitre kostet 8 bis 900 Franken; die Pariser Pipe dieses Weins, die 608 Kannen enthält, kommt auf 5 bis 600 Franken, und jede Kanne ungefähr auf 80 Centimen zu stehen. Der Vidonia, den man von einer großen Beere erhält, welche einen starken zu Kopfe steigenden Saft liefert, wird nach der in Europa gewöhnlichen Art zubereitet. Er kostet die Hälfte weniger als der Malvasier.

In reichlichen Jahren erzeugt die Insel bis auf 20,000 Pipen; in gewöhnlichen Jahren bringt sie blos 12 bis 15,000 hervor, wovon ungefähr ein Drittheil in den Handel kommt; den übrigen trinkt man auf Teneriffa, oder man macht Aquavit davon. Diese Berechnung bezieht sich blos auf die Weine, welche auf Teneriffa wachsen: außerdem ist diese Insel der allgemeine Niederlagsort aller der Weine, welche die canarischen Inseln für den Handel bestimmen. Auf diese Art ist die Menge der aus der Colonie ausgeführten Weine weit beträchtlicher und beläuft sich bisweilen auf 10,000 Pipen. Der Wein, den man ins Ausland verkauft, ändert oft seinen Namen und heißt in Amerika Madera-Wein.

Blos einige wohlhabende Leute essen Getreidebrodt. Das gemeine Volk lebt gewöhnlich von Erdäpfeln, Flaschenkürbissen, Zwiebeln, Gemüsen, Gofio und eingesalzenen Fischen. Diese letztere ungesunde Speise, die sich nicht über 4 Monate hält, ist die nächste Ursache der Hautkrankheiten, die zu Santa Crux und Laguna so häufig sind. Bei denjenigen, die daran leiden, ist der Körper mit schuppigten Pusteln bedeckt, die den Blattern ähnlich sind.

In der Küche macht man häufig Gebrauch von dem

Coriander, um die Speisen zu würzen, und dem Saffran, um sie gelb zu machen. Butter macht man beynahe gar nicht; diejenige, die man braucht, kommt aus Irland, Holland und den vereinigten Staaten von Nordamerika. Außer dem innländischen Fleische erhält Teneriffa noch dergleichen von Lancerota, Ferro, Fortaventura und Canaria. Ihr Salz erhält sie von der letztern Insel und aus Spanien, woher es die Schiffe als Ballast mitbringen. Der gewöhnliche Tagelohn eines Arbeiters ist 2 Realen de Plata; die Zimmerleute und Maurer bekommen 5.

Die Engländer, Dänen, Spanier und Amerikaner kommen am häufigsten nach Orotava und Santa Cruz. Lange Zeit ist die Bilanz zu Gunsten der Ersten gewesen, deren Handelsverbindungen der Insel größere Vortheile gewährten; von diesen reichen Seefahrern erhielt sie ihre meisten Waaren, die sie bedurfte, und bezahlte sie gewöhnlich mit Wein. Nach Teneriffa bringen die Engländer alles, was sie für die canarischen Inseln bestimmen. Dies sind gemeiniglich Tücher, Clinquaillerienwaaren, Hüthe, Häute, gedruckte Leinwand und Musseline; sie finden sich von der Zeit der Weinlese bis in den April daselbst ein.

Die canarischen Inseln dürfen mit den Häfen des spanischen Amerikas Handel treiben. Im Jahr 1788 führten sie dahin innländische Waaren für 210,576 Realen, und fremde Produkte für 1,319,624; ihre Retourladungen betrugen damals 2,863,437 Realen. Innerhalb 10 Jahren hat die Handelsfreiheit den Ertrag des Gewerbfleißes mehr als verdoppelt.

Aus Teutschland und dem Norden bezieht Teneriffa über Hamburg Zeuche, Leinwand, Eisen und Gegenstände, welche zu Ausrüstung der Schiffe nothwendig sind; aus Holland Leinwand; aus Neueng-

land Getreide, Werkholz, Wachs, eingesalzenes Rindfleisch und Pferde; aus dem spanischen Amerika Colonialwaaren, unter andern Cacao und Zucker; aus Irland einige Leinwand, Lichter und Seife; von Genua Papier; aus Frankreich Etamin, Linon, Seidenwaaren, gemeine Leinwand und Weine; aus Schweden Heringe, Eisen und Fischthran; aus Spanien Hüthe, etwas Tuch, Oel und rothe Weine, um die inländischen zu färben. Der Tabak, den die canarischen Inseln brauchen, kommt aus der Havanna. So weit der Auszug aus Ledru. D. Uebers.

c) Das Meerschweinchen ist das kleinste und zugleich das zahlreichste unter den Cetacea. Man trifft es in beinahe allen Meeren und unter allen Breiten an. Die Meerschweinchen ziehen bisweilen in Trupps von mehrern Tausenden umher. Es giebt keinen Seefahrer, der nicht oft auf hohem Meere Trupps von Meerschweinchen angetroffen hätte, die in geschlossenen Linien schwammen, als ob sie eine Schlacht liefern wollten, mit einander spielten und sich über die Meeresfläche empor hoben, den Schiffen folgten und sie umgaben. Sie schwimmen außerordentlich schnell und fast immer gegen den Wind. Die Seeleute sehen ihre Erscheinung als das Vorzeichen eines Sturmes an, und meine eigenen Beobachtungen haben mich in dieser Meinung bestätigt. Wenn die Meerschweinchen einer Beute nachsetzen, von einem Feinde gejagt oder durch einen Sturm verschlagen werden, so verirren sie sich bisweilen in das süße Wasser der Seen und Flüsse, die mit dem Meere in Verbindung stehen. Im November 1804 zeigte sich ein Meerschweinchen mehrere Stunden lang in dem Becken der Seine, zwischen der neuen Brücke und der Brücke der Künste zu Paris.

d) Die Bonite (scomber pelamys) ist einer der

gemeinsten Fische des atlantischen Oceans. Auf den amerikanischen Inseln nennt man ihn Germon. Man findet ihn blos auf der hohen See, und für die Seefahrer ist er stets ein Gegenstand des Fanges: dieselben hängen eine Schnur an die beiden Enden einer kleinen Segelstange, die sie gewöhnlich an das Hintertheil des Schiffes befestigen. Die Angel bestehet aus zwei eisernen Haken, von der Dicke eines Federkiels, die vermittelst ihrer Stiele mit einander verbunden sind und eine doppelte Angel aus einem einzigen Stücke bilden. Die vereinigten Stiele dieser beiden Haken bedeckt man mit Werg, dem man die Gestalt einer Spindel giebt; dies Werg überzieht man mit einer bleiernen Platte und das Blei mit einem weißen starken Zeuche, bisweilen auch mit einem Stück rothen Zeuches; alsdann macht man 2 bis 4 weiße Federn daran, die man so einrichtet, daß sie den ausgebreiteten Flossen eines Fisches ähnlich sehen; in diesem Zustande gleicht die Angel fast einem fliegenden Fische. Das Ende des Stiels bildet einen Ring, durch den man einen Messingdrath zieht, der nicht ganz so stark und ungefähr eine halbe Klafter lang ist. Diese Angel befestigt man an ein kleines Seil, das so dick wie ein kleiner Finger und ungefähr 6 Klaftern (30 Fuß) lang ist. Sie hüpft auf der Oberfläche des Wassers herum, wenn die Fahrt des Schiffes etwas schnell ist, und ahmt die Sprünge eines fliegenden Fisches nach, der vor seinem Feinde flieht.

Auf diese Art fängt man nicht blos die Boniten, sondern auch die Großohren, Thunnfische, Doraden (coryphena hippurus), u. s. w.; sehr häufig ist dieser Fang mehr ein Gegenstand der Zerstreuung und des Vergnügens, als er einträglich ist. Ich erinnere mich einer Fahrt aus Frankreich nach dem südlichen Amerika, wo wir an unsern Schnuren nicht einen einzigen Fisch gefangen haben. Dies hängt von der Jahreszeit, von der Stärke

und Richtung der Winde, vielleicht auch von andern Umständen ab, die man noch nicht kennt, und die man wahrscheinlich auch nie kennen lernen wird. Wie soll man Thiere beobachten, die keinen andern Aufenthaltsort haben, als die unermeßliche Tiefe des Oceans? Wenn sich die Boniten, Großohren u. s. w. in großen Trupps zeigen, welche die Seeleute Bänke nennen, so kann man sie leichter, entweder mit der Harpune, oder mit der Fuane *) fangen.

Die eigentliche Bonite hat man mit einer sehr ähnlichen Art verwechselt, die sich aber dennoch von ihr unterscheidet. Eine sehr genaue Abbildung findet man in dem Voyage dans les principales Iles des mers d'Afrique, par Bory de Saint-Vincent. planche 4. figure 1.

e) Die französischen Seeleute nennen Großohren eine Art von Scomber (Makrele), die mit der Bonite große Aehnlichkeit hat, wovon sie sich blos durch die beträchtliche Länge ihrer Brustflossen in Gestalt von Sicheln unterscheidet. Dieser Fisch ist noch gemeiner als die Bonite, und hält sich, wie diese, fern von den Küsten auf. Sein Fleisch ist nicht so trocken wie das von der Bonite, und von einem sehr guten Geschmack.

f) Der Taille-Mer ist eine Art Möwe.

g) Man nennt die Becune auch Seehecht, weil sie wirklich viel Aehnliches mit dem Hechte hat. Die Spanier kennen sie unter dem Namen paricotas. Dieser Fisch ist eben so gefährlich als der Hai; in Südamerika steigt er die Flüsse hinauf, und durchschneidet mit seinen langen, starken, schneidenden, in zwei Reihen be-

*) Dies ist ebenfalls eine Art von Harpune, die Fische auf dem Grunde des Wassers zu durchbohren. D. Uebers.

findlichen Zähnen die Gliedmaßen der Menschen und Thiere, wie mit einem Säbelhiebe. Die Art von Vorliebe, welche ihm die Matrosen für gewisse Theile des menschlichen Körpers beilegen, ist ein Vorurtheil; denn die Becune faßt jedes Glied und reißt es hinweg. Oft hat man gesehen, wie Pferde, die durch einen Fluß schwammen, Eines ihrer Beine oder einen Theil ihres Bauchs durch den scharfen Zahn dieses sehr gefräßigen Fisches verloren. Auch ist er eine Geißel für die Fischer, denen er die Netze zerreißt. Ich habe mehrmals Becunen gegessen; ihr Fleisch schmeckt eben so gut als das Hechtfleisch. Wenn sie aber sehr groß sind, so ist es nicht mehr so wohlschmeckend und wird hart und zähe.'

h) Dieser Fisch ist kein Hai, obschon von dem nämlichen Geschlecht, sondern eine andere Art von Hai (squalus).

i) Pelicanus aquilus (Fregattenvogel). Die Schnelligkeit, die Kühnheit und die beständige Fortdauer des Flugs dieses Vogels haben ihm den Namen des schnellsten Seglers unter den Schiffen verschafft; wegen der Grausamkeit, die er an den Bewohnern der See verübt, noch mehr aber wegen einer Aehnlichkeit der Formen hat man ihm mit dem furchtbarsten Raubvogel auf dem festen Lande verglichen. (Man kann sich schwerlich einen Begriff, sagt Bory de Saint-Vincent, von dem majestätischen Fluge dieses Vogels machen, wenn man ihn nicht gesehen hat, welcher in dem weiten Raume gleichsam unbeweglich schwebend, sich ohne einige sichtbare Anstrengung von einer Stelle zur andern begiebt; man könnte sagen, er schwimme in der Luft, und verborgene Ursachen halten ihn zwischen Himmel und Meer mitten inne; blos sein Kopf scheint sich zu bewegen, wenn er seinen langen Hals dreht, ausstreckt oder einzieht, indem er seine durchdringenden Blicke auf dem ihn umgebenden

unbegränzten Horizonte und in den Abgründen, wo das Meer so entfernt von ihm brüllt, umher schweifen läßt. Bald streicht er auf den Wellen hin, nachdem er sich wie ein Pfeil, dem das Auge kaum folgen kann, auf deren Oberfläche herabgestürzt hat; bald steigt er wieder in die entferntesten Regionen empor, wo er in den Lüften verschwindet oder sich als ein Punkt zeigt, den man lange unverwandt ansehen muß, um seiner gewiß zu seyn. Der Uebers.)

k) Der Medusenkopf ist eine Art asteria, Seestern. Das Geschlecht der Asterien macht einen Theil der Familie der Seewürmer aus, für welche die neuern Naturforscher den ganz griechischen Namen echinodermes erfunden haben, von echinos Stachel und derma Haut, d. h. stacheligte struppigte Haut. Wirklich ist die Haut dieser Würmer hart und am häufigsten mit beweglichen Stacheln, wie die der jungen Bären, bedeckt. Die Gestalt dieser Thiere ist die eines Sterns, in dessen Mitte sich auf der einen Seite der Mund, auf der entgegengesetzten der After befindet. Der Laich der Asterien (denn sie sind Eierlegend) schwimmt auf dem Wasser wie Gallerte herum; für die vierfüßigen Thiere, die ihn fressen, ist er Gift, und für die Fische, die ihn verzehren, wird er eine gefährliche Speise. Dieser Nahrung muß man die übeln Folgen zuschreiben, die bisweilen die Muscheln verursachen; gewöhnlich, und zwar mit Unrecht, schieht man sie auf die kleinen Crabben, die sich in diesen Muscheln aufhalten. Weinessig ist das sicherste und leichteste Mittel gegen solche Unfälle. Die Art Asterie, von der hier die Rede ist, hat so vielfache Strahlen, daß sie nicht übel die Schlangen vorstellen, welche sich um das Haupt der Medusa geschlungen haben.

l) Der Vogel, den die Seeleute das capsche Schaf (mouton du Cap) genannt haben, weil er

wirklich fast die Grösse eines Schafes hat, ist der Albatros (diomedea exulans): Es ist der größte Wasservogel, so wie auch der gefräßigste und feigste. (Er hält den längsten und kühnsten Flug aus. Man findet ihn, sobald man auf der Breite der südlichen Spitze von Afrika *) anlangt, und weil er unterwärts, wo er sich überhaupt den Seeleuten zeigt, ganz weiß ist, sagt Bory de Saint-Vincent, so nennen sie ihn das capsche Schaf. D. Uebers. Die Albatros haben eine ganz besondere Art zu fliegen. Man bemerkt das Schlagen ihrer Flügel nur in dem Augenblicke ihres Auffluges: sie bedienen sich, um diesen zu befördern, auch oft ihrer mit einer Schwimmhaut versehenen Füße, indem sie damit einigemal nach einander gegen das Wasser stoßen. Sind sie einmal im Schwimmen, so schlagen sie nicht mehr mit den Flügeln; dann suchen sie ihre Beute, indem sie mit ausgespannten Flügeln sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite neigen, bald schnell nahe an der Oberfläche des Wassers hinfliegen. Diese schaukelnde Bewegung von einer Seite zur Andern beschleunigt ohne Zweifel ihren Flug, scheint aber nicht hinlänglich zu seyn, um sie in der Luft zu halten. Vielleicht ist ein unmerkliches Schütteln ihrer Federn die Hauptursache dieses seltsamen Fluges. Nach dieser Voraussetzung müßten sie besondere Muskeln haben. Labillardiere.)

m) Goelettes ist der Name, den die Seeleute den Meerschwalben geben.

n) Dieser Vogel ist ein Petrel oder Sturmvogel (procellaria). Dieses Geschlecht der mit Schwimmfüßen versehenen Vögel enthält mehrere Arten, und diese

*) Labillardiere sah Albatros, ob er gleich noch sehr weit vom Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt war. D. Uebers.

haben wieder mehrere Spielarten. Kein Vogel begiebt sich so weit aufs hohe Meer, als dieser; er fliegt leicht, schwimmt leicht und kann sich sogar auf den Wellen niederlassen und laufen. Herr Labillardiere (Voyage à la Recherche de la Perouse Tom. I. p. 109. teut. Uebers. 1. Th. S. 93.) hat bemerkt, daß der Flug dieses Vogels vermittelst eines Mechanismus erfolgt, wie bei dem Albatros: denn oft fliegt er lange, ohne daß man ein Schlagen der Flügel bemerkt; blos wenn er sich von der einen Seite auf die Andere neigt, sieht man ihn die Luft mit dem Fittige, den er am meisten sinken gelassen hat, schlagen, um sich sogleich zu wenden.

Die Seefahrer haben bemerkt, daß, wenn sich die Petrels einem Schiffe nähern und über seine Furche wegfliegen, um sich gleichsam eines Zufluchtsortes zu versichern, dies ein Vorzeichen eines Sturmes ist. Ob aber schon diese Beobachtung im Ganzen gegründet ist, so darf man sie doch nicht für ein ganz gewisses Kennzeichen ansehen. Bisweilen hat man Petrels um die Schiffe gesehen, worauf mehrere Tage lang eine Windstille oder schönes Wetter erfolgt ist.

o) Die Art Vögel, welche die Seeleute Taille-vent nennen, ist eine Art Möve, beinahe jederzeit die braune Möve (larus catharractes). Ich will hier das mittheilen, was Bory de Saint-Vincent über diesen Vogel bekannt gemacht hat, der an den Küsten der Insel Bonaparte gemein ist: Im Frühjahre verläßt ein Küstenvogel, der braun (dies ist nicht die Farbe, welche ihm Herr Tombe giebt) und einer Möve ähnlich ist, und den man Taille-vent nennt, die Ufer und legt seine Eier an die steilen Stellen, welche die Natur unzugänglich machen zu wollen scheint: um die Zeit der Sonnenwende haben die jungen Vögel eine gewisse Größe und jene außerordentliche Fettigkeit erlangt, wes-

halb man sie aufsucht. Dann spüren ihnen die Creolen nach, und was sie finden, das bereiten sie in Salze zu, das sie bei sich führen. Diese so eingesalzenen Vögel halten sich eine Zeit lang und bekommen beinahe den Geschmack von alten Pücklingen; ihr Fett ist schmierig und hat einen starken Fischthrangeruch, wie dies bei allen Seevögeln der Fall ist. (Voyage dans les principales iles des mers d'Afrique Tom. II. p. 413. teutsche Uebers. S. 148.)

Vergleicht man diese Stelle mit Herrn Tombes Beschreibung, so ist kein Zweifel, daß der Name Taillevent auf die Ufervögel paßt, die von einer verschiedenen Art sind.

p) Man muß sich wundern, daß ein so gewöhnlicher Vogel, als es der Manche de velours, in der Gegend des Vorgebirgs der guten Hoffnung ist, noch nicht genau bekannt ist, und daß man nicht bestimmt das Geschlecht angeben kann, in das er gehört. Buffon führt diese Art in der Nachricht von den ungewissen Arten an; Einige haben sie unter das Pelicans-, Andere unter das Cormorans-Geschlecht gerechnet. Man hatte sogar bis jetzt nur unbestimmte Begriffe über die Gestalt und Farbe dieses Vogels. Herr Tombe hat ihn zuerst etwas ausführlicher beschrieben. Uebrigens rührt der Name Manche de velours nach Einigen davon her, daß der Vogel, dem man ihn beigelegt hat, ein Gefieder hat, das so glatt wie Sammet ist, und nach Andern, weil seine Flügelspitzen von einem sammetartigen Schwarz sind, und weil beim Fluge diese Flügel in Gestalt eines Ellenbogens gefalten erscheinen, so wie wenn wir den Arm beugen. (Histoire generale des Voyages und Voyage de Siam par le Pere Tachard.)

Zweites Kapitel.

Aufenthalt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung — Beschreibung dieser Colonie, ihrer Rhede, der Stadt und ihrer Umgebungen — Aufschub ihrer Uebergabe an die holländischen Truppen — unsere schnelle Abreise wegen dieser Nachricht.

Alle Einwohner dieser Colonie beherbergen Fremde; auch wir verschafften uns bald ziemlich bequeme Logis, um darin während unsers 10- bis 12tägigen Aufenthaltes zu wohnen. Wir fanden hier das kleine Fahrzeug wieder, das wir den 22. December angetroffen hatten, und das den nämlichen Weg einschlug wie wir. Es war die Brick la Ronommée, Capitain Fruchard von 180 Tonnen von Nantes, vom Herrn Rozier ausgerüstet; sie war auch hier eingelaufen, und wollte nach der Insel Frankreich. Am Bord hatte sie 28 Reisende, sowohl Mannspersonen als Frauenzimmer. Aus Frankreich war sie seit 6 Monaten abgesegelt; die Rheder hatten sie im elendesten Zustande in die See geschickt, und als sie durch die Meeresbucht von Gascogne fuhr, zog sie von allen Seiten Wasser; der Capitain mußte daher in Cadix einlaufen, wo er 3 Monate mit der Ausbesserung derselben zubrachte: das Schlimmste aber dabei war, daß sich die unglücklichen Reisenden, die die Ausbesserung des Schiffes abwarten mußten, genöthiget sahen, ihr Gepäcke um jeden Preis zu verkaufen, um leben zu können, ohne Hoffnung, von dem Rheder eine Entschädigung zu bekommen, der selbst Nichts im Vermögen hatte.

Rhede des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Die Rhede des Vorgebirgs der guten Hoffnung, die Tafelbay, kann eine halbe Stunde lang und eben so breit seyn; sie kann 200 Schiffe jeder Größe fassen, und wird von zwei Forts und mehrern Redouten und Batterien vertheidigt. Das Hauptfort liegt am Fuße des Teufelsberges; im Innern desselben ist ein großes Hauptgebäude, das in der schlechten Jahreszeit zur Wohnung für den Gouverneur bestimmt ist; das Andere ist eine kleine Festung, etwas weiter hin über der Bucht der Bay. Am Eingange der Rhede liegt die kleine Insel, die man die Robbeninsel *) nennt; sie befindet sich fast in der Mitte des Kanales und enthält mehrere Werke, deren Feuer sich mit jenem aus den Batterien des blauen Berges kreuzt. Am Fuße des Löwenrumpfs am Seestrande an der Stelle, die die Galgenspitze heißt, ist eine Redoute und mehrere Batterien. Die übrigen Werke sind an der Küste hin bis jenseits des Löwenkopfes und an den entgegengesetzten Ufern der Bay.

Die Signale, wodurch man das Gewahrwerden und die Ankunft der Fahrzeuge meldet, befinden sich auf der Spitze des Löwenberges und oben auf dem Teufelsberge. Während der schlechten Jahreszeit, die vom 15. Mai bis zum 15. September dauert **), gehen die Schiffe auf der Rhede der Falsbay vor Anker, die gegen Südsüdosten von der Rhede der Tafelbay liegt, weil die Winde alsdann so heftig sind, daß sie die Fahrzeuge, die da vor Anker liegen, von den Ankern losreißen und an die Küste werfen könnten.

---

*) Diese hat neuerlich durch ein Erdbeben gelitten. D. Ueb.

**) Wo der Nordwestmansuhn wehet. D. Ueb.

fähr 6000 Weiße, worunter einige Franzosen, Teutsche, Engländer, Amerikaner und Holländer sind; die Uebrigen sind sämmtlich Afrikaner, aber von europäischer Abkunft. Jede weiße Familie hat nach ihren Vermögensumständen 4 bis 12 Sklaven *), die beinahe sämmtlich aus Mozambique sind; bei Einigen dienen auch Hottentotten, die sich als Dienstboten vermiethen.

Obgleich die Einwohner beim ersten Anblicke sehr kalt sind, so sind sie doch gegen Fremde, besonders gegen Franzosen, gefällig, die sie sehr schätzen. Alle sind sehr gastfrei; in jedem Hause, wenn man Jemanden auch nicht kennt, bietet man ihm Wein, Liqueur und eine Pfeife an; wollte man Eines von den beiden Ersten ausschlagen, so würde man dies sehr übel nehmen, ja für eine Art von Beschimpfung halten. In den Ecken ihrer Zimmer und unter den Tischen haben sie, wie in Holland, Gefäße von Kupfer, Fayance oder Porcellan, um darein auszuspucken. Kaum hat man sich bei einem Einwohner niedergesetzt, so reicht dem Fremden oder Gaste ein schwarzer Sklave eine lange Pfeife mit gutem Tabak gestopft, eine kleine Kohlpfanne mit Feuer, um sie anzubrennen, und bringt ihm Eines von jenen Gefäßen, damit er das Zimmer nicht beschmuzt. Bei Tische steht ein Sklave hinter ihm, hat einen 6 Fuß langen Stock in der Hand, an dessen Ende ein Dutzend prächtiger Straußenfedern befestiget ist, mit denen er ihm beständig über dem Kopfe wedelt, um die Fliegen oder andere lästige Insekten zu verjagen.

*) Die Anzahl der Sklaven rechnet man nach Barrows Angabe auf 12008. S. d. Reisen ins Innere von Südafrika, in den Jahren 1797 und 1798. A. d. Engl. mit Anmerkungen übers. v. dem Dr. Bergk, 1. B. 1801. 2. B. 1805.

Es giebt in der Capstadt keine Gasthöfe, sondern alle Einwohner beherbergen, wie ich schon oben erwähnt habe, die Fremden, die da einlaufen; hierdurch verschaffen sie sich einen sichern Absatz ihrer Produkte. Die gewöhnliche Sprache ist die holländische; viele aber sprechen auch französisch, englisch und teutsch.

Der Handel auf dem Cap hat wenig zu sagen; er beschränkt sich auf den Verkauf des Weines und frischer Lebensmittel, welche die Schiffe einnehmen, die da vor Anker gehen, auf den Verbrauch der Einwohner und der Besatzung und auf die Bedürfnisse der Wohnungen *). Indessen führt man doch nach Ostindien und nach den Inseln Frankreich und Bonaparte viel Butter und Küchensämereien aus. Auch kann man Straussenfedern, Elfenbein und Schildkrötenpatte von der Landschildkröte erhalten. Den Kaffee von der Insel Bonaparte, sonst Bourbon, schätzt man sehr; Selterwasser und Rheinwein sind sehr gesucht.

Man gewinnt vielen Wein; er ist hart und weiß, etwas rosenroth und steigt sehr leicht in den Kopf. Die Colonisten lassen die beste Sorte dieses Weins recht zeitigen und bewahren ihn mehrere Jahre lang auf, wodurch er eine solche Güte erlangt, daß man ihn eben so gern als den Madera trinkt.

Die Schafe sind beinahe so groß wie die europäischen; haben sämmtlich kleine Hörner und einen Schwanz, der 8 bis 9 Zoll lang und beinahe eben so groß im Umfange ist: er besteht aus einem bloßen Fettklumpen, der 4 bis 5 Pfund wiegt.

---

*) Nach Barrow sind die Gegenstände des Handels: Getreide und Gemüse, viele Häute und Felle, Wein und Brannteweín, Thran und Fischbein, getrocknete Früchte, eingesalzenes Fleisch, Seife, Lichter, Aloe, Elfenbein und Tabak. D. Ueb.

Das Geflügel ist sehr gemein, aber von einer grössern Art als das unsrige; die jungen Hühner haben fast alle Federn an den Tatzen und einen Federbusch auf dem Kopfe; ihre Farben sind eben so schön als mannichfaltig.

Die Ochsen sind viel stärker und größer als in Frankreich: ihre Hörner sind sehr lang und stehen sehr weit aus einander; ihre Beine sind sehr schmächtig. Man bedient sich derselben zu allen ländlichen Arbeiten und vor jedem Wagen, so gering auch seine Last seyn mag, sind nicht weniger als acht Ochsen gespannt. Ich habe Fuhrwerk mit achtzehn Ochsen gesehen. Die Wagen leitet ein Schwarzer, der vorne sitzt, und eine Peitsche in der Hand hat, die der Länge seines Gespanns angemessen ist. Ein Anderer geht zu Fuß an der Spitze der Ochsen, um sie zu leiten. Mit diesem zahlreichen Gespann reisen die Colonisten in das Innere des Landes eben so schnell als mit Pferden, und wegen der Berge und Felsen, über die sie fahren müssen, mit weit mehr Sicherheit.

Die Pferde sind klein, mager und gewöhnlich fuchsroth, besitzen aber außerordentlich viel Feuer. Sie haben viel Aehnliches mit den wilden teutschen, besonders aber mit den kleinen ungarischen Pferden. Man bedient sich derselben blos zum Reiten.

Auf dem Cap ißt man nur sehr selten Kalb- und Ochsenfleisch, weil die holländisch ostindische Compagnie verboten hat, Kälber zu schlachten, um die Art zu erhalten, und weil jedem Einwohner daran liegt, die Ochsen zu schonen. Es giebt eine große Menge Böcke und Ziegen; Fische sind keine Seltenheit; die Malaien, die von Batavia kommen, fangen und verkaufen sie.

Man erbauet alle Gemüse und Obstarten Europa's. Die Erdäpfel und die Abricosen scheinen mir

etwas ausgeartet zu seyn. Die Pomeranzen haben, wie mir dünkt, einen besseren Geschmack als die malthesischen. Die Zitronen und Limonen sind noch einmal so groß als die unsrigen und voller Saft.

Man macht vortrefflichen Aquavit, und man findet in der Capstadt viel Genever, den die Compagnieschiffe dahin bringen. Im Ganzen lebt man in dieser Stadt sehr gut und wohlfeil.

Umgebungen des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Die Holländer haben diese Colonie bis 80 Stunden weit ins Innere von Afrika ausgedehnt. Drei Stunden von der Stadt nach der Falsbay hin, befindet sich die schöne Wohnung des Herrn G. Cloete, Besitzers des Weinbergs von Constantia; in diesem Bezirke befinden sich auch mehrere andere Wohnungen. Der Ertrag dieser Weinberge ist jährlich für die vornehmsten Monarchen Europa's bestimmt, und wird an sie durch die Compagnie verkauft, die ihn dem Eigenthümer abnimmt *). Was in der Gegend gebauet wird, und was fast eben so gut ist als der erste, heißt Niederconstantia, den Herr Cloete die Alvraame für 50 Piaster verkauft; die Letztere enthält 80 Bouteillen, die Bouteille kostet also 3 Franken 20 Centimen. Dieser harte Wein geht wie der Cap- und Maderawein übers Meer und verbessert sich da. Der Sage nach, welche darüber im Lande herrscht, rühren die Reben dieser köstlichen Weinberge ursprünglich von Candia her, von wo sie nach Madera und alsdann

*) Dies war sonst der Fall, jetzt aber nicht mehr. Im Jahre 1802 wurden 210 halbe Ohm an Werth für 15,745 Reichsthaler ausgeführt. D. Uebers.

weiter nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung kamen.

Die Colonisten bauen Getreide, alle Arten von Gemüse, Obst für ihr Bedürfniß und zum Handel, und Mais zum Unterhalt ihrer Sklaven. Für ihr Vieh, das einen Theil ihres Reichthums ausmacht, haben sie vortreffliche Weideplätze.

Die Anzahl der Weißen, die auf dem Lande wohnen, schätzt man ebenfalls auf 6000. Die Hottentotten, die sonst diesen Theil von Afrika bis an den Seestrand bewohnten, haben sich weiter in das Innere des Landes zurückziehen müssen; sie entfernen sich jederzeit, so wie neue Ansiedelungen entstehen *).

Die Elephanten, Löwen, Tyger und andere wilde Thiere haben sich ebenfalls jenseits der Wohnungen zurückgezogen. Indessen laufen sie doch um diejenigen herum, die am entferntesten liegen, und entführen oft

*) Die Engländer sind jetzt wieder seit dem Jahre 1806 im Besitz des Vorgebirges der guten Hoffnung; das Gebiet dieser Colonie wird in vier Bezirke abgetheilt. Der capsche Bezirk hatte nach Barrow im J. 1797 18,152 Einwohner, worunter 11,891 Sklaven (nach einer andern Angabe vom J. 1800 31,531 Einwohner); der Bezirk von Stellenbusch und Drakenstein 22,959 (nach einer Angabe von 1798 17,049), worunter 10,703 Sklaven und ungefähr 5000 Hottentotten; der Bezirk von Zwellendamm 6663 Einwohner (nach einer andern Angabe von 1801 7006), worunter 2196 Sklaven, und 500 Hottentotten im Dienste der Landleute waren, und der Bezirk von Graaf Reynet 14,173 (nach einer Angabe von 1800 12,780), worunter 964 Sklaven und 8947 Hottentotten waren. Die Anzahl der sämmtlichen Einwohner von der Capcolonie beträgt also nach Barrow 61,847, worunter 14,447 Hottentotten sind.
D. Uebers.

Schafe und andere Thiere; bisweilen nähern sie sich bis auf 25 Stunden von der Capstadt, ja oft kommen sie noch weit näher, besonders wenn man Jagd auf sie macht. Vor einem Monate hatte man 5 Stunden von der Stadt eine Löwin mit 5 Jungen gefunden, die sie geworfen hatte; man tödtete sie und brachte die Jungen dem englischen Gouverneur, dem General Dundas. Ein Einwohner, den ich bei meinem Wirthe sah, erzählte mir, er habe vor 8 Tagen einen ungeheuer großen Tyger getödtet, der um sein Landhaus herum gelaufen, und ihm schon ein Schaf gefressen hatte. Auch sieht man oft um die Wohnhäuser sehr wilde Hyänen, die unter den Heerden Verheerungen anrichten.

Einige Stunden von der Stadt liegt eine kleine Insel *), auf der sich mehrere Flußpferde befinden; die Compagnie hat verboten, Jagd auf sie zu machen, um sie in der Nähe zu erhalten.

Die weißen und schwarzen Missethäter, die zu den Galeeren verurtheilt sind, werden in Ketten auf die Robbeninsel gebracht, wo man sie zu schweren Arbeiten braucht; auch befinden sich dergleichen in dem Fort, wo sie an den Festungswerken arbeiten. Die Schwarzen, die zum Tode verurtheilt sind, werden hinter dem Hauptfort an der Mündung des Salzflusses mitten in der Bucht der Bay hingerichtet; man flicht sie auf Rädern und hängt sie an den Galgen, um den Sklaven zur Warnung zu dienen, die beständig in der Nähe vorbeigehen.

Auf einem Spaziergange nach dem Fuße des Teufelsberges fand ich in einem kleinen ausgetrockneten

*) Wo diese Insel ist, läßt sich schwerlich errathen, da die Flußpferde (Hippopotamus amphibius) sich blos in den grossen Flüssen Südafrikas aufhalten. D. Ueb.

Flusse eine Landschildkröte. Ein vorbeigehender Hottentotte erzählte mir, diese kriechenden Thiere wären in dieser Gegend gemein. Auf der andern Seite des Flusses steht eine Wohnung, an dessen Thüre zwei Wallfischribben waren, die zu Grenzbezeichnungen dienten. Jede war 20 Fuß lang und 18 Zoll dick. Etwas weiter hin, hinter der kleinen Schanze, an der Bucht der Bay, bekam ich prächtige Heuschrecken zu Gesichte, die so groß wie der Fliegenvögel waren; der Rücken sah scharlachroth, mit einer Art von genarbtem Küras auf dem Kopf, von der nämlichen Farbe; der Leib war mit gelben Querstreifen geziert. Eine halbe Stunde weiter hin nach den Ebenen zu, gieng ich über eine Ebene, die dürr und unfruchtbar und voller Löcher war, welche mehrern eisengrauen Schlangen zum Zufluchtsorte dienen, die ungefähr 4 Fuß lang sind und 6 Zoll im Umfange haben.

Den 30sten December machte ich mit mehrern Reisenden einen Spaziergang auf den Tafelberg. Ob man schon behauptet, dieser sey blos 524 Toisen über die Meeresfläche erhaben *), so erfordert seine Höhe und sein steiler Zugang doch einen vierstündigen beschwerlichen Weg, um auf seinen Gipfel zu gelangen; auch nahmen wir einen Sklaven mit, der uns Lebensmittel nachtrug. Der Weg dahin ist ein Fußsteig, der hinter der Stadt weggeht; der untere Theil des Berges ist eine steile Vertiefung, die das Wasser ausgehöhlt hat; die linke Seite des Berges theilt er in zwei ungleiche Theile. Als ich auf den Gipfel kam, der mir von unten auf so glatt wie eine Tafel vorkam, schätzte ich seine

*) Der Tafelberg ist nach Barrow 3582, der Löwenkopf 2160, der Löwenrumpf 1143, und der Teufelsberg 3315 Fuß hoch. D. Ueb.

platte Erhöhung, die gegen Süden einen Abhang bildet, auf 500 Toisen breit und eine halbe Stunde lang. Wir fanden da einige kleine steinigte Hügel, einige Felsenlöcher, in denen Wasser ist, und gegen die Mitte hin eine Quelle, die einen Bach mit gelblichem Wasser bildet, welcher in die Hout-Bay (Holzbay) fällt. Die Herren d'Eaubonne und Lorquet *) hatten ihre Flinten bei sich und machten auf rothe Rebhühner Jagd, die in grosser Menge da waren. Als wir in den Höhlen herumgiengen, die durch die Felsenpartien gebildet werden, und über die steinigten Anhöhen wegliefen, bekamen wir bald einen beträchtlichen Trupp grosser Affen zu Gesichte; man that einen Schuß auf sie, der Einen leicht verwundete; aber sie ergriffen die Flucht und bollen wie Hunde. Eine Viertelstunde nachher sahen wir einen Trupp von einer verschiedenen und weit kleinern Art; sie waren so groß wie der kleine Carlin und hatten beinahe auch einen solchen Kopf. Einer davon, der sehr artig aussah, saß auf einer Felsenspitze und blickte uns stier an, gleichsam um unsere Bewegungen zu beobachten. Man schoß auf ihn, traf ihn aber nicht; er entwischte uns, und stieß ein Geschrei aus, das die Losung des Zurückzugs für die ganze Bande war.

Ein Botaniker wird auf dieser platten Erhöhung eine reichliche Erndte halten; denn wir fanden auf ihr eine zahllose Menge von Reimblumen (immortelles) von verschiedenen Arten und von Pflanzen, deren Wurzeln eine prächtige gelbe Farbe und einen sehr lebhaften rothen Carmin lieferten; ich habe den Versuch damit auf

*) Beides waren Reisende auf der Flora, die nach der Insel Frankreich giengen, um daselbst eine Erziehungsanstalt für beide Geschlechter anzulegen.

einem Stück Papier gemacht, wo sich die Farbe vollkommen erhalten hat.

Um 2 Uhr Nachmittags, als sich der Berg mit sehr dicken Wolken zu bedecken anfieng, stiegen wir auf der andern Seite herab und setzten unsere Nachforschungen fort; die Einen suchten Pflanzen, die Andern Wildpret. Beim Herabsteigen entdeckten wir eine kleine Höhle, worin 2 Fuß hoch Unrath lag, der uns von mehrern Arten von Thieren, unter andern von Stachelschweinen, herzurühren schien, die auf diesem Berge ziemlich gemein sind. Während unsers Spaziergangs bemerkten wir nirgends eine Spur von wilden Thieren, obschon die Capbewohner behaupteten, es gäbe dergleichen da.

Man kann sich keine Vorstellung von dem reizenden und erhabenen Gemälde machen, das oben auf dem Tafelberge der Anblick der Capstadt, ihrer Rhede, der Schiffe, die sich darauf befinden, des Meeres, der Gebirgskette, die sich nach Norden und Süden von Afrika ausdehnt; endlich der wilden Scenen und der zerstreuten Wohnungen gewährt.

Wenn die Capstadt unter dem angenehmsten Himmelsstriche von Afrika liegt, so hat sie dennoch auch ihre Unannehmlichkeiten: sie hat von dem Südostwinde zu leiden, der gewöhnlich im November, December und Januar bisweilen mit solchem Ungestüm weht, daß Alles, sobald er sich erhebt, was sich außer dem Hause befindet, mit dem Tuche vor dem Gesichte heimkehren muß, um sich gegen die Staub- und Sandwirbel zu schützen, womit die Straßen angefüllt werden, und die jemand blind machen würden *). Diese Wirbel halten

*) Der Südostwind, der auf dem Cap im Sommer weht, bläst in sehr heftigen Stößen, wenn sich die Wolke auf dem Tafelberge zeigt. In der Mitte eines solchen Sturmes

gewöhnlich 12, ja bisweilen 24 Stunden an, und es vergehen nicht fünf Tage hinter einander, ohne daß man sie nicht mehr oder weniger stark fühlt. Wenn sich Morgens um 10 Uhr der Tafelberg mit sehr dicken Wolken bedeckt, die sich fast bis hinunter erstrecken, so ist dies ein sicheres Kennzeichen, daß sich dieser Wind erheben wird *).

Die rohen Völkerschaften, die ihre Dörfer (Kraals) in der Nähe der entlegensten Wohnungen haben, sind die Hottentotten, die großen und die kleinen Namaquas und die Caffern; die drei ersten Nationen sind sanft und gastfrei und man kann unter ihnen mit vieler Sicherheit reisen. Die Caffern aber sind nicht so umgänglich; sie waren im Kriege mit der Colonie, den

---

haben die Himmelskörper, wie der Abbé de la Caille bemerkt, ein sonderbares und schreckliches Ansehen: die Sterne sehen größer aus und scheinen zu tanzen; der Mond zeigt ein wellenförmiges Zittern und die Planeten haben wie die Kometen eine Art Bart. D. Ueb.

*) Die bekannte Erscheinung der wolligen Wolke, die den Gipfel des Tafelberges einhüllt, nennt man nicht unpassend das Tafeltuch. Die Luft fängt dann an, frisch zu werden; nach und nach wird die Wolke größer und entwickelt sich gleichsam. Sie wird so groß, daß sie den ganzen Gipfel des Tafelberges bedeckt, und dann sagt man gemeiniglich: „der Berg hat seine Perücke aufgesetzt." Indeß stürzt sich die Wolke heftig herunter und scheint über der Stadt zu hängen. Dann sollte man glauben, diese werde gänzlich überschwemmt werden, aber so wie die Wolke bis an den Fuß herunter kommt, zertheilt sie sich nach und nach und scheint sich in nichts zu verwandeln. Der Himmel bleibt dabei immer ruhig und heiter; nur dem Berge selbst wird einen Augenblick der Glanz der Sonne entzogen. Die Erklärung dieser Erscheinung findet man in Barrows Reisen t. Ueb. 1. B. S. 51 u. s. w. D. Ueb.

ihnen die Engländer seit der Besitznahme derselben erklärt hatten; auch machen sie viele Einfälle in die benachbarte Gegend und richten große Verheerungen bei den Colonisten an, die in ihrer Nachbarschaft wohnen; stehlen ihre Heerden, und verbrennen ihre Häuser, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind.

In der Colonie lebte Alles in der größten Ruhe. Mit Ungeduld erwarteten die Einwohner den 1sten Januar, wo sie von der englischen Herrschaft befreit werden und wieder unter ihre vorige Regierung zurückkehren sollten; sie freuten sich im Voraus, und Alles traf Anstalt, diesen Tag feierlich zu begehen, als auf einmal den 31. December 1802 eine englische Corvette von Plymouth in 59 Tagen anlangte und dem General Dundas Befehl brachte, die Uebergabe der Colonie aufzuschieben. Kaum war dieser Befehl eingetroffen, so ließ dieser General wieder 1500 Mann von seinen Truppen ausschiffen, die sich schon am Bord der Abtheilung des Admiral Curtis befanden, der übermorgen früh unter Segel gehen und sie nach Bengalen bringen sollte; außerdem ließ er alle Posten verdoppeln und die holländischen Truppen in das große Magazin einsperren, wo man sie in Casernen verlegt hatte; wäre dieser Befehl einen Tag später gekommen, so wäre er unnütz gewesen.

Von der Bestürzung der Einwohner kann man sich keine Vorstellung machen, als sie diese unglückliche Neuigkeit erfuhren, die schnell bekannt wurde. Bald darauf verbreiteten sich kriegerische Gerüchte; nach diesem Ereignisse nahm man mit Grund an, daß Mißverständnisse zwischen den vornehmsten Mächten Europa's herrschten und man fürchtete den Ausbruch eines neuen Kriegs zwischen Frankreich und England. Schon sprach man von einem Embargo auf alle Schiffe; wir

fürchteten zu Gefangenen gemacht zu werden. Während dieser schrecklichen Besorgnisse meldete man mir, wir müßten uns noch den Abend einschiffen, da unser Capitain von dem englischen Admiral die Erlaubniß zur Abreise erhalten hätte.

Wir trafen sogleich alle nöthigen Anstalten und begaben uns an Bord; da wir aber unsere Erfrischungen noch nicht völlig eingenommen hatten, so traf der Capitain erst am andern Morgen, den 1sten Januar 1803, ein. Den ganzen Tag und die folgende Nacht mußten wir auf der Rhede bleiben, weil wir keinen günstigen Wind hatten, um unter Segel zu gehen. Recht sehnlich wünschten wir das Land aus dem Gesichte zu haben, weil wir fürchteten, es könnte die Engländer gereuen, daß sie uns diese Erlaubniß zugestanden hätten, und es möchte ihnen einfallen, uns vorläufig anzuhalten. Vormittags um 10 Uhr jagte man uns eine falsche Furcht ein, als wir eine Schaluppe mit der englischen Flagge auf uns loskommen sahen. Der Officier, der sich am Bord befand, unter dem Vorwande, sich zu erkundigen, ob wir Befehl zur Abreise hätten, fragte, ob unsre Ladung nicht im Bordeauxwein bestände. Als er hörte, daß sie blos in Kalksteinen und Steinkohlen bestehe, entfernte er sich wieder.

Den andern Tag endlich um 6 Uhr Morgens erhob sich ein gelinder Landwind; wir machten uns segelfertig, reisten ab und wünschten uns Glück, daß wir bei einer so mißlichen Gelegenheit blos mit der Furcht weggekommen waren; wir nahmen uns vor, einen falschen Weg einzuschlagen, weil wir ein Unglück befürchteten.

Drittes Kapitel.

Abreise vom Vorgebirge der guten Hoffnung — Ansicht der Insel Rodrigue — Ankunft auf der Insel Frankreich — unsere Landung im Hafen Napoleon oder im Nordwesthafen.

Die Brick Renommée, die den nämlichen Tag als wir am Cap eingelaufen war, segelte zur nämlichen Zeit und aus denselben Gründen ab; zwei Tage lang fuhren wir mit einander. Als sich den 2ten Januar Abends der Wind auf einmal gelegt hatte und die sehr reißenden Strömungen in dem Canal, in dem wir uns befanden, nach dem Lande hintrieben, und da wir in der Nacht an den Felsen zwischen der Robbeninsel und der Küste des blauen Berges scheitern konnten, so warfen wir etwas oberhalb des Letztern Anker. Der Mond war voll und mit einem sehr großen blutrothen Kreis umgeben, etwas ins Gelbe spielend. Die Seeleute behaupten, diese Erscheinung sey der Vorbote von schlimmem Wetter.

Den 3ten Januar erhob sich beim Anbruch der Morgenröthe ein frischer Landwind; wir machten uns von neuem segelfertig und setzten unsere Reise fort. Die Renommée war vor uns voraus, da wir aber ein besserer Segler waren, so holten wir dies Fahrzeug bald ein und ließen es weit hinter uns zurück. Den ganzen Tag über blieben wir im Angesicht des Landes, ungefähr in einer Entfernung von 12 Stunden; Abends um 7 Uhr befanden wir uns der Capspitze gegenüber, und da der Wind nach und nach stärker wurde, so umsegelten wir in der Nacht dieselbe.

Den 4ten Morgens sahen die Wachen kein Land mehr; aus dem ungestümen Meere und aus dem heftigen Winde sahen wir, daß wir uns auf der Aguillasbank befanden, die sich von der Ostspitze des Vorgebirgs der guten Hoffnung bis an die Mündung des Canals von Mozambique erstreckt. Es brach ein Sturmwind los, das Meer tobte fürchterlich, die Wellen hoben sich über 60 Fuß hoch über das Fahrzeug. Gleich vom Anfange an wurde das Verdeck beständig mit Wasser bedeckt. Wir hatten unsere Hauptsegel eingezogen, und ob wir schon blos mit dem Mittelmast fuhren, so liefen doch in der Stunde nicht weniger als 10 Knoten ab (3½ Stunde). Dieser Sturm dauerte bis zum 6ten Januar um 2 Uhr Morgens, wo sich der Wind zu legen begann. Nachmittags um 4 Uhr sahen wir einen Seeregenbogen; diese Erscheinung zeigte uns den Horizont ganz im Feuer, welches die Wirkung des Zurückprallens der Sonnenstrahlen war; die Oberfläche des Wassers war mit mehreren Bogen, Einer über dem Andern, von verschiedenen Farben, unter andern gelb und grün, bedeckt: dies Schauspiel bekommt man nur zu sehen, wenn das Meer außerordentlich stürmisch ist, und die Oberfläche seiner Wogen von den Winden beunruhigt wird. Eine Viertelstunde darauf war alles verschwunden.

In der Nacht vom 7ten auf den 8ten Januar verließen wir die Aguillasbank und liefen in den Canal von Mozambique ein. Den 8ten mit Sonnenaufgang bemerkte man ein Schiff, das uns zu folgen schien; wir geriethen darüber in Unruhe, weil wir glaubten, die Engländer möchten uns dies Fahrzeug nachgeschickt haben; wahrscheinlich aber hatte es eine ganz andere Bestimmung, denn wir verloren es aus dem Gesichte.

die ihn alle Augenblicke untertauchten, schon viel davon verschlungen.

Den 30sten zu Mittage befanden wir uns nach unserer Rechnung unter dem 25° 20′ S. B. und unter dem 58° 40′ ö. L. ungefähr 120 Stunden von der Insel Frankreich; wir bekamen wiederum mehrere Tropikvögel zu Gesichte. Dieser Vogel ist so groß wie eine Holztaube, fliegt auch so und stößt immer ein schwaches Geschrei aus, das jenem eines Raben gleicht; er ist gewöhnlich weiß, aber von einer sehr schmuzigen weißen Farbe; sein Schwanz, der ungefähr einen Fuß lang ist, besteht aus zwei vereinigten Federn. Es giebt zwei Arten von Tropikvögeln; die Eine hat einen gelben, die Andere einen rothen Schwanz d). Man fängt gewöhnlich diese Vögel damit, daß man ein Stück rothes Tuch auf den Obertheil eines der Masten, selbst auf den Flaggenmast, legt. Diese Farbe lockt sie herbei, sie picken mit dem Schnabel darein; man kann sie daher leicht fortziehen. Die rothen Schwänze sind kürzer als die Andern; sie kommen zwischen zwei kleinen schwarzen Federn hervor, die einen Fächer bilden und sich an den beiden Seiten befinden *). Die Trupps verschiedener Arten von Vögeln, die man täglich zu sehen bekam, dienten uns zum Beweise, daß wir uns dem Lande näherten. Den 3ten Februar stellten wir zwei Matrosen als Schildwachen aus.

Den 4ten Februar um 5 Uhr Morgens sahen wir die Insel Rodrigue; wir waren ungefähr 8 Stunden westlich davon entfernt. Diese Insel liegt im indi-

---

*) Die Tropikvögel laufen wie die Möwen auf diejenigen ihrer Art zu, die vom Jäger heruntergeschossen werden und auf den Boden fallen; man lockt sie damit, daß man die Geschossenen in die Luft wirft. D. Ueb.

schen Ocean unter dem 20° 30' S. B. und gehört den Franzosen; ihre Regierung hängt von der Insel Frankreich ab, von der sie 105 Stunden entfernt ist. Nach der Aussage Mehrerer von unsern Reisenden, die auf der Insel gewesen waren, ist sie ungefähr 4 Stunden lang und 1½ Stunde breit; ihre Bewohner sind 8 weiße, mulatten- und freie schwarze Familien. Sie erzeugt Reis, Mais und etwas Getreide; man fängt Schildkröten und dieser Fang macht ihren einzigen Handel und ihre Hauptnahrung aus. Ein Capitain vom ehemaligen Regiment von Pondichery oder der Insel Frankreich war Gouverneur von Rodrigue; als aber der Generalcapitain Decaen erfuhr, daß die englischen Kreuzer, die sich beständig vor der Insel Frankreich aufhalten, auf der Insel Rodrigue Erfrischungen an Obst, Gemüse und Geflügel einnähmen, ließ er sie einstweilen räumen und hielt die Colonisten schadlos, indem er ihnen die aufbehaltenen Ländereien anwies.

Um 7 Uhr Abends hatten wir einen der schönsten Sonnenuntergänge, die man sich nur denken kann. Man stelle sich ein unermeßliches Gewölbe mit Gold überzogen, auf einem schönen azurblauen Grunde, feuerfarbige Wolken vor, die Wagen, Zerbilder, einen Elephanten, Amors, den Orpheus, der hinab in die Unterwelt steigt, einen Phaeton, der von dem Wagen seines Vaters herabgestürzt ist und tausend andere bezaubernde Gegenstände bildeten; auch stelle man sich an den Seiten dieses Gewölbes Gründe von meergrüner, grasgrüner Farbe, mit kleinen kupferfarbig und Gold gesprenkelten Wolken übersäet, vor, und man hat erst einen schwachen Begriff von dem prächtigen Schauspiele, das uns dieser herrliche Sonnenuntergang gewährte.

Den 5ten Nachmittags verbreitete ein Fahrzeug, das man am Horizonte erblickte, beinahe Unruhe am Bord: man fürchtete schon englische Kreuzer vor der Insel Frankreich zu finden, der wir uns jetzt näherten; und man glaubte, es könnte dazu gehören oder uns vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus nachgefolgt seyn. Wie die Furcht alle Gegenstände vergrößert, so bildeten sich sämmtliche Officiere und Matrosen ein, Batterien auf diesem Schiffe zu erblikken; die Einen hielten es für eine Fregatte, die Andern für eine Corvette. Da wir gern wissen wollten, was es wäre, und da wir uns auch gegen die Hitze sichern wollten, die wir auszustehen hatten, so entschlossen wir uns, die Nacht sämmtlich auf dem Verdeck zuzubringen. Gerade um Mitternacht waren wir demselben sehr nahe, und nun sahen wir, daß es ein kleines französisches Negerschiff war, das mit einer Ladung Schwarzer von der afrikanischen Küste zurückkam; da wir bessere Segler waren, so ließen wir es bald hinter uns zurück.

Den 6ten bei Sonnenaufgang entdeckten endlich die Matrosenschildwachen Land; es waren die Runde- und die Schlangeninsel (iles Ronde und aux Serpens), die von der Insel Frankreich blos durch Riffe getrennt sind, welche bei großen Fluthen gänzlich mit Wasser bedeckt werden; wir waren noch über 15 Stunden davon, und erst um 11 Uhr erkannten wir deutlich zwei kleine Erhöhungen und eine Pastete (paté), welche diese kleinen Inseln ausmachten.

Die Insel Ronde hat ihren Namen von ihrer Gestalt; die Schlangeninsel, weil man bei ihrer Entdekkung, außer verschiedenen Arten von Ratten, eine große Menge Schlangen darauf fand. Beide sind unbewohnbar, sowohl wegen ihres geringen Umfangs, als auch wegen des Mangels an Wasser und der Unfruchtbarkeit

des Bodens. Wahrscheinlich sind diese kleinen Inseln, und die daran Stoßenden, Theile von der Insel Frankreich, die durch ein Erdbeben davon losgerissen worden sind. Indessen scheint doch die Schlangeninsel wegen dieser Thiere stets davon getrennt gewesen zu seyn, wovon man auf der Hauptinsel nie eine Spur bemerkt hat.

Da uns der Wind zuwider war, und der Capitain befürchtete, erst in der Nacht vor Anker gehen zu können, so lavirten wir bis den andern Tag, wo wir unsere Reise fortsetzten. Um 11 Uhr fuhren wir vor der Insel Ronde und dem Coin de Mire, einer andern kleinen Insel, vorbei, an der man hinsegelt. Wir sahen die Insel Plate, die bei dem Coin de Mire liegt. Diese Insel ist die größte und des Anbaues am meisten fähig; man läßt Ziegen und Böcke darauf weiden. Die Fischer gehen dahin und schlagen Hütten auf, um einige Tage da zuzubringen. Im letzten Kriege bemächtigten sich die englischen Kreuzer dieser Insel und vernagelten zwei Kanonen, die sich auf Coin de Mire befanden.

Als wir um die Canonierspitze herum waren, kam uns um 1 Uhr Nachmittags vom Lande eine Chaluppe entgegen, die uns einen Lootsen brachte, und um halb 3 Uhr giengen wir im Hafen Napoleon auf der Insel Frankreich vor Anker. Eine Viertelstunde darauf kam ein Gesundheitsbeamter, zwei Municipalbeamte mit der Schärpe und ein Postbeamter an Bord, um zu untersuchen, ob es nicht etwa unter uns ansteckende Krankheiten, und Leute gäbe, die der Colonie verdächtig wären, und um die mitgebrachten Briefe in Empfang zu nehmen. Nach einer stündigen Verhandlung in der Colonialversammlung stiegen wir nach einer fünf-

lehalbmonatlichen Reise ans Land, das Einlaufen am Vorgebirge der guten Hoffnung mitgerechnet.

Anmerkungen
zu dem dritten Kapitel.
Von Herrn Sonnini.

a) Es läßt sich nicht leicht errathen, warum die Seeleute der braunen Möwe (larus catharractes) den Namen Cordonnier (Schuster) gegeben haben. Ich mag nicht mit Mauduyt (in der Encyclopedie meth.) behaupten, daß dieser Name davon herrühre, weil dieser Vogel mit Ungestüm auf seine Beute losstürzt, die er mit seinem Schnabel, wie ein Schuhmacher mit seiner Pfrieme, durchbohrt; diese Ableitung kommt mir etwas gezwungen vor und ich will lieber annehmen, daß die dunkelbraune Schattirung, die sich ziemlich einförmig über das Gefieder dieses Vogels verbreitet, die Idee zu einer Vergleichung mit dem Leder, alsdann mit einem Schuster gegeben hat. Bei den Engländern ist diese Möwe unter dem Namen port-Egmont hen (Port-Egmonts Henne) bekannt, weil sie die Seefahrer dieser Nation das erstemal auf den Falklands- oder Malouineninseln *) angetroffen haben, wo der Hafen

*) Ist eine Inselgruppe in der Südsee an der Küste von Südamerika, zwischen dem 51 und 53° S. B. Sie besteht aus 12 großen und kleinen Inseln, die zwar keine Bäume haben, aber reich an Kräutern aller Art sind. Der Hafen Egmont ist Einer der besten von der Welt. Ihr Entdecker ist John Narborough, der sie unter der Regierung Karls II. von England fand. D. Uebers.

Egmont ist. Auch nennt man sie Fouquet, Taille-vent, Taille-mer und Fauchet (Harke), weil sie in ihrem Fluge das Meer zu durchschneiden und abzumähen scheint. Die braune Möwe ist beinahe so groß, wie eine Krähe; unter dem Bauche und den Flügeln sieht sie weiß aus. Man trifft sie in beiden Halbkugeln an und sie liebt die höhern Breiten. Der Capitain Cook hat sie 260 Stunden von jedem Lande entfernt gesehen.

b) Man; s. die Anmerkung (n) S. 37 zum ersten Kapitel.

c) Taille-vent ist eine unter den Seeleuten gebräuchliche Benennung der braunen Möwe (larus catharractes).

d) Ist der Tropikvogel (phaeton), den die Franzosen Paille en cul, oder Paille en queve nennen. Der Paille en cul mit gelbem oder falbem Schwanze unterscheidet sich wahrscheinlich blos dem Alter nach von der Art des kleinen Paille en queve (phaeton aethereus var.). Die Art mit kleinen rothen Federn (phaeton aethereus) hat auch einen rothen Schnabel und rothe Beine, schwarze Striche auf dem Rücken und dem Steiße und schwarze Flügel.

In Ansehung der Genauigkeit der Beschreibung des Paille-en-cul muß man bemerken, daß die beiden langen Federn, die diesem Vogel den Namen verschafft haben, unter dem man ihn fast allgemein kennt, nicht allein den Schwanz bilden; zwölf andere große Federn sind keilförmig geordnet; sechs auf jeder Seite der beiden in der Mitte befindlichen Federn, die jene weit an Länge übertreffen.

Viertes Kapitel.

Beschreibung der Insel Frankreich — Gouverneure dieser Insel — die Rhede des Hafens Napoleon — Breite und Länge der Hauptorte, ihre Größe, die Gebirgshöhen und kleine davon abhängige Inseln — Stadt und Hafen Napoleon — Civil- und Militairverwaltung der Colonie.

Die Insel Frankreich, die im indischen Meere unter dem 21° S. B. *) und unter dem 57° der Länge liegt, wurde im Jahre 1500 von den Portugiesen entdeckt; sie nannten sie Acernoinsel (Schwaneninsel), legten aber keine Niederlassung daselbst an. Im Jahre 1598 fanden sie die Holländer wieder, nahmen sie in Besitz und nannten sie nach ihrem Statthalter Moritz die Mauritiusinsel. Indessen legten sie erst im Jahre 1640 im Südosthafen eine Niederlassung an, der gewöhnlicher unter dem großen Hafen, jetzt dem kaiserlichen Hafen, bekannt ist; da sie aber darauf sehr wenig Fortschritte machten, und sie für ihre Handelsverbindungen sehr wenig vortheilhaft fanden, und da sie die große Menge Affen, Ratten und Heuschrecken, die darauf waren, beinahe unbewohnbar machten, so verließen sie dieselbe im Jahr 1708 wieder.

Im Jahr 1715 den 27sten Juni langte der Schiffscapitain Herr Dufresne im Hafen Napoleon (vormals Hafen Louis, darauf Nordwesthafen) an, nahm im Namen des Königs von Frankreich

*) Eigentlich größtentheils zwischen dem 20 und 21° S. B.
D. Uebers.

Besitz davon, und nannte die Insel Insel Frankreich. Im Jahr 1721 fieng Herr Durougay eine Niederlassung daselbst anzulegen an, und Nyou, der den 11ten October des nämlichen Jahres zum Gouverneur derselben ernannt worden war, langte im Januar 1722 an.

Frankreich hatte schon die Insel Bonaparte; Herr Diore, der daselbst Lieutenant des Königs war, war einstweilen Befehlshaber. Im Jahr 1725 errichtete man einen Provinzialrath. Den 28sten August 1726 wurde der Resident auf der Insel Bonaparte, Herr Dumas, zum Gouverneur der beiden Inseln ernannt.

Den 26sten October 1728 wurde Herr Aupin zum Gouverneur der Insel Frankreich ernannt. Im Jahr 1735 wurde Herr von Labourdonnais Gouverneur von beiden Inseln, wo er einen obern Rath errichtete. Im Jahr 1746 ersetzte Herr David den Herrn von Labourdonnais, der damals mit seiner Unternehmung gegen Madras beschäftiget war. Im Jahr 1750 war Herr Lozier Bouvet einstweilen Gouverneur.

Im Jahr 1755 wurde Herr Magon zum Generalcommandanten beider Inseln ernannt. Im J. 1759 wurde Herr Desforges-Boucher Gerneralgouverneur.

Im August des Jahres 1764 wurden die Inseln Frankreich und Bonaparte wieder an den König abgetreten. Den 14ten Juli 1767 wurde Herr Dumas zum Generalcommandanten beider Inseln ernannt, und der Generalcommissair der Marine, Herr Poivre, vertrat die Stelle des Intendanten. Den 27sten November 1768 wurde Herr Dumas durch Hrn. Steinaure ersetzt.

Den 6ten Juni 1769 wurde Herr Desroches

Generalgouverneur. Den 21sten August 1772 löste Herr von Ternay Herrn Desroches als Generalgouverneur und Herr Maillard Dumesle Herrn Poivre als Intendanten der beiden Inseln ab. Den 3ten December 1776 wurde Herr Guirau la Brillanne Generalgouverneur.

Den 17ten November 1777 löste Hr. Foucault Herr Maillard Dumesle als Intendanten ab. Den 1sten Mai 1779 wurde Herr von Souillac Generalgouverneur.

Den 4ten Juli 1781 wurde Herr Chevreau zum Intendanten beider Inseln ernannt. Den 12ten October 1785 wurde Herr Motais Generalcommissair Ordonnateur beider Inseln. Den 5ten November 1787 wurde Herr Bruny d'Entrecasteaux zum Generalgouverneur ernannt.

Den 17ten August 1789 wurde Herr Dupuis zum Generalintendanten der französischen Niederlassungen östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung ernannt. Unter seiner Verwaltung wurde das Papiergeld eingeführt. Den 14ten November 1789 wurde Herr Conway zum Gouverneur der französischen Niederlassungen östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung ernannt. Den 26sten August 1790 wurde Herr David Charpentier-Cossigny einstweilen Generalcommandant derselben Niederlassungen.

Den 17ten Juni 1792 löste Herr Malartic Herrn Cossigny als Generalgouverneur ab. Den 5ten November 1798 wurde Herr Chanvallon zum General-Ordonnateur ernannt. Den 28sten Juli 1800 übernahm der Divisionsgeneral, Herr Magallon Lamorliere das Generalgouvernement. Im J. 1802 wurde der Brigadegeneral, Desbrulys, zweiter Befehlshaber; er brachte die erste Artillerie-Compagnie zu

Fuß des 3ten Regiments und ein Detachement der 15ten Halbbrigade leichter Infanterie mit dahin.

Den 26sten September 1303 wurde der General Decaën als Generalcapitain der französischen Besitzungen in Ostindien und Herr Leger als Colonnialpräfekt anerkannt. Der Divisionsgeneral Magallon Lamorliere wurde alsdann sein Generallieutenant und übernahm den Befehl über die Insel Bonaparte, wo Herr Marchand Unterpräfect war. Auf der Insel Frankreich hatte der General Vandermaessen, der mit dem General Decaën nach Ostindien kam, das Militairkommando; der General Desbrulys bekam die Vertheidigung in Ansehung alles dessen, was die Artillerie betrifft, und der Ingenieur-Oberste, Herr Richemont, wurde Direktor der Festungen auf beiden Inseln und der dazu gehörigen Besitzungen.

Rhede des Hafens Port-Napoleon.

Die Rhede des Port-Napoleon ist sehr schön; ihr Eingang wird zuerst auf der einen Seite durch das sogenannte weiße Fort, das eine gute Bekleidung der Wälle und Gräben, eine doppelte Einfassung, und viel Gelaß hat, und dessen Werke seit kurzem in gutem Zustande sind; auf der Andern durch Batterien, die man ausgebessert hat, und durch die Batterie von Mauerwerk vortrefflich vertheidigt, die man auf der Böttcherinsel (Ile aux Tonnelieres) angelegt hat. Diese kleine Koralleninsel hängt mit der großen durch einen mit Kies angefüllten Kunstweg zusammen, den man des Verkehrs wegen im Wasser erbauet hat. Der einzige Kanal, der sich zwischen der Böttcherinsel und der Spitze befindet, auf der das weiße Fort (Fort blanc) steht, ist sehr schmal und gefährlich; dies macht die Einfahrt für ein Schiff, das etwa trotz des kreuzenden Feuers von den Werken und der Flintenschüsse von

den Batterien der 2ten Linie einzudringen versuchte, schwer, ja beinahe unmöglich. Wenn man einlaufen will, so braucht man durchaus einen Lootsen.

Der Corps-Mort, am nächsten bei den beiden Brüdern, wo man bei der Ebbe mit 7 Klaftern und 2 Fuß vor Anker geht, ist 509 Toisen von dem Mittelpunkte der Böttcherinsel und 500 Toisen im Nordosten von einer kleinen Insel entfernt, die das Schiff Le Sechelles bildet. Bis in die Böttcherinsel hinein (östlich und westlich des südlichsten Theiles) sind 725 Toisen; bei dieser ganzen Fahrt findet man bei Ebbe 12, 11, 10, 9, 8, 7 und 6½ Klaftern Wasser.

Die beiden Stücke Land, die am nächsten bei dem Fort Blanc und bei der Böttcherinsel liegen, sind 250 Toisen, W. S. W. und O. N. O. von einander entfernt, ohne auf den Schlamm und den Sand auf jeder Seite Rücksicht zu nehmen, die bei der Ebbe zum Vorschein kommen. Wenn man weiter in den Hafen vorkommt, so findet man nicht weniger als 14 Fuß Wasser, wenn man der Linie der errichteten Corps-Morts folgt. Der Weg, der nach der Böttcherinsel führt, ist ungefähr 270 Toisen lang.

Die Länge des Fanfaronloches (Trou de Fanfaron) (wenn man von dem Damm an rechnet, der links beim Eingange ist) beträgt 100 Toisen weniger als der Weg, der die Böttcherinsel mit der großen Insel verbindet. In dem Trou de Fanfaron ist Wasser genug, um jedes Kriegsschiff darin zu kalfatern oder auszubessern. Das Meer steigt, wie in alle Häfen, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche darin 3 Fuß in gerader Höhe, und bei gewöhnlichen Fluthen steigt es nur ungefähr 2 Fuß und 2 Zoll, wenn man annimmt, daß die Landwinde auf die Fluthen Einfluß haben. Bei den West- gen Nordwestwinden steigen sie sehr hoch.

Bei dem Neu- und Vollmonde dauert bei dem Ein-

gange des Trou de Fanfaron die höchste Fluth $1\frac{3}{4}$ Stunden. Außer dem Trou de Fanfaron giebt es im Hafen noch mehrere Werften zur Ausbesserung und zum Bau der Schiffe; unter andern jene eines gewissen Piston, der eine sehr beträchtliche Werfte angelegt und dem Handel, der Staatsmarine, besonders der Abtheilung des Herrn von Linnois große Dienste geleistet hat.

Von den Beiden Brüdern (Deux-Freres) bis zu der Stelle des Hafens, wo die Nachen anlegen, ist in gerader Linie 1500 Toisen oder 9000 Fuß; dies beträgt ungefähr 2 Drittheile einer Stunde, wenn man auf die Stunde 2283 Toisen rechnet.

Breite und Länge der vornehmsten Oerter auf der Insel Frankreich.

Der Kirchenhafen des Hafens Napoleon, der in der Nähe des Marsfeldes ist, liegt unter dem 20° 9′ 44″ S. B. und unter dem 55° 8′ 37″ O. L.

Das Cap Malheureux liegt unter dem 19° 58′ 40″ S. B.

Der Gipfel des Coin de Mire unter dem 19° 56′ 12″ S. B.

Die Insel Ronde unter dem 19° 50′ 34″ S. B.

Die Schlangeninsel unter dem 19° 47′ 55″ S. B.

Die Insel Marianne im Südosthafen unter dem 20° 22′ 34″ S. B.

Das niedere Land der Morne-Brabant unter dem 20° 27′ 39″ S. B.

D'Ariamble auf der Südseite der Insel unter dem 20° 30′ 48″ S. B.

Der Unterschied zwischen den Parallelen des festen Landes der Insel beträgt 32′ 26″.

Größe der Insel Frankreich.

Die Länge der Insel von Norden nach Süden, von dem Cap Malheureux bis zur Spitze des Meerarms der Zitronenbäume beträgt 31,900 Toisen (ungefähr 14 Stunden), ihre größte Breite von der Teufelsspitze bis zum nördlichsten Ende der Sandebene 22,130 Toisen (ungefähr 9$\frac{2}{3}$ Stunden). Ihr Umfang macht im Ganzen 90,630 Toisen, 35$\frac{1}{2}$ Seemeile oder ungefähr 45 französische Meilen, aus.

Ihr gesammter Flächeninhalt beträgt 480,744,062 Quadrat-Toisen oder in Morgen von 100 Quadratruthen, 20 Fuß auf die Ruthe, 432,680 Morgen. Ein grosser Theil ist zu Wohnplätzen eingeräumt, wovon jeder 153$\frac{2}{3}$ Morgen erhält. Anfänglich bei Anlegung der Colonie gab man dem ersten Besten dergleichen; hierauf theilte man sie als Belohnung für Verdienste aus, die jemand als Soldat oder als Beamter geleistet hatte; alsdann als Bezahlung für Lieferungen, welche Jemand auf irgend eine Art der Regierung geleistet hatte, oder für rückständige Besoldung. Gegenwärtig verkauft die Regierung die Theile, welche ihr nichts nutzen und behält die übrigen für sich, um Bauholz darauf zu schlagen, das für die Marine, die Artillerie und das Ingenierwesen nothwendig ist.

Höhe der vornehmsten Berge auf der Insel Frankreich und den kleinen Inseln, die davon abhängen, über der Meeresfläche.

Die Höhe des Fußes des Flaggenmastes (Mât de Pavillon) des Hafenberges beträgt 166 Toisen.

Desgleichen des Langenberges 89 Toisen.

Desgleichen der Entdeckung der Ringschraube (Decouverte du Piton) 134 Toisen.

Der Gipfel des Daumenberges (Montagne du Pouce) 416 Toisen.

Der Gipfel des Piterbooth 420 Toisen.

Der Gipfel des Coin de Mire 81 Toisen.

Der Gipfel der Insel Plate 54 Toisen.

Der Gipfel der weißen Insel oder des Zuckerhutes 27 Toisen.

Der Gipfel der runden Insel 165 Toisen.

Der Gipfel des Parasols oder der Schlangeninsel 83 Toisen.

Der Gipfel des Wachthausberges 369 Toisen.

Der Gipfel des Berges des Wallflusses (riviere du Rampart) 396 Toisen.

Die höchste Spitze der drei Zitzen (trois-Mamelles) 342 Toisen.

Der Gipfel des Morne des schwarzen Flusses 424 Toisen.

Der Gipfel der Ringschraube des Nachens (Piton du Canot) 274 Toisen.

Der Gipfel des Pfartenbergs 309 Toisen.

Der Gipfel des brabantischen Morne (Morne brabant) 283 Toisen.

Der Gipfel des Piton de Fougue 276 Toisen.

Der Gipfel des Savannenbergs 355 Toisen.

Der Gipfel des Creolenbergs 188 Toisen.

Der Gipfel des Morne des Kaiserlichen Hafens S. O. 249 Toisen.

Der Gipfel des Teufelsberges 53 Toisen.

Der Gipfel des Bambusberges 322 Toisen.

Der Gipfel des Piton der Mitte der Insel 302 Toisen.

Der Gipfel des Piton de la Fayence 223 Toisen.

Der östlichste des Fayence-Berges 164 Toisen.

Auf den Hauptbergen hat man um die Insel herum Flaggen aufgesteckt, um die Ankunft der Schiffe, ihre Größe, den Windstrich anzuzeigen, mit dem sie segeln. In Kriegszeiten, wenn feindliche Kreuzer vor der Insel herumschwärmen, wirft man alle Nächte von 2 Stunden zu 2 Stunden oben auf den Bergen, wo die Flaggen aufgesteckt sind, 2 Raqueten hinter einander, um den Fahrzeugen, die sich nähern, die Gegenwart des Feindes anzuzeigen. Bei Tage dienen rothe Flaggen, die man beständig auf den Masten aufsteckt, zu dieser Anzeige.

Der Hafen Napoleon ist nicht der Einzige auf der Insel, ob er schon der Einzige ist, der jede Art von Hülfsquelle und Sicherheit gewährt.. Der kaiserliche Hafen (der große Hafen genannt) kann ebenfalls viele Schiffe fassen; seine Eingänge aber sind beschwerlich. Man muß den Wind im Rücken haben, wenn man einlaufen will; dies muß auch der Fall seyn, wenn man auslaufen will, wegen ihrer Verengerungen und wegen der vielen Gefahren, in deren Mitte sie sich befinden und die keinem Fahrzeuge zu laviren gestatten. Diese Eingänge heißen der große und der kleine Canal; außerdem werden sie auch durch Batterien gut vertheidigt, deren Feuer sich kreuzt, und die sie bestreichen. Da indessen der kleine Canal einem Seemann, der diese Küste genau kennt, mehr Leichtigkeit gewährt, so hat man auf einem Corallenfelsen, vor dem man nahe vorbei muß, wenn man hinein will, sehr gute cirkelförmige Batterien von Mauerwerk angelegt, und eine kleine Caserne erbauet. Da diese aber eine Stunde von der Küste entfernt ist, und man bei stürmischem Wetter nicht immer dahin kommen kann, so führt man gewöhnlich den Soldaten, die sie vertheidigen sollen, auf drei bis vier Tage Lebensmittel und Wasser zu.

Die Mündung des schwarzen Flusses hat eine sehr schöne Rhede, in der man mit 12 und 15 Klaftern Tiefe einen guten Ankergrund findet; allein der Eingang, der blos 5½ Klafter Tiefe hat, ist eng und mitten unter Riffen, die beständig bedeckt sind. Man hat Tohnen gelegt, die die Stellen anzeigen, wo die Kriegsschiffe vor Anker gehen können. Jedoch würden die Fahrzeuge, die sich etwa dahin flüchteten, nicht gegen den Feind gesichert seyn, ob man schon längs der Küste hin zu ihrem Schutze einige Batterien angelegt hat, weil sie nichts zu ihrer Deckung haben. Blos die Kauffahrer können in den kleinen Fluß einlaufen.

Die Pimentspitze (pointe aux Pimens), die Canonirspitze, die Savanne oder der Hafen Souillac bieten den Kauffartheischiffen, die von einem Feinde verfolgt werden, kleine Zufluchtsorte dar; an diesen verschiedenen Stellen sind Batterien angelegt, unter deren Feuer sie sich flüchten können.

Verwaltungs-Eintheilung und Beschreibung der Stadt Port-Napoleon.

Die Insel Frankreich wird in 10 Bezirke eingetheilt, wovon jeder seine Municipalität, Friedensrichter, Notarien und Feldmesser hat; nämlich:

Der Hafen Napoleon (der Nordwesthafen).
Pamplemous *).
Der Wallfluß (rivière du Rampart).
Flacq.
Der kaiserliche Hafen (Südosthafen).
Die drei Inselchen.
Die Savanne.

*) Pompelmusse. D. Ueb.

Der schwarze Fluß.
Die Wilhelms-Ebenen.
Mocka.

Port-Napoleon, das der Hauptort der Colonie ist, ist eine kleine sehr lebhafte Stadt; ihre Strassen sind fast alle schnurgerade; die vornehmsten, wo alle Kleinhändler feil haben, laufen mit der Küste parallel; sie sind nicht gepflastert, sondern wie in der Capstadt mit Kieseln ausgeschlagen. Die Häuser sind sämmtlich von Holz erbauet, bestehen gewöhnlich blos aus einem Stockwerk, und sind so eingerichtet, daß man sie auf Walzen nach Belieben aus einem Quartiere ins andere schaffen kann, was sehr häufig geschieht. Man treibt in dieser Stadt einen bedeutenden Tauschhandel; man findet da alles, was man von europäischen und indischen Waaren verlangt; sie ist die allgemeine Niederlage dieser beiden Endpunkte der Erde.

Das Gouvernementshaus, das am Markte dem Hafenthore gegenüber steht, ist ein ziemlich schönes steinernes Gebäude, ob es schon alt ist; es bestehet aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln (man hat es eben wieder aufgebauet). Darhinter, schnurgerade mit der Küste, ist eine große Straße, die nach der Ebene führt, welche das Marsfeld heißt und sich bis an den Fuß des Daumenberges (montagne du Pouce) erstreckt. Am Eingange des Marsfeldes steht die steinerne Kirche; da sie aber zum Theil durch eine Feuersbrunst zerstört worden ist, so dient sie gegenwärtig zum Magazin. Am Ende, fast am Fuße des Berges, sieht man das Grabmal des Generals Malartic, der in den stürmischen Augenblicken der Revolution Gouverneur der Insel war: dies Denkmahl hat man zu Ehren seiner Regierung errichtet, dem die Hauptstadt die Erhaltung dieser schönen Colonie verdankt.

Es ist hier auch ein schönes Militairspital, das einige 100 Mann fassen kann, und zum Theil von mehrern barmherzigen Schwestern bedient wird, die man bei diesen beschwerlichen Geschäften wegen der Dienste erhalten hat, die sie jederzeit den Kranken geleistet haben. Sie stehen unter der Aufsicht eines Capellans, der gegenwärtig den Titel eines apostolischen Präfekten führt. Ein Theil dieses Gebäudes dient zur Aufnahme der kranken Sklaven des Staats.

Die Gebäude für das Artillerie- und Ingenierwesen, besonders für das Letztere, sind groß und bequem. Die Caserne, die einen sehr großen viereckigen Hof hat, ist im guten Zustande. Der größte Theil der Officiere wohnt darin. Auf dem Marktplatze hat man ein steinernes Gebäude erbauet, worin die Börse ist, auf der man trotz der beständigen englischen Kreuzer außerordentlich große Geschäfte macht. Diese Menge von Geschäften rührt von den zahlreichen Prisen, welche die Fregatten des Staats und die Corsaren der Colonie machen, von ihrer Ausrüstung und den Tauschgeschäften her, welche die neutralen Nationen Europens und Indiens daselbst betreiben. Der schöne Schauspielsaal ist seit kurzem von Holz erbauet; die Colonie unterhält das ganze Jahr hindurch eine Schauspielergesellschaft.

Die Anzahl der Einwohner des Port-Napoleon wird auf ungefähr 6000 geschätzt, wovon ein Drittheil Europäer oder solche sind, die von Europäern abstammen; die übrigen sind Malabaren, Lascars und freie Schwarze, die sich daselbst niedergelassen haben und unter denen sich viele Mulatten befinden. Die Malabaren und Lascars haben ihre besondern Lager an der Straße, die nach dem langen Berge und dem Bezirke Pamplemous führt. Die freien Schwarzen, die hauptsächlich aus Afrikanern von

der Küste Mozambique aus Eingebornen von der Insel Madagascar und aus Indiern oder aus Abkömmlingen von diesen verschiedenen Nationen bestehen, haben ihr Lager am Wege nach dem Bezirk Mocka bis an den Fuß des Flaggenberges (montagne du Pavillon).

Jede von diesen Nationen bekennt sich frei zu ihrer Religion und befolgt ungescheut ihre Sitten und Gebräuche. Viele sind zum Catholicismus übergetreten; alle Mulatten aber, die aus dem Umgange der Europäer mit schwarzen Frauenzimmern entsprungen sind, folgen der Religion ihrer Väter.

Die Colonie hat auch eine Schule der Thierarzneikunde mit einem Direktor und einen botanischen Garten, der 2 Stunden von dem Hafen im Bezirk und bei der Kirche von Pamplemous liegt; sein Aufseher ist Herr Ceré, der Vater, Correspondent des Nationalinstituts.

Die Stadt Napoleon ist die einzige auf der Insel; die übrigen Bezirke bestehen aus einer gewissen Anzahl von Wohnungen, die so weit von einander entfernt liegen, als die Strecke Land beträgt, die zu jeder derselben gehört *).

*) Den 3. Decemb. 1810 hat sich die Insel Frankreich an die Engländer ergeben; diese hatten schon zuvor die Inseln Bonaparte und Rodrigue eingenommen. D. Ueb.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung der Beschreibung der Insel Frankreich — ihr Handel — ihre Verbindungen mit den Inseln Madagascar, Bonaparte und Batavia — ihre Erzeugnisse und Merkwürdigkeiten im Innern.

In Friedenszeiten bestehen die besten Geschäfte, die man mit dieser Colonie machen kann, darin, daß man Piaster auf den Markt bringt; dann werfen die Ladungen, die man da einkauft und die gewöhnlich in Kaffee, Würznelken, inländischem Zucker und Zucker von der Insel Bonaparte bestehen, fast immer bei ihrer Ankunft in Europa einen Gewinn von 30 bis 35 Procent ab; am besten thut der Ausrüster, wenn er in Frankreich blos Reisende einnimmt und sich das Frachtgeld bezahlen läßt, eine Retourladung findet er bald. Nimmt ein Schiff in Europa Waaren ein, so kann es dieselben zwar absetzen, aber das ist selten der Fall; solche Unternehmungen fallen immer sehr zum Nachtheil der Rheder aus, weil der Zusammenfluß so groß wird, und es nach Verhältniß so wenige Verbraucher giebt, daß man die Waaren daselbst um den Preis verkauft, für welche man sie in Europa eingekauft hat, ja oft noch weit niedriger; einen solchen beträchtlichen Verlust können die Retourladungen nicht decken.

In Kriegszeiten langen eine große Menge Amerikaner an; auch stellen sich Dänen und Hamburger ein. Dann muß man oft die Waaren mit 20, 30, ja 50 Procent Verlust öffentlich verauktioniren; eine Ladung von 50000 Piastern wirft daher nur 25000 ab.

Der günstige Augenblick zum Verkauf der europäischen Waaren ist der einer Kriegserklärung. Ein Faß Wein steigt alsdann auf 70 bis 80 Piaster, das 5 bis 6 Monate nachher, je nachdem die Quantität ist, die sich auf dem Platze befindet, auf 30, 25 und 20 Piaster fällt; dann hebt es sich wieder auf 30 und behauptet sich zwischen 25 und 40. Oft entfernen sich die Neutralen, die solche Unglücksfälle in Schrecken setzen, 6 bis 8 Monate lang; das Schiff aber, das nachher zuerst wieder eintrifft, hat große Vortheile. Im letzten Kriege wurde das Faß Wein mit 100 bis 140 Piastern verkauft, freilich waren wir damals mit Amerika, Dänemark und England im Kriege und Hamburg war blocquirt; denn es müssen so viele mißliche Umstände zusammentreffen, wenn der Preis diese Höhe erreichen soll. Bordeauxwein, Seife und Olivenöl werden in der Colonie am stärksten verbraucht.

Die Inseln Frankreich und Bonaparte verbrauchen monatlich 550 Fässer Wein, wenn man sie haben kann; 24000 Pfund Seife, besonders Marseiller Seife, der man den Vorzug giebt. Das Olivenöl wird in den öffentlichen Auktionen, der Korb von 12 Bouteillen, zu 3 Piaster verkauft; sein gewöhnlicher Preis ist 5 bis 7 Piaster, bisweilen steigt es auch auf 15 bis 17 Piaster; das Maß *) Aquavit kostet 1½ bis 5 und 6 Piaster; Sardellen und Oliven sind sehr gesucht; Anisette von Bordeaux und Marie Bricart wird sehr geschätzt, man giebt ihm den Vorzug vor andern Liqueuren. Man verbraucht sehr wenig Früchte zu Branntewein; auch verkauft man die Flasche für einen halben Piaster, bisweilen auch für einen ganzen Piaster.

---

*) Dies Maß ist eine Velte, die 6 französische Pinten enthält.
D. Ueb.

Wachslichter sind ebenfalls ein sehr guter Verbrauchsartikel. Der Preis schöner Wachslichter steigt das Pfund von 3 bis zu 6 Franken.

Der Luxus hat außerordentlich überhand genommen, besonders seitdem die Neutralen viele Tücher, Zitze und Seidenwaaren in die Insel eingeführt haben. Die schönen schwarzen Tücher von Sedan, die blauen Tücher aus der nämlichen Fabrik, so wie die Tücher von Löwen und Vigogne werfen fast immer einen Gewinn von 20 bis 50 Procent Gewinn ab, wenn sie nicht in allzugroßer Menge vorhanden sind.

Die Artikel, die ebenfalls, besonders in Kriegszeiten, Gewinn verschaffen, sind gute, schöne Lyoner Hüte, wovon zwei Drittheile runde, und ein Drittheil dreieckigte; weiße seidne Strümpfe, einige schwarze und mit farbigen Tüpfelchen; weiße lederne Handschuhe für Mannspersonen, weiße seidene Handschuhe für Frauenzimmer; schöne seidene Shawls von Lyon, goldne Capitains- und Lieutenantsepaulets, auch einige silberne; Degenquasten und Tressen; etwas Posamentir- und Schumacherwaaren; Nadeln von englischer Façon, viele Bretnagel, etwas länger und stärker als die, die man zu den Bordeauxer Weinkisten braucht; Fayence, englische Façon, wovon sehr viel verbraucht wird; endlich Küchensämereien, aber in kleiner Quantität und sehr frisch, weil dergleichen vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommen.

Die Ausbesserungskosten für ein Schiff belaufen sich außerordentlich hoch; wenn daher ein Schiff doppelte neue Segel, Masten und Anker mitbringt, so kann es sicher auf einen großen Vortheil Rechnung machen.

Die Hafenkosten nöthigen die Rheder, ihre Ladung bei ihrer Ankunft um jeden Preis los zu schlagen. Man verkauft sie im Ganzen entweder an eine Person oder an

ten, ihrer Thiere und einer Menge kostbarer Holzarten; dergleichen das schwarz, weiß, grün und weiß gesprenkelte Ebenholz, das Sandelholz und viele andere einheimische Holzarten sind, die zu Bauholz und Drechslerarbeiten taugen; außerdem gewährt sie auch noch Vortheile durch ihre reichen Gruben, besonders an Cristallen. Zu Port-Napoleon bekommt man ein Metall zu sehen, das dem geläuterten Silber ähnlich ist, und an Felsen in Stücken ungefähr 30 Pfund schwer hängt; man kennt weder die Beschaffenheit noch die Eigenschaften desselben; man behauptet aber, es komme von Madagascar.

Vor meiner Abreise kam auch von dieser Insel eine kleine Ladung Copalgummi an, das man in den Wäldern und unter den Bäumen gesammelt hatte; es war das Erste, das daher kam, und wurde in einer öffentlichen Versteigerung das Pfund für 9 S. verkauft; dies giebt einen neuen Handelszweig.

Die Sklaven, welche die Malegaschen verkaufen, sind wie in Mozambique Gefangene, die sie in den Ländern der benachbarten Fürsten gemacht haben, mit denen sie beständig Krieg führen. Die Eingebornen, die den östlichen Theil bewohnen, haben eine rothe Kupferfarbe, und in ihrer Statur und Gestalt etwas Aehnliches mit den Malaien; ihre Haare sind schwarz und sehr lang. Die Bewohner der Westküste, welche der Küste von Afrika gegenüber liegt, sind schwarz, wie die Mozambiquer und haben statt gewöhnlicher Haare krauses Wollenhaar.

Der Malegasche oder Madekasse ist groß, stark, gut gebauet und nachdenkend; selbst in der Sklaverei behält er eine freie und unabhängige Denkart; auch ist es auf der Insel Frankreich ziemlich häufig der Fall, daß sich 10 bis 12, mehr oder weniger

Mannspersonen und Frauenzimmer in der Nacht im Hafen oder in einer Küstenbucht einer Barque bemächtigen und nach ihrem Vaterlande ohne Compas und Lebensmittel, blos von der Sonne oder einem Steine geführt, den sie bemerkt haben, retten, ob sie schon Gefahr laufen, Hungers zu sterben und vom Meere verschlungen zu werden. Während meines Aufenthaltes trat dieser Fall mehrmals ein; von Einigen hat man nie etwas wieder gehört; Andern gelang es, Madagascar zu erreichen; da sie aber Wind und Strömungen nöthigten, an einer Küste zu landen, die ihren Feinden gehörte, so machte man sie von neuem zu Gefangnen und verkaufte sie nochmals *).

Die Insel Bonaparte hat keinen Hafen, sondern blos Außenrheden, die für die Schiffe, die sich da vor Anker befinden, jederzeit gefährlich sind; die Einwohner schicken daher ihren Kaffee, ihre Gewürznelken und ihr Getreide an Commissionairs auf der Insel Frankreich und geben es ihnen in Verwahrung. Das Getreide dient zum Unterhalt der Weißen; man schickt ihnen dafür als Bezahlung Wein, Oel, Seife, Tücher, Moden und Piaster. Eine große Anzahl kleiner Küstenfahrzeuge fährt beständig hin und her, und bringt auf diese beiden Inseln die Gegenstände ihres Handels.

In Friedenszeiten verkauft man den Kaffee das Hundert Gewicht zu 10 bis 14 Piastern, und auf der Insel Bonaparte zu 10 Piastern. Während des Kriegs steigt er auf 16 bis 22 Piaster.

Wenn die Amerikaner neutral bleiben, so trägt der Krieg dieser Insel alle Jahre so viel als zwei Ernden ein.

---

*) S. den Nachtrag des Uebersetzers von der Insel Madagascar zu Ende dieses Kapitels. D. Ueb.

Auch sendet die Insel Frankreich jährlich mehrere Schiffe nach Batavia, die dahin Wein, Oel, Seife, viel Ebenholz, Moden, Schuhe für Mannspersonen und Frauenzimmer und Piaster führen. Diese Schiffe bringen von daher Reis, von dem die Colonie lange nicht so viel erbauet, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig hat, Candiszucker, weißen Zucker, Kaffee, Pfeffer, Arack, der sehr geschätzt wird, Calin *), den die Capitaine als Ballast einnehmen, Nanking, gewöhnliches chinesisches Porzellan, und eine Art leichter Flaschen (gargoulettes) mit zurück, die aus dem Königreiche Bantam kommen.

Jährlich schickt man 2 bis 3 kleine Fahrzeuge nach den Inseln Seychelles, um da Baumwolle, Gewürze, die man da erbauet, und Schildkröten **) einzukaufen.

Bisweilen aber machen neutrale Fahrzeuge diese Ausrüstungskosten vergeblich, weil sie zuvorkommen und den Einwohnern den Ertrag ihrer Erndten abnehmen.

Die Schiffe, die von der Insel Frankreich kommen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung anlegen, bringen von daher Butter, etwas gesottenen Wein und viele Gartensämereien mit.

Die Colonie erbauet Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Gewürznelken, Getreide, Manioc, Mais und alle Gemüse Europens. Ihre vorzüglichsten Obstarten sind Mangas, Athes (Printapfel, annona squamosa ***)), verschiedene Arten von Bananas, Ana-

---

*) Eine Art Metall, das dem Zinn gleicht. D. Ueb.

**) An den Küsten findet man Seeschildkröten in Menge, die bis 300 Pfund wiegen. D. Ueb.

***) Ist der schuppigte Flaschenbaum. D. Ueb.

nas, Papayas, Avocato, Goyavas, Weintrauben, viele Zitronen und Pomeranzen und vortreffliche Melonen a).

Der Kaffee, den man auf der Insel Frankreich erbauet, übertrifft an Güte den aus der Insel Bonaparte. Es giebt zwei Sorten, eine kleine grüne runde und schwerkörnigte Art, die Andere von der nämlichen Gestalt, wie die von Martinique. Man besorgt die Bearbeitung dieser Frucht während und nach der Erndte, und pflückt blos die reifen Bohnen ab. Auf der Insel Bonaparte hingegen nimmt man einen ganzen Zweig auf einmal ab, wodurch die Arbeit zwar schneller von statten geht, aber viele Früchte sind auch noch nicht reif, und diese Letztern werden mit den reifen vermischt und eingepackt.

Auf der Insel Frankreich fängt man an, viele Kaffeebäume zu pflanzen, ob man sich schon nicht mit der Hoffnung schmeichelt, daß sie so gut fortkommen werden als auf der Insel Bonaparte, weil der Boden leichter und nicht so tief ist, und weil der Kaffeebaum, der eine Spießwurzel treibt, immer tiefer in die Erde eindringt, so daß wahrscheinlich viele Kaffeebäume nach 12 bis 15 Jahren, die bis auf den Tuffstein (eine rothe, verbrannte und unfruchtbare Erde) gekommen sind, eingehen werden.

Der Baumwollenbaum kommt an den trocknen Stellen und in den Bezirken, wo der Boden nicht roth sieht, gut fort. Die Baumwolle, die dieser Baum liefert, ist so wie jene auf den Inseln Seychelles von vorzüglicher Güte, und kann es an Schönheit mit der Baumwolle aus Cayenne aufnehmen.

Der Indigo wird nicht mehr wie vormals gebauet; seit 1797 ist es kein Artikel mehr, nach welchem eine ununterbrochene Nachfrage ist, weil die Engländer

seit dieser Zeit eine solche Menge Indigo aus Bengalen ausführen, welche zum Verbrauche für ganz Europa mehr als hinreichend ist; überdies ist er von einer Güte, die ihm oft den Vorzug vor dem Indigo aus Guatemala *) verschafft, weil man in Bengalen nicht mehr seine Menge zu vermehren, sondern seine Güte zu verbessern sucht.

Den Indigo verkauft man gewöhnlich für 4 Livres 10 Sous bis 5 Livres. Seit ungefähr 6 Jahren haben sich viele Einwohner ganz auf den Anbau des Zuckerrohrs auf einem Theile der Ländereien gelegt, wo man sonst Indigo bauete. Die gänzliche Zugrunderichtung Mehrerer von denjenigen, die den Anfang damit gemacht haben, welches von den außerordentlichen Auslagen herrührt, die solche Anstalten und die Geräthschaften erfordern, ist jedoch kein Hinderniß gewesen, daß nicht mehrere Zuckermühlen und Arackfabriken angelegt worden sind. Hat man solche Anstalten einmal zu Stande gebracht, so sind sie sehr einträglich; der Zucker ist fast eben so gut als der von Saint-Domingo.

Die Würznägleinbäume kommen auf dem schlechtesten Boden ganz vortrefflich fort; man giebt sich aber mit ihrem Anbaue nicht eben viel ab, weil die Insel Bonaparte allein so viel Würznelken liefert, daß man ganz Europa damit versorgen kann.

Mit Muscatenbäumen hat man auf verschiedenen Gütern ungefähr 15 Morgen bepflanzt; sie gelangen da zur völligen Reife.

Der Zimmetbaum ist mehr ein Gegenstand der Neugier als des Nutzens; indessen beweist die Güte des

*) Ist eine große spanische Provinz in Nordamerika an der Westküste des Weltmeeres. Von dem Indigo werden jährlich 800,000 Pf. ausgeführt. D. Ueb.

Zimmet, den man einsammelt, daß man Vortheile davon ziehen könnte, wenn man diesen Baum anpflanzte.

Der Ravensera (oder Viergewürze) kommt gut fort; die Einwohner aber geben sich wenig damit ab. Man verkaufte 400 Pfund Blätter von diesem Baume für eine eben so große Quantität amerikanischer Seife b).

Die vornehmsten Bäume in der Colonie, die man zu Bauholz und Tischlerarbeiten braucht, sind der Olivenbaum c), das Stinckholz d), das Mattenholz mit kleinen und großen Blättern, die in Ansehung der Farbe dem amerikanischen Gummibaume (acajou) gleichen e), der Takamacka f), das Tekholz g) (bois de fer, Eisenholz) und das Ebenholz h), dem man in China den Vorzug vor jedem andern giebt; die Capitaine der Fahrzeuge, die nach China segeln, und auf der Insel Frankreich anlangen, nehmen immer dergleichen als Ballast mit dahin, so wie auch die, welche nach Batavia fahren; allein der Ebenbaum fängt an selten zu werden, weil man ihn immer abhaut und niemals wieder anpflanzt; dies thut man offenbar deshalb, weil er zu langsam wächst.

Der Baum, Schwarzholz *) genannt, ist auch sehr gewöhnlich, er kommt in jedem Boden mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und Leichtigkeit fort, man braucht ihn blos zu Brennholz, weil er gewöhnlich voller Knorren und Krümmungen ist, und vermöge seiner Beschaffenheit wenig zu Bauholze taugt. Er ist der einzige Baum in der Colonie, der in der Jahreszeit, die man den Winter nennt, seine Blätter verliert; es träufelt aus ihm in Menge ein sehr durchsichtiges Gummi von einer röthlichen und dunkelgelben Farbe, aus dem

---

*) mimosa lebbech. D. Ueb.

man sich aber nichts macht, ob es schon bei der Verbindung der Farben die Stelle des arabischen Gummis vertreten könnte i).

Es giebt auch eine sehr große Menge Tamariskenbäume auf der Insel Frankreich; allein die Einwohner machen aus den Früchten keinen Gegenstand ihrer Spekulation k). Der Wunderbaum ist sehr gewöhnlich; auf vielen Gütern braucht man ihn zu Hecken. Man weiß, daß das Oel, das man aus seiner Frucht gewinnt, ein vortreffliches Mittel gegen die Würmer ist, und noch viele andere Eigenschaften besitzt.

Auf der Insel Frankreich findet man außerdem noch Arek-*), Unschlitt-, Seifen- und Kampferbäume; den Brodbaum, den Pfefferbaum, die Sagupalme, den Cacaobaum, den Cocosnußbaum, den Benzoin, das Bambusrohr, das indische Rohr (rotin), eine andere Art von Cocosbaum von den Seychellen, gewöhnlich die Meercocos genannt; der Vakua (Vacois, von Madagascar), aus dessen Rinde die Eingebornen sehr feine Pagnen und schöne Matten verfertigen; der Vermehrer (multipliant) **), viele Theesträuche, der Baum, der Reisendenbaum (arbre du voyageur) genannt; der Drachenblutbaum; ein Muscatennußbaum von Ceylon, der zu einem großen Baum in die Höhe schießt, sehr große Blätter und eine längliche Nuß hat; alle diese Baumarten sind jedoch blos Gegenstände der bloßen Neugier l).

Auch findet man auf der Insel Frankreich eine Thränenweidenart; viele eingeführte Eichen und einige

*) areca catechu. D. Ueb.

**) Dies ist ohnstreitig der Banianbaum, ficus indica, wie man aus der weiterhin folgenden Beschreibung sieht. D. Uebers.

Fichtenstämme; man kannte aber ihre Beschaffenheit nicht. Die Naturforscher behaupten, es gäbe in den Wäldern eine Art von Fieberrinde, aber die Einwohner kennen sie nicht.

Hanf wagt man nicht zu säen, weil die Schwarzen, wie die Hottentotten, die Spitze desselben als Tabak rauchen, wodurch sie betrunken, wüthend und ganz unlenksam werden *).

Diese Insel besitzt auch noch einige andere Merkwürdigkeiten. Sie hat viel von Erdbeben gelitten; jeden Augenblick stößt man auf deutliche Spuren von dem Daseyn mehrerer Vulkane. Zwei Stunden von dem Hafen Souillac, zwischen den vier Grenzsteinen der Wilhelmsebene und der Savanne, bekommt man oben auf einem der höchsten Berge, den man das große Becken nennt, einen See zu sehen, der ungefähr eine Viertelstunde im Umfange hat; sein Wasser ist sehr gut, und in seiner Mitte befindet sich eine kleine Insel. Mehrmals hat man seine Tiefe untersucht, und an einigen Stellen mit 100 Klaftern keinen Grund finden können; alles dient zum Beweise, daß er ein ehemaliger Crater ist. Man findet in der That Lava, wenn man um ihn herum irgendwo eingräbt. Dieser See ist ein Aufenthaltsort außerordentlich großer Aale; man hat ihn mehrmals gefischt; ein großer Theil von den Flüssen, die die Umgebungen dieses Theils der Colonie bewässern, entsteht darin. Das Gut der Erben Audebert in der Savanne wird durch einen ziemlich großen Hohlweg getheilt, der durch den Abfluß der Lava dieses ehemaligen

*) Die Hottentotten nennen ihn Dacha (phlomis) und benutzen seine Blätterchen, Blüthen, und die junge Saat als einen Nothbehelf für den Tabak. D. Ueb.

Vulkans entstanden zu seyn scheint. Die geborstenen Gewölbe, die man da nicht weit von einander sieht, und die blos aus dieser Materie bestehen, beweisen es. Ich bin in mehrere dieser unterirdischen Gänge hinabgestiegen, die 10 Fuß breit waren; ihre Tiefe läßt sich nicht bestimmen, weil sie mit vulkanischen Steinen und Erde verstopft sind, welche das Wasser herbei geführt hat. Ich habe diesen Hohlweg bis an seinen Anfang untersucht, so viel mir dies die örtliche Beschaffenheit gestattete, und habe gefunden, daß er wirklich seinen Anfang am Fuße des großen Beckenberges (montagne du grand Bassin) nimmt, nachdem er um einen Berg der zweiten Ordnung herum gelaufen ist.

Die Höhle, die eine halbe Viertelstunde lang ist, und auf der Wilhelmsebene, anderthalbe Stunde von dem Hafen, an dem Gute des Doktor Stattmann liegt, das Bernardin Saint-Pierre beschreibt, verdient in der That von Neugierigen besucht zu werden; es scheint, daß sie mit dem kleinen Berge in Verbindung steht, der die Gestalt eines großen Zitzen hat, und nicht weit in der Ebene hinein liegt. Diese Meinung gründet sich auf die Richtung und auf den Trichter des kleinen Bergs auf seinem Gipfel, woraus man sieht, daß er vulkanischen Ausbrüchen ausgesetzt gewesen ist.

Der große Fluß, der diesen Bezirk von dem Mockabezirke trennt, fließt in einem sehr tiefen und sehr steilen Hohlwege, der ebenfalls durch den Abfluß der Lava entstanden seyn kann. Wenigstens trifft man verschiedene Zweige von vulkanischen unterirdischen Gängen, die sich da verlieren, und von kleinen Höhlen an, die aus verschiedenen Schichten geschmolzenen Eisens, besonders am Ende des Gutes des Herrn von Grancourt, ehemaligen Ingenieurgeographen, bestehen.

Mitten auf der rothen Holzebene, am Gute des Herrn Lemeure, ist ein Ritz entstanden; nachdem man diesen frei gemacht, hat man den Eingang zu einem neuen unterirdischen Gange entdeckt, der ebenfalls aus solchen Materien besteht.

Die Colonie hat auch einen sehenswerthen botanischen Garten, der 3 kleine Stunden vom Hafen an der Straße und an der Seite der Kirche des Bezirks Pamplemous liegt. Man findet in ihm nicht blos alle Bäume und Pflanzen Indiens, sondern auch jene aus Afrika und Europa.

Der Reduit, das Landgut des Gouverneurs, am rechten Ufer des großen Flusses, im Bezirk von Mocka, zeichnet sich durch seine Lage, seine malerischen Ansichten, seine Gärten, Cascaden und die Bäume aus, womit die Zugänge zu demselben bepflanzt sind; z. B. den Drachenblutbaum, Zimmetbaum und Benzoin. Auch sieht man da den Vermehrer (multipliant) *), dessen Zweige sich zur Erde herabsenken, wieder ausschlagen und neue Baumstämme bilden, die sich mit einander verbinden, auf einander stützen und in einander schlingen. Obgleich auf der Insel Frankreich beständig die schönste Witterung herrscht, die man sich nur vorstellen kann, und die Luft rein und die Temperatur angenehm ist, so trifft man demohngeachtet unter ihren Einwohnern und unter den Schwarzen viele Aussätzige an; diese unselige Geißel pflanzt sich unglücklicherweise nur allzuleicht fort; man behauptet, sie entstehe von schlecht geheilten venerischen Krankheiten. Die Gouverneurs haben mehrmals Aussätzige nach den Inseln Seychelles und nach der Insel Garagayos schaf-

---

*) Ohnstreitig der indische Feigenbaum. D. Ueb.

fen lassen, wo es Schildkröten in Menge giebt, deren Brühe und Fleisch man in dieser Krankheit für sehr heilsam hält, aber demohngeachtet sieht man sie als unheilbar an; der Stoff dazu aber ist auf der Insel geblieben, denn da sich viele Personen, die damit angesteckt waren, der Wachsamkeit der Polizei zu entziehen wußten, so hat er sich von neuem fortgepflanzt, und wird viele Verheerungen anrichten, wenn man ihm nicht auf irgend eine Art vorbeugt.

Man bemerkt auch, daß man seit 10 bis 12 Jahren den Krankheiten mehr unterworfen ist, weil man viele Wälder ausgerottet hat, ohne daß man wieder an ihre Anpflanzung gedacht hat; die Trockenheit dauert daher länger.

Es ist kein wildes und kein giftiges Thier auf der Insel vorhanden; man bekommt blos eine große Menge Hundertfüße m) und Scorpionen n) zu Gesichte, ihr Stich aber verursacht blos eine Geschwulst, die man mit ein wenig flüchtigem Laugensalze wieder vertreibt.

Die Wälder sind voll verschiedener Arten von Affen, die aber sämmtlich klein sind; auf Gütern, die an Wäldern stoßen, richten sie vielen Schaden an. Die Colonisten müssen Wächter halten, die mit Flinten versehen sind, um sich gegen die Verheerungen dieser Thiere, besonders zur Zeit der Maiserndte, zu schützen: oft stößt man auf ganze Trupps, wovon jeder bisweilen fünf Aehren, Eine in dem Munde, Eine in jeder Hand, und eben so viele unter dem Arme wegschleppt; auf diese Art retten sie sich, indem sie auf den Hinterfüßen laufen.

Auch sind die Wälder voll Wildpret; großes Wild, z. B. Hirsche und wilde Schweine finden sich auf den unangebaueten Strecken, besonders beim großen Becken. Auch sieht man hier eine große Menge

Marronenschweine *); dies ist eine Art von sehr großer Ratte, die Kopf, Augen, und Rüssel wie ein Schwein hat o). Alle Schwarzen essen sie sehr gern, und diejenigen, die in die Wälder entfliehen, um sich der Sklaverei zu entziehen, leben zum Theil blos von dem Fleische dieses Thieres. Alle übrigen Arten von Ratten sind gemein, und sie richten vielen Schaden auf den angebaueten Feldern an, indem sie das Saatgetreide und das Gemüse fressen.

Die Moschusratte **) findet sich nicht blos auf den Feldern, sondern auch in den Häusern der Einwohner und im Hafen. Ihr Geruch ist so stark und unangenehm, daß, wenn Eine in einen Keller kommt, aller Wein in den Bouteillen, so fest zugestopft man ihn auch haben mag, ihn annimmt, wodurch er untrinkbar wird. Die Bouteillen müssen aufrecht stehen, wenn man den Wein gegen diesen Unfall sichern will p). Zwar tödten einige Katzen diese Thiere, fressen sie aber niemals; besonders haben sie in der Colonie eine Art von Hunden zu Feinden, die Jagd auf sie machen und sie erwürgen. Die Enten fressen sie, besonders die von den Manillen, die sehr zahlreich sind. Alles Geflügel frißt übrigens die Scorpione und Hundertfüße. Die Scorpione halten sich im Holze zwischen dem Täfelwerke, in den Papieren, in den Büchern und im Linnenzeuge auf. Die Hundertfüße suchen Kühle und Feuchtigkeit und halten sich in den Steinen, in Mauern und im Schutte von Mauerwerk auf.

Alle Häuser in der Colonie sind voll kleiner Eidexen; da sie aber von Insekten leben und weder Schaden an-

---

*) cochon marron heißt sonst ein Schwein, das wild worden ist. D. Ueb.

**) Wahrscheinlich Sorex moschatus. D. Ueb.

richten, noch unangenehm sind, so sucht man sie nicht zu vertilgen; die Katzen, die sie fressen, werden außerordentlich mager und gehen ein.

Anfänglich gab es auf der Insel Frankreich so viele Heuschrecken, daß die Einwohner ihre Besitzungen verlassen mußten. Bisweilen trifft man noch an der Seite des rothen Waldes (bois-rouge), der vier Grenzsteine (Quatre Bornes) und des großen Hafens, Schwärme davon an. Um sie zu vertilgen, hat man von der Insel Java einen Vogel geholt, den man Martin nennt, und der sich so vermehrt hat, daß er selbst lästig wird und an den Trauben und Früchten Schaden anrichtet. Daher ist auch jeder Einwohner, vermöge einer Polizeiverordnung, verbunden, alle Jahre im Hauptorte seines Bezirks eine gewisse Anzahl Martins, so wie Sperlingsköpfe, einzuliefern. Der Martin hat die Gestalt und Größe einer Elster; sein Gefieder ist schwarz; auf dem Kopfe und am Halse hat er einige weiße Flecken, er wird zahm und lernt leicht sprechen. Auch dieser Vogel trägt viel zu Vernichtung der Hundertfüße, Scorpione und Ameisen bei, die man allenthalben findet, und die so, wie der Kakerlak, das Linnenzeug und die Geräthschaften zerfressen q).

Die Fledermäuse sind ebenfalls gemein; es giebt Einige, die so groß wie ein großes Huhn sind. Man ißt sie wie Hasen, wenn sie fett sind. Man muß aber genau darin erfahren seyn, wenn man es nicht vorher weiß, um sie zu unterscheiden, besonders wenn man sie wie zerschnittenes Hasenfleisch ißt r).

In den Wäldern giebt es eine Menge kleiner, sehr artiger Papagoyen, deren Gefieder grün ist s). Auch trifft man einige Calfats (Emberiza Calfat) und Cardinäle an, aber diese Vögel kommen von der Insel Java t).

Auch findet man viele Arten von Käfern und Spinnen. Unter den letztern giebt es Einige, die einen so großen Körper wie eine Nuß haben. Ihre Füße sind sehr lang; sie sind regelmäßig, roth und weiß gefleckt; das Gespinnst, das sie machen, ist so groß, stark und dick, daß Vögel von mittler Größe nicht hindurch kommen können. Man bekommt sie sehr häufig zwischen den Aloes zu Gesichte; man weiß, daß man aus dieser Pflanze Stricke macht, und daß man sich derselben auf den Gärten und längs der Wälder zu Hecken bedient.

Eine Eigenheit der Inseln Frankreich und Bonaparte besteht darin, daß man sich nie erinnert, daß jemals ein Thier wüthend worden sey *).

*) Auch in Aegypten, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und zu Constantinopel ist z. B. die Hundswuth gänzlich unbekannt. D. Ueb.

Anmerkungen und Zusätze
zu dem fünften Kapitel.
Von Herrn Sonnini.

a) Die Bananas, die Ananas, die Zitronenbäume u. s. w. sind zu bekannt, als daß ich etwas davon zu sagen brauchte. Ich will blos einige Nachrichten von den Früchten mittheilen, die sich nicht in Europa finden, und die in Mehrern der heißesten Länder der alten und neuen Welt gemein sind.

Man darf die Manga nicht mit dem Mangostan verwechseln; beide Baumarten werden in Indien angepflanzt, gehören aber nicht zu einer Familie. Der Erste, den Herr Linné (mangifera indica) anführt, macht einen Theil der Familie der Terpentinbäume aus; der Andere gehört zu der Art der Gummi-Guttbäume (Guttiers). Der Mangabaum ist ein starker und großer Baum, mit weit ausgebreitetem Gipfel, schwärzlicher Rinde, sehr langen einander gegenüber stehenden und spitzigen Blättern, kleinen Blumen, die wie lockere Häutchen gestaltet sind, endlich mit Früchten, die gut zu essen sind; indessen sind sie doch nicht so gut, als die des Mangostan. Diese Früchte, die man Mangas nennt, sind länglich, gewöhnlich von der Größe eines Gänseeis, und fast von der Gestalt einer Niere; ihre Schale ist dünn, aber fest, glänzend und glatt, sieht grün oder gelblich aus, und die Seite, die der Sonne am meisten ausgesetzt ist, ist roth; ihr Fleisch ist gelb, von einem guten Geschmacke und einem angenehmen Geruche und mehr oder weniger faserig, ihr Kern ist platt und die Mandel, die er enthält, ist sehr bitter. Die Manga ist eine sehr geschätzte Frucht; man bekommt sie auf allen Tafeln der Europäer zu sehen, entweder roh, mit oder ohne Zucker,

oder in Zucker gelegt, oder mit Eiern in Zucker und Butter gekocht. Die Javaner lassen sie in Salzwasser kochen und essen sie wie Oliven; und diese grüne, gekochte und in Weinessig gelegte Frucht vertritt nebst Pfeffer bei ihnen die Stelle von Pfeffergurken. Wie man sie aber auch zubereiten mag; so ist es Eine der herrlichsten und in Indien allgemein beliebten Früchte, aus welcher Weltgegend sie auch stammt. Auf der Insel Frankreich, wohin man den Mangabaum verpflanzt hat, ist derselbe sehr gut fortgekommen; allein seine Frucht hat von ihrer Güte verloren und zwar als eine natürliche Folge des Ruhms, den sie in ihrem Vaterlande genießt. „Ueberhaupt gewöhnen sich die Europäer," sagt Bory de Saint Vincent, „schwer an die Manga. Unter 50 findet man kaum eine gute; Einige haben einen Möhrengeschmack und ein außerordentliches faseriges Fleisch; Andere haben einen Harzgeschmack und leichten Terpentingeruch, wovon man Uebelkeiten bekommt. Die ersten Mangas, die ich bei meiner Ankunft auf der Insel Frankreich zum Nachtische aß, störten meine Verdauung." (Voyage dans les quatre principales iles des mers d'Afrique etc. Tom. I. p. 260. t. Uebers. S. 126 der Sprengel- und Ehrmannischen Bibl. der Reiseb. 26. Band.) (Besonders sind die Mangas auf Goa berühmt. D. Ueb.)

Die Athe oder Ate ist die Frucht einer Art von Corossel, dem Corossel mit der Schuppenfrucht (annona squamosa), einem kleinen Baum in Indien, so wie im südlichen Amerika; seine Blätter stehen wechselsweise, sind spitzig und dunkelgrün; seine Blüthen sind klein und grünlich und seine Früchte mit Schuppen bedeckt und sehr gut zu essen, wenn sie völlig reif sind und man die Schale abgeschält hat, deren Geruch unangenehm ist. Die Corossels bilden ein Geschlecht in der Familie der Annonen.

Eine andere Frucht, die man ebenfalls in beiden Indien findet, ist die Frucht der Papaya (carica papaya), eines Baumes aus der Familie der Nesseln (orties). Dieser Baum wird beinahe 20 Fuß hoch; sein Stamm ist gerade und mit einer rauhen und grünlichen Rinde überzogen; sein Holz hat wenig Festigkeit; seine Blätter sind breit und unregelmäßig ausgezackt und bilden oben am Stamme eine Art von Krone; seine Blüthen sind weiß und verbreiten einen herrlichen Geruch; seine Frucht endlich, die an Größe und Gestalt Aehnlichkeit mit einer kleinen Melone besitzt, hat, wenn sie reif ist, eine gelbe Schale und ein gelbes saftreiches Fleisch. Die Papayas dies ist der Name der Frucht hat einen süßen Geschmack und einen etwas aromatischen Geruch. Die Europäer genießen sie selten roh, aber die Eingebornen und die Creolen essen sie sehr gern auf diese Art; auch nehmen sie dieselbe ab, noch ehe sie reif ist, um sie in Stücken geschnitten mit Fleische kochen zu lassen, wo sie wie eine Steckrübe schmeckt. Die Papayas aber, in Zucker eingemacht mit Baumblüthen oder mit Citronen und Pomeranzen, werden sehr angenehme Leckerbissen; auch macht man ihre Schale mit der Pomeranzenschale ein, und diese verschiedenen Zubereitungen halten sich lange, wenn man sie genau besorgt, und können nach Europa verführt werden, wo sie sehr angenehm sind, weil sie unter den prächtigsten Desserts eine ausgezeichnete Stelle verdienen.

Die Blätter des Papayabaumes kann man statt Seife brauchen, um Leinenzeug weiß zu waschen; aus jungen Stengeln, die nur mit Mark angefüllt sind, kann man Tabakspfeifen machen, und den Saamen, der wie Pfeffer schmeckt, hält man für ein vortreffliches Mittel gegen die Würmer.

Die Eingebornen Mexicos und Perus geben einem Fruchtbaume, der in ihrem Vaterlande einheimisch

ist, den Namen Ahuaca, den die Spanier in Aguacate oder Acucate verändert, und die Franzosen in Avocat (Avocato) verwandelt haben. Es ist eine Art von Lorbeerbaum (Laurus persea), groß und von einem schönen Wuchse; seine abwechselnd stehenden Blätter sind oval und sehen schön grün aus; seine Blüthen sind klein, aber zahlreich und ins Weiße fallend; seine Frucht ist so groß wie eine Faust; sie ist oval, grünlich und violett. Man ißt sie wie eine Melone mit Pfeffer und Salz; ihr Fleisch, das an Farbe der Pistacie ähnlich ist, hat die Festigkeit der Butter und einen Geschmack, den man mit jenem der Lambertsnüsse oder einer Pastete von Ochsenmark, verglichen hat. Der Avocatobaum wächst sehr schnell und bildet schöne Alleen; sein allzuzartes Holz aber taugt zu nichts. Der Kern der Frucht liefert eine sehr feste, veilchenblaue Farbe.

In beiden Indien bauet man den Goyava, der von der Familie der Myrthen (Psidium pyriferum) ist. Dieser Baum ist in Amerika eben so gemein, als in Europa der Mispelbaum, mit dem er sich in einigen Hinsichten vergleichen läßt. Seine Höhe steigt nicht über 10 bis 12 Fuß; seine Rinde ist röthlich; seine Blätter stehen einander gegenüber, sind oval und blaßgrün; seine Blüthen sind weiß und ziemlich denen des Zirinkenbaumes ähnlich, aber ohne Geruch; seine Frucht endlich ist so groß wie ein Apfel und wie die Mispel bekränzt; sie enthält ein weißes oder fleischfarbiges Fleisch von einem etwas moschusartigen, doch ziemlich angenehmen Geschmacke. Die Goyavas ißt man roh oder gekocht, als Eingemachtes, als Mus oder als Gelée. Diese Früchte haben so, wie alle Theile des Baumes, der sie trägt, etwas Zusammenziehendes. Zum Ledergerben verdient die Rinde des Goyavabaums vor allen Uebrigen den Vorzug; seine Wurzeln braucht man zu zusammenziehenden Tisanen.

b) Der Ravensera (Ravensera aromatica) ist ein ziemlich großer, mit dichten Aesten versehener Baum, mit einem pyramidenförmigen Gipfel und einer röthlichen wohlriechenden Rinde. Seine Blätter stehen abwechselnd, sind oval, fest wie die Lorbeerblätter, nach oben zu grün und nach unten zu ins Weiße fallend; die Blüthen sind sehr schön und die Früchte runde Nüsse, so groß, wie eine schöne Kirsche. Der Kern solcher Nüsse, die man frisch abgenommen, hat einen vortrefflichen, feinen und aromatischen Geruch; sein Geschmack aber ist bitter, sehr herb und scharf; wenn man jedoch diesen Kern eine Zeit lang aufhebt, oder gehörig zubereitet, so erhält er einen sehr angenehmen Geschmack, und wird, wie die Blätter des Ravensera, ein Gewürz, das in Indien zur Zurichtung der Speisen im allgemeinen Gebrauch ist. Die Zubereitung der Früchte und Blätter, wenn man ihnen ihren Wohlgeruch erhalten will, ist sehr einfach; man macht Schnuren daraus und hängt sie einen Monat in die freie Luft, damit sie ihren wässerigen Saft verlieren; nach Verlauf dieser Zeit thut man sie in kochendes Wasser, wo man sie 4 bis 5 Minuten liegen läßt; hierauf läßt man sie in der Sonne oder am Kamine trocken werden, worauf sie dann mit nichts weiter mehr geschwängert sind, als mit ihrem Oel, das sie mehrere Jahre lang erhält. (S. meine Ausgabe der Voyages aux Indes orientales et à la Chine par M. Sonnerat T. II. in 4. p. 467.)

Die Botaniker sind nicht über die Klasse oder die Familie einig, zu der der Ravensera gehört.

c) Dieser Name Olivenholz will nicht so viel bedeuten, daß der Baum, welchem man ihn auf der Insel Frankreich giebt, eine Art von Olivenbaum sey. Dieser Baum steht wirklich mit dem Olivenbaume in keinem andern Verhältniß, als daß bei beiden die Gestalt der

Blätter und der Früchte einige Aehnlichkeit haben; daher hat man ihm den Namen Olivenbaum (elaodendron) gegeben. Jussieu hat ihn in seinen Pflanzenfamilien unter die Kreuzbeeren gezählt, und ihn Rubentia genannt, weil sein Holz roth aussieht.

d) Den Namen Stinkholz hat man mehrern Bäumen von verschiedenen Arten und Gattungen gegeben; dieses ist von der Familie der Gattiliers und in Indien einheimisch, wo es Tekholz heißt. Es ist der große Tekbaum (Tectona grandis). Dieser große Baum findet sich auch im südlichen Afrika; auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung nennen ihn die Holländer Stink-Hout (Stinkholz). Sein Holz taugt unter allen Holzarten am besten zum Bau der Häuser und Schiffe; seine Härte und Bitterkeit schützen es sowohl gegen die Würmer als gegen die Einwirkungen der Luft; es verfault nicht im Wasser, und wegen seiner Festigkeit ist es der Feuersgefahr wenig unterworfen. Die Schiffe, die man aus diesem Holze bauet, haben eine Dauerhaftigkeit, der die europäischen Schiffe nicht gleich kommen *). Auch macht man sehr schöne Geräthschaften daraus. Seine Blätter, die den Nußblättern ziemlich ähnlich sehen, dienen nach Rumpfs Erzählung zur Verbesserung des ungesunden Wassers, zum Rothfärben der Seide, und liefern Mittel gegen mehrere Arten von Krankheiten. Auch wird der Tekbaum in Indien fast göttlich verehrt, wie es mit der Eiche bei unsern Vorfahren der Fall war. Die Blüthen dieses Baumes sehen weiß aus, und seine Frucht ist beinahe rund, trocken und in einem bauchigten und häutigen Kelche verborgen.

*) Die Engländer bauen jetzt in Ostindien mehrere große Schiffe aus dem Tekholze, das sie aus Birma und von andern Orten beziehen. D. Uebers.

k) Der Tamarindenbaum (Tamarindus Indica), ein schöner Baum, von der Familie der hülsentragenden Bäume, wächst nicht blos in Ostindien, sondern auch in Südamerika; man kann ihn sogar in unsern Himmelsstrichen fortpflanzen; allein er zeigt blos die Unvollkommenheiten einer erzwungenen und zugleich kleinlichen Erziehung; da er immer in Treibhäusern eingeschlossen ist, so blüht er beinahe niemals; er ist blos ein Gegenstand des Luxus und der Neugierde, während er in Ländern, die ihm angemessen sind, nützliche Früchte liefert. Das saure Fleisch seiner Schalen, in Massen geknetet oder sehr harte Kuchen sind ein unentbehrlicher Reisebedarf für die Araber, welche die heißen Wüsten durchziehen. Man ißt dies Fleisch, um seinen Durst zu löschen und sich zu erquicken. Man macht Limonade und Eingemachtes daraus; es ist ein sehr mildes Purgirmittel, das in unsern Apotheken stark im Gebrauch ist; endlich behauptet man auch, es wäre ein gutes Mittel gegen die Seekrankheit. Der Saame, der vom Fleische umgeben, platt und glänzend ist, stellt bisweilen an seiner Seite die Gestalt eines schwarzbraunen Menschen vor; man faßt ihn (den Saamen) an und versieht ihn mit einer Toque und Ohrgehängen. Die Hülse, welche das Fleisch nebst den Körnern enthält, ist länglich und platt; ihre äußere Schale ist trocken und spröde; die innere ist faserig. Die Blüthen, auf welche die Hülsen folgen, sind dunkel, traubenförmig geordnet und von einem süßen Geruch. Der Stamm des Baumes ist gerade, 30 bis 40 Fuß hoch und mit einer aufgesprungenen braunrothen Rinde versehen.

l) Ich will einige kurze Nachrichten von den Arten dieser Bäume mittheilen, die in unsern Himmelsstrichen nicht bekannt sind.

Die Erste von diesen Arten ist die Areka (Areca catechu), eine Art von Palmbaum, dessen Frucht Areka

genannt wird, so groß wie ein Ei und bei den Indiern im starken Gebrauch ist; diese schneiden sie in Stücken, welche sie mit Kalk bestreuen und in Betelblätter, eine Art von Pfeffer, einwickeln. Unaufhörlich kauen sie diese Zubereitung, deren aromatischer Geschmack angenehm ist und die das Zahnfleisch befestigt und den Magen stärkt, den Athem angenehm, die Lippen rosenfarbig macht, aber die Zähne verdirbt.

Den Namen Talgbaum giebt man einem Baume von der Familie Tithimaloiden (Euphorbien), und vom Geschlecht der Crotons; es ist der Talg-Croton oder Talgbaum (Croton sebiferum), der ursprünglich in China, auf Sumatra und auf den Inseln des Südmeeres u. s. w. einheimisch ist. Dieser Baum hat das Ansehen und die Zweige des Kirschbaums, und beinahe die Blätter des schwarzen Pappelbaums. Die Chinesen gewinnen aus der Frucht eine Art von vegetabilischen Fett, aus dem sie einen großen Theil ihrer Lichter machen.

„Diese Frucht hat äußerlich viel Aehnliches mit den Kernen des Epheu. Sobald sie reif ist, öffnet sich die Kapsel in zwei, oder öfters in drei Theile, die bei dem Auseinanderfallen eben so viele Kerne sehen lassen, wovon jeder besonders am Baume befestigt und mit einer fleischigten Substanz überzogen ist, die so weiß wie Schnee ist; dies macht einen sehr schönen Contrast mit den Blättern des Baumes, welche in dieser Jahreszeit (im Herbste) von einem Roth sind, das zugleich purpur- und scharlachroth ist. Die Kerne zerquetscht man und läßt sie in Wasser kochen, um die Fleisch- oder Fettsubstanz daraus zu ziehen; die Lichter, die man von dieser Substanz macht, sind fester als die von Talg und haben durchaus keinen Geruch. Indessen gleichen sie weder den Wachslichtern, noch den Lichtern von dem Walrad.“ (Reise nach China

und der Tartarei von dem Lord Macartney, teutsch. Ueb. Berl. Ausg. 3. Th. S. 354.) Das Fett von der Frucht des Talgbaumes ist von einem sehr guten Geschmack und die Einwohner der Insel Sumatra brauchen es zum Würzen ihrer Speisen; die Frucht selbst ist außerordentlich leicht entzündbar und giebt ein lebhaftes und reines Licht. Die Einwohner der Inseln des Südmeeres brauchen diese Früchte, um bei ihren Festen und feierlichen Vergnügungen ihre Häuser zu erleuchten.

Wenn der Talgbaum zur Erleuchtung dient, so braucht man den Seifenbaum zum Waschen der Leinwand. Dieser Baum (Sapindus saponaria) macht einen Theil von der Familie der Seifenbäume aus und wächst in Südamerika; er ist Einer der dicksten und größten Bäume dieser Länder. Sein Holz ist sehr hart und sehr dicht; seine Rinde grau und wenig zusammenhängend; sein Blatt, oder eigentlich, sein Blättchen ist lang und von einem dunkeln und leuchtenden Grün; seine Blüthe, die lange Büschel bildet, ist klein, weiß und ihr Geruch kommt jener der Weinblüthe nahe; seine Frucht endlich ist so groß wie eine kleine grüne Nuß, äußerlich braun, wenn sie ganz reif ist, und enthält einen beinahe runden Kern, der mit einem klebrigen und sehr bittern Fleische überzogen ist. Dieser Materie bedient man sich zum Reinmachen der Leinwand, die sie völlig reinigt, aber in der Länge abnutzt und verbrennt. Der Kern des Steins schmeckt wie eine Haselnuß; man gewinnt ein ziemlich gutes Oel daraus, wenn er frisch ist, das ein schönes Licht unterhält. Der Stein ist so hart und dick, daß er rund gearbeitet werden kann; man macht Rosenkränze und andere kleine Kunstsachen daraus, die wegen ihrer schwarzen und glänzenden Farbe sehr artig werden.

Der Campherbaum ist eine Art von Lorbeerbaum (Laurus camphora), der auf Japan, in China, auf

Sumatra und in andern Theilen Ostasiens einheimisch ist; er wird so hoch und stark, als die größten Bäume, welche Bauholz liefern; er bleibt das ganze Jahr hindurch grün und hat ein schönes Ansehen; seine Blätter stehen wechselsweise, sind oval und nicht groß; seine buschartigen Blüthen sind klein und fallen ins Weiße; die Früchte, die auf die Blüthen folgen, sind nicht größer als eine Erbse; ihre Farbe ist purpurroth und ihr Geruch gleicht jenem des Campfers und des Zimmets. Das Campferholz ist zu allen Arten von Bauten sehr geschätzt; es läßt sich leicht bearbeiten, dauert lange und wird nicht von Insekten angegriffen. Von diesem Baume gewinnt man hauptsächlich die Substanz, die unter dem Namen Campher bekannt ist. Die Methoden, die hierbei gewöhnlich sind, sind nach den verschiedenen Ländern verschieden, wo man dieselbe gewinnt, und ihre Beschreibung würde mich zu weit führen.

Es giebt keinen ausländischen Baum, über den die Reisenden in ihren Beschreibungen so viele Nachrichten und mit mehr Selbstgefälligkeit mitgetheilt haben, als über die Art von Brodtbaum, die die Botaniker den ausgezackten Brodtbaum (artocarpus incisa) genannt haben. Es ist hier geschehen, was gewöhnlich der Fall ist, wenn man viel über einen neuen Gegenstand schreibt, der ächte Tugenden besitzt: die Uebertreibung mischt sich in die gerechten Lobeserhebungen und endlich entstellt man sogar die rühmlichsten Gegenstände. Nach der Erzählung einiger Schriftsteller, die, ohne ihr Vaterland verlassen zu haben, sich zum Wiederhall der wunderbaren Erzählungen machen, liefert der Brodtbaum die reichlichste, lieblichste und wohlschmeckendste Nahrung; er kann, sagt man, die Stelle des Brodtes und anderer Nahrungsmittel vertreten, und wenn es gelänge, ihn in unsern Ländern einheimisch zu machen, wie der Enthusiasmus mit

vielem Eifer den Rath gab, so brauchten wir uns nicht weiter mit dem Anbau des Getreides, der Kartoffeln u. s. w. zu beschäftigen, und wir dürften weiter nichts thun, als den Brodbaum anpflanzen. Andere sahen in dem Anpflanzen dieses Baumes ein Mittel, die Colonien, wenn auch nicht von der Abhängigkeit der Hauptstadt, doch von ihrer Unterjochung zu befreien; indem er ihnen ihren Lebensunterhalt verschaffte. Die Zeit, die alles wieder ins rechte Gleis bringt, hat die Wunder nicht bestätigt, die man über den Brodbaum verbreitet hat, indessen hat sie diesem Baume doch nicht die Eigenschaften geraubt, womit ihn die Natur begabt hat, und die eben so merkwürdig als wohlthätig sind.

Für die Bewohner des Archipelagus von Asien, die unsere Getreidepflanzen und unsere nährenden Wurzeln nicht kennen, und auch wenig Lust zu den Arbeiten und zur Besorgung des Ackerbaues haben, ist der Brodbaum ohne Widerspruch eine wahre Wohlthat. Diese Menschen, die wenig Lust zur Arbeit haben, erhalten an den Früchten dieses Baumes ein völlig zubereitetes Nahrungsmittel, das ihnen weder Mühe noch Schweiß kostet. Auf die amerikanischen Inseln verpflanzt, könnte der Brodbaum nützlich werden, sobald außerordentliche Umstände eine Theurung herbeiführten, wenn nur diese Colonien nicht schon den Manioc (jatropha manihot) besäßen, mit dem man die Cassave, das ächte Brodt der Creolen, zubereitet. Gelänge es, den Brodbaum in Europa einheimisch zu machen, so wäre dies mehr eine Eroberung für die Neugierde, als für den Nutzen; denn die Frucht dieses so gerühmten Baumes hat in der That nichts, was dem Gaumen der Europäer behagen kann. Die Brodtfrucht hat die Größe und die Gestalt eines Kinderkopfs; ihre Farbe ist grün, wenn sie reif ist, und äusserlich zeigt sie einen netzförmigen Riß, wie die Trüffel;

ihre Schale ist dick und dieselbe deckt ein gelbliches, gallertartiges Fleisch. Die Insulaner des Südmeers nehmen diese Frucht vor ihrer Reife mit einem langen gabelförmigen Stock ab; schälen sie mit einer scharfen Muschel, und lassen sie in einer in die Erde gegrabenen Grube kochen, die sie mit heißen Steinen bedecken. Der Baum wird zwischen 30 und 40 Fuß hoch; seine Blätter sind groß, oval und tief ausgeschnitten; seine Blüthen haben einen lieblichen Geruch, und seine Rinde fällt ins Graue, ist genarbt und mit kleinen Knollen übersät. Der Baum hat ein schönes Ansehen und ein dichtes Laub von dem herrlichsten Grün.

Vorzüglich auf den molukkischen Inseln und auf der Küste Malabar findet man den gemeinen Pfeffer (piper nigrum), von der Familie der Orties. Die Stängel dieses Gewächses sind rebenartig und rankend; die Blätter stehen wechselsweise, sind oval und von einem dunkeln Grün; die Blüthen sind klein und weiß und hängen traubenförmig; die Früchte sind so groß wie eine Erbse, anfänglich grün, nehmen aber während des Reifens eine scharlachrothe Farbe an. Diese getrockneten Früchte sind die Pfefferkörner, so wie sie im Handel vorkommen; beim Trocknen runzeln sie sich, und werden schwarz. Will man weißen Pfeffer haben, so wickelt man die Körner, ehe sie trocken werden, in calcinirten Muschelkalk, wodurch sie das schwarze Häutchen verlieren, womit sie umgeben sind.

Eine Art von Palmbaum, der ebenfalls auf den Molukken, auf Amboina, auf Sumatra und in andern Gegenden Ostindiens wächst, liefert einen Saft, der unter dem Namen Sagu bekannt ist, und der die Hauptnahrung der Einwohner jener Länder ausmacht, wo dieser Baum wächst. Der Sagubaum (sagu genuina) erlangt in den Wäldern eine Höhe von 25 bis 30 Fuß, er

pflanzt sich selbst durch seinen Saamen und durch seine Schößlinge fort. Seine Rinde, die holzig und ungefähr einen Zoll dick ist, bedeckt eine Menge langer Fasern, die sich in einander schlingen und eine Masse gummiartigen Mehles umgeben. Ob der Baum reif ist, und ob er die ihm eigenthümliche Substanz zu liefern vermag, sieht man an einem weißen Staube, womit seine Blätter bestreuet sind; dann hauet man ihn um und gewinnt eine zähe Materie daraus, die man mürbe werden läßt und in einem Gefäße mit Wasser, das man beständig erneuert, zerstößt; der Sagu setzt sich unten auf dem Boden des Gefäßes ab; man gießt das Wasser ab, das ihn bedeckt, und thut ihn in Säcke von einer Art von Schilf; will man ihn essen, so wäscht man ihn von neuem ab. Das gewöhnliche Verfahren, ihn zu kochen, bestehet darinnen, daß man ihn am Feuer in einem sehr dünnen Bambusrohre rösten läßt. Bisweilen liefert ein Baum bis 200 Pfund Sagu.

Der Cacao ist für das südliche Amerika ein bedeutender Handelsgegenstand; der Cacao, der ihn hervorbringt, ist der Cacaobaum (theobroma cacao), und macht einen Theil von der Familie der Malven aus. Er ist in mehreren Ländern der heißen Zone in der neuen Welt, besonders in Mexico, in den Provinzen Nicaragua und Guatemala, so wie längs der Ufer des Amazonenflusses und auf der Küste von Caraccas einheimisch. Dieser Baum macht einen wichtigen Gegenstand der Kultur in den Colonien aus, und seine Pflanzungen heißen Cacaobaumpflanzungen. Er ist von mittler Größe und Dicke; sein Holz ist porös und sehr leicht; seine Blätter sind lang und etwas dunkelgrün; seine Blüthen sind klein und von einer blassen Fleischfarbe; die Schoten, welche auf die Blüthen folgen, haben die Gestalt einer Gurke, die an der Basis spitzig und auf ihrer Oberfläche

länglich ausgeschnitten ist; die Kerne, die sie enthalten, werden nach Europa geschickt, wo man sie zur Verfertigung der Chokolade und andrer weniger wichtiger Dinge braucht.

Der Palmbaum, der die unter dem Namen von Cocosnüssen bekannten Früchte liefert, ist die Cocospalme (cocos nucifera). Er wird sehr hoch, und trägt gelbliche Blüthen, an denen große Früchte hängen, welche einen Kern, der an Weiße und Geschmack dem Haselnußkerne nahe kommt, so wie ein klares, angenehmes und höchst erfrischendes Wasser enthalten. Aus diesem Kerne gewinnt man ein sehr liebliches Oel, und die äußere Rinde der Frucht oder die Schale, die man Caire nennt, ist mit Zasern versehen, woraus man Tau- und Segelwerk macht. In den letztern Jahren hat man in Indien die Erfahrung gemacht, daß die Caireseile in jeder Hinsicht den Vorzug vor den Hanfseilen verdienen. Ein Fabrikant hat diesen Versuch mit so viel Glück gemacht, daß die englische Regierung sein Verfahren angenommen hat. Die erste Materie bekommt man von den laquedivischen Inseln, wo die Cocosbäume sehr zahlreich sind. Man hat große Schiffsseile daraus gemacht, die man auf der Flotte des Admiral Blankett gebrauchte. Der Versuch ist vollkommen gelungen, und man hat bemerkt, daß diese Seile wegen ihrer Elasticität bei Stürmen größere Dienste leisteten als die Hanfseile. Den Cocosbaum findet man sowohl in Indien als in Afrika und Amerika. Fast alle Theile dieses Baumes haben entweder einen nützlichen oder angenehmen Zweck. Herrn Percival (s. dessen Beschreibung von der Insel Ceylon. Aus dem Engl. mit Anmerkungen übersetzt von dem Dr. Bergk. Leipzig, 1803. S. 397) hat man versichert, der König der maldivischen Inseln habe einst Gesandte an den holländischen Statthalter zu Colombo geschickt, die in einem

kleinen Fahrzeuge angelangt, das ganz aus dem Cocosbaume erbauet und damit ausgerüstet gewesen sey, während diejenigen, die man zu seiner Ausrüstung brauchte, von den Cocosnüssen lebten.

Das Harz, das unter dem Namen Benzoe in den Handel kommt, rührt von dem Benzoebaume (storax benzoin) her, der auf der Insel Sumatra einheimisch ist, wo er Caminyan heißt. Dieser Baum wird nicht sehr hoch, und sein Holz ist von keinem Nutzen; er hat längliche, und kraussige Blätter, die sich rauh anfühlen lassen; die Blüthentrauben sind zusammengesetzt und länger als die Blätter; der Saame ist braun, rund und so groß wie eine Erbse. Die Einwohner von Sumatra legen große Pflanzungen von Benzoebäumen an, um daraus das Harz zu gewinnen, das aus Einschnitten in der Rinde fließt, sobald der Baum im Durchmesser 6 bis 8 Zoll dick ist *). Der Baum hält nicht über 10 bis 12 Jahre solche wiederholte Einschnitte aus. Das reinste Harz, das zuerst heraus fließt, ist weiß, weich und wohlriechend; man nennt es Benjoin tete und unterscheidet es in tete d'Europe und tete d'Inde: das Erste ist von der vorzüglichsten Güte, und kömmt allein auf die europäischen Märkte; das Andere nebst dem größten Theile desjenigen, das man Bauch (ventre) nennt, wird nach Arabien, in die Gegenden am persischen Meerbusen und nach einigen Orten Indiens verführt, wo man es, wie auf den malaischen Inseln, verbrennt, um in den

*) Neuere Naturforscher haben blos zwei Zoll geschrieben. Man thut aber besser, wenn man sich an Mardens Aussage hält, der lange Zeit auf Sumatra gelebt hat. S. d. t. Uebers. von Mardens Reise nach Sumatra in Sprengels Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde 6. Th. S. 257.

Häusern damit zu räuchern, die lästigen Insekten zu verjagen und die Luft zu reinigen. In der Arzneikunde und in Parfumerien macht man Gebrauch von dem Benzoe, und in den Kirchen brennt man es statt des Weihrauchs.

Mag man mit Linnée und mit beinahe allen Botanikern den Bambus als eine Art von Rohr (arundo bambus) betrachten, oder ein besonderes Geschlecht daraus machen, wie andere Botaniker wollen, so kann man doch mit Grund behaupten, daß dies Gewächs in den Ländern, wo es die Natur wachsen läßt, von allgemeinem Nutzen ist, und daß sein Gebrauch so vielfach und mannigfaltig ist, daß man es für Eines der nützlichsten halten kann, welche Indien hervorgebracht hat. „Man begreift nicht,“ sagt ein Missionair, „wie jetzt China ohne dies köstliche Rohr leben wollte. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die Bergwerke dieses großen Reichs ihm nicht so viel eintragen, als sein Bambusrohr, und daß nach dem Reis und der Seide es nichts giebt, das ihm so viel einbringt *).“ Die chinesischen Botaniker zählen 63 Arten; die Unserigen unterscheiden nur ungefähr 30. Im Allgemeinen wird das Bambusrohr 30 bis 40, ja bisweilen 50 bis 60 Fuß hoch. Es treibt eine Menge Zweige von einem knotigen, sehr harten und inwendig holem Holze, das mit einer Tünche überzogen ist, die dem schönsten Firniß gleicht. Die Knoten sind nach den verschiedenen Arten mehr oder weniger weit von einander entfernt, und das Holz fällt ins Weiße, ist citronenfarbig, pomeranzengelb, kastanienbraun, grünlich, schwärzlich, gesprenkelt oder blaßblau. Die Blätter sind selten und von verschiedener Gestalt, was sich auch nach den Arten richtet. Wenn die Stengel aus der

*) Memoires des Missions de Chine Tom. 4.

Erde kommen, so gleichen sie den Spargelstengeln; dann legt man sie in Essig ein. Ob schon das Bambusrohr leichter als ein anderes Rohr von der nämlichen Stärke ist, so trägt es doch die schwersten Lasten, ohne sich zu beugen oder ohne zu brechen. Zwei Stücke Bambusrohr, 10 Fuß lang und 3 Zoll im Durchmesser, können eine Last von 1500 Pfund tragen. Mehrere Nationen Indiens machen aus dem Bambusrohre Zulagen, Täfelwerk und Fußböden in ihren Häusern, Segelstangen für ihre Schiffe, Röhren zu Wasserleitungen, Weinmaße, Kästchen, Schachteln, Hebestangen, um Lasten zu tragen, artige Fächer, Parasols, Papier, Matten, Leinwand und eine große Menge anderer Arbeiten.

Man unterscheidet mehrere Arten von Roting oder Rotang, welche zum Geschlecht der Palmbäume gehören. Die beiden Hauptarten sind: 1) der gemeine Rotang (calamus rotang), aus dem man die Röhre macht, die unter dem Namen Binsen- und spanische Röhre bekannt sind; 2) der ächte Rotang (calamus verus), der die dünnen Spazierröhrchen, Ausklopfestöcke u. s. w. liefert. In Indien macht man daraus Matten, Stricke u. s. w. Die Rotings haben noch andere Eigenschaften; da ich aber nicht weiß, von welcher Art Herr Tombe hier spricht, so kann ich nicht diejenigen von den Eigenschaften angeben, die dieser Art eigenthümlich sind.

Der Cocosnußbaum von den Inseln Seychelles, den man lange Zeit uneigentlich den Cocosbaum der maldivischen Inseln, Meercocos, Salomonscocos genannt hat, ist ein großer Palmbaum vom Geschlecht der Rondiers (borassus lontarus). Bis jetzt hat man ihn blos auf der Insel Praslin, Einer der seychellischen Inseln, gefunden. Die Frucht dieses Palmbaums, die man in den Kabinetten der Naturliebhaber zu sehen bekommt, ist sehr groß, von einer außer-

ordentlichen Gestalt, die man eben so wenig ohne Verletzung des Anstandes beschreiben als zeigen kann; der Kern hat einen bittern und unangenehmen Geschmack.

Auf Madagascar nennt man einen Baum Balfona, den wir Vacois oder Vaquois (pandanus utilis) nennen. Er hat eine schöne Gestalt; seine Rinde ist aschgrau, ins Rothe fallend, und wie seidenartig und glänzend; seine Blätter sind schneckenförmig gewunden und sehr lang; seine Blüthen haben eine weißlich gelbe Schattirung und einen süßen Geruch; seine Früchte endlich haben die Gestalt eines Kegels, und sind oft so groß wie ein Kopf, von einem glänzenden schönen Grün und mit pyramidenförmigen Buckeln versehen. (Eine vortreffliche Beschreibung des Vacois findet man in Herrn Bory de Saint Vincent Voyage aux quatre principales iles de l'Afrique T. II. p. 3. t. Uebers. S. 139.)

The ist ein chinesisches Wort, das in unsere Sprache übergegangen ist, und durch die Unterdrückung eines Buchstabens gemildert wird; in China spricht und schreibt man Theh. Jedermann kennt die Theeblätter, wovon man einen so starken Gebrauch macht; sie kommen von einem in China und Japan einheimischen Strauche; im Lateinischen heißt er thea und gehört zu der Familie der Pomeranzenbäume.

Das Baumharz, das man in der Arzneikunde und in der Malerei braucht, kommt von mehrern Arten von Bäumen.

Ich weiß nicht, zu welchen Arten die Bäume des Reisenden (arbres du Voyageur) und der Vermehrer (multipliant) *) gehören müssen; diese gemeinen Benennungen sind mir unbekannt.

---

*) Siehe oben die Anmerkung des Uebersetzers.

m) Hundertfüße, Tausendfüße, sind Namen, die man der Assel giebt, einem Insekte, das in die Ordnung der Apteren, d. h. derjenigen gehört, wo beide Geschlechter keine Flügel haben. Sie haben einen weichen Körper, borstenförmige Fühlhörner, und eine Menge Füße, wovon sie ihren angeführten Namen haben.

Die Art, die man auf der Insel Frankreich und in andern Theilen Afrikas findet, ist der indianische Scolopender (scolopendra morsitans), den man an seinen 8 Augen, an den 21 Abschnitten seines Körpers von einem schwärzlichen Braun und an seinen 21 Füßen auf jeder Seite erkennt. Der Biß dieses Insekts ist jederzeit sehr schmerzhaft, wie ich auf meiner Reise unter den Yolofen *) selbst erfahren habe. Das Mittel, dessen sich diese Neger mit Glück zu seiner Heilung bedienen, ist die Anwendung des Hundekoths; ein in den alten Arzneibüchern sehr gerühmtes Mittel, wo man ihm den Namen album graecum gab.

n) Der Scorpion, der auf der Insel Frankreich sehr gemein ist, ist sehr klein, und keinesweges gefährlich; sein Stich heilt in wenig Augenblicken von selbst wieder; dieser kleine Scorpion hält sich gern in Büchern, in Papieren, Kräutersammlungen u. s. w. auf.

*) Die Yolofen wohnen auf der Westküste von Afrika und nehmen die Strecke zwischen dem Meere, den Ufern des Senegals bis nach Podhor hinauf, den südlichen Grenzen der Fulhas-Peuls, dem westlichen Ufer des Faleme und von den Quellen dieses Flusses in einer Linie ein, die sich an den nördlichen Ufern des Gambia bis zu einer Entfernung von 20 Meilen hinauf in die Quellen des Flusses Salum verliert, dessen Reich ein Eigenthum dieser Nation ist. S. Golberry's Reisen durch das westliche Afrika. Aus dem Französischen mit Anmerkungen übers. von dem Dr. Bergk. 1. Th. S. 48. 1803.

o) Sollte das Marronenschwein nicht der Tanrec (erinaceus ecaudatus), oder der Tendrac (erinaceus setosus) seyn, welche beide in den Wäldern auf der Insel Frankreich gewöhnlich sind?

p) Dies vierfüßige Thier, das man auch die Bisamratte (rat de senteur) genannt hat, ist die indische Moschusspitzmaus (sorex murinus). Es ist nicht größer als eine Maus; seine Schnauze verlängert sich in Form eines Rüssels, und seine Farbe ist braun, mit Ausnahme der Füße und des Schwanzes, die eine aschgraue Schattirung haben. Die Moschusspitzmaus ist zufällig aus Indien mit nach der Insel Frankreich gebracht worden. Sein Geschrei gleicht dem eines Eichhörnchens, doch ist es durchdringender und stärker. Dies Thier ist in mehreren Gegenden Indiens, besonders auf der Insel Ceylon, sehr gemein. „Kaum giebt es zu Colombo ein Haus,“ sagt Percival (s. dessen Beschreibung von der Insel Ceylon, a. d. Engl. mit Anm. übersetzt von dem Dr. Bergk. Leipzig, 1803. S. 364.) „das sie nicht allenthalben tüchtig durchräuchert hätten. Viele Sachen werden durch den Bisamgeruch ganz unbrauchbar, den sie ihnen schon dadurch mittheilen, daß sie blos über sie hinweglaufen. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß ihre Feuchtigkeit von einem solchen durchdringenden Geruch ist, daß, wenn sie über eine auch noch so gut zugestöpselte und versiegelte Weinflasche laufen, der Wein darin so stark von dem Bisam angesteckt wird, daß man ihn nicht trinken kann; auf diese Art kann auch ein ganzes Faß unbrauchbar gemacht werden.“ Ich führe diese Stelle an, die vollkommen das bestätigt, was Herr Tombe von der Moschusspitzmaus erzählt, weil mehrere Naturforscher die so schnellen und verderblichen Folgen des durchdringenden Geruchs dieses Thieres in Zweifel gezogen haben.

q) Der Martin (gracula tristis) ist vom Geschlecht der Minos (mainates), in der Ordnung der Elstern.

Der Kakerlak oder Kakkerlak ist eine Art von Schabe (blatta americana), die im südlichen Amerika außerordentlich häufig ist, und die die Schiffe unglücklicherweise mit nach unsern Häfen gebracht haben.

r) Diese großen Fledermäuse werden alle Tage seltener, weil man ihnen wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches sehr nachstellt.

s) Diese Art von Papagoy, die auch auf Madagascar gewöhnlich ist, deren Gefieder, das gemeiniglich grün ist, auf dem Kopfe, an der Kehle, und vorne am Halse eine graue Schattirung hat, ist der Papagoy mit grauem Kopfe (perruche à tête grise) der Naturgeschichte von Buffon; der kleine Papagoy von Madagascar der illuminirten Kupfertafeln Nr. 791. Fig. 2. der psittacus canus des Linné und Latham.

t) Man weiß nicht genau, warum man den Namen von Arbeitern, die hauptsächlich damit beschäftiget sind, die Fugen des Ueberzugs der Schiffe mit Werg auszustopfen, einer Art von Goldammer (bruant) gegeben hat, welche Commerson zum erstenmale beschrieben hat. Wahrscheinlich hat das Geschrei dieses Vogels einige Aehnlichkeit mit dem Lärm, den die Calfaterer mit ihren Werkzeugen machen. Die Größe des Calfaterervogels (emberiza calfat) ist zwischen dem Sperling und dem Hänfling in der Mitte; alle seine obern Theile sind aschgrau, ins Bläulichte fallend; der obere Theil des Kopfs und die Kehle ist schwarz; die Brust und der Bauch sind weinfarbig; der Schnabel und die Beine rosenroth.

Der Cardinal, der sich auf der Insel Frankreich und in andern Gegenden von Afrika und Indien findet, ist eine Art von Kreuzschnabel (loxia madagascariensis). Auf Madagascar heißt er Fondi Le-

hemene, woraus Buffon den Namen Fondi gemacht, den er diesem Vogel gegeben hat. Das Gefieder der Fondis ändert sich auf eine sehr merkwürdige Art nach dem Alter, dem Geschlecht und dem Maustern. Wenn die Männchen ihr vollkommenes Gefieder haben, so sieht der Kopf, der Hals und der ganze Körper sehr schön roth aus; ein schwarzer Querstreifen läuft an den Seiten des Kopfs hin; die Flügeldecken sind von einem schwachen Roth; die Flügel- und Schwanzfedern braun, und der Schnabel ist schwarz. (Nach Herrn Bory de Saint Vincents Bemerkung sind diese Vögel eben so schädlich, als sie schön sind; sie verheeren die Felder; daher nennen sie die Schwarzen Reisfresser; eben so wenig verschonen sie das Getreide; daher lassen sie die Landbauer durch die Negerjungen verjagen, welche rings um die Saat schreien müssen. D. Uebers.)

Ueber die Insel Madagascar.

Ein Nachtrag zu S. 85 von dem Uebersetzer *).

Die Insel Madagascar wurde im Jahre 1506 von Lorenz Almeida entdeckt, allein die Portugiesen verließen sie bald wieder, weil sie begieriger nach den Reichthümern Indiens waren. Unter Heinrich IV. legten die Franzosen eine Niederlassung

*) Dieser Nachtrag ist aus den Annales des Voyages, de la Geographie et de l'Histoire, publ. par Malte-Brun. Tom. II. I. Cah. entlehnt, wo er unter der Aufschrift: Reise nach Madagascar in d. J. 1802 und 1803 von Herrn Fressange steht, und den ich im Auszuge mittheile.
D. Uebers.

darauf an, und nannten die Insel Dauphin; sie nahmen den südlichen Theil in Besiz und baueten das Fort Dauphin, das jezt in Trümmern liegt.

Die Insel Frankreich ist grösser als das ehemalige Frankreich. Ob sie schon unter einem heißen Himmelsstriche liegt, so gewährt sie doch die Abwechslungen der Jahreszeiten der gemäßigten Zonen. Sie hat eine grosse Menge herrlicher Häfen und Berge; die Antongilbay ist die gröste und schönste; der Graf Benyowsky legte im Jahr 1773 daselbst seine Niederlassung an.

Der ganze nördliche Theil ist überhaupt der schönste; die herrlichen Lagen, die grossen Bedeckungen von Holz, die Flüsse und Häfen würden ihn zum schönsten Lande von der Welt für die Nation machen, die da Niederlassungen anlegte. Die Engländer besuchen schon häufig die Bucht St. Augustin im Südwesten; man behauptet, sie wollten sich da ansiedeln. Die Ungesundheit der Luft kann für unsere Regierung zur Anlegung einer Niederlassung auf Madagascar kein Hinderniß seyn; die Holländer, die der ungesunden Luft der Insel Java trozten, haben daselbst Eine der schönsten Städte Asiens angelegt, und einen unermeßlichen Handel dahin gezogen.

Madagascar ist für unsere Besizungen in Indien von grösserer Wichtigkeit als man glaubt; wir haben keinen Hafen in dieser Erdgegend, der so viel Schiffe fassen könnte, welche den Engländern das Gegengewicht halten könnten. Die Insel Frankreich ist von zu geringem Umfange, als daß sie eine Flotte ernähren und sie aufnehmen könnte, da ihr Hafen zu klein und zu versperrt ist, und blos als ein Vereinigungspunkt für die Schiffe angesehen werden kann, die wir in diesen Meeren haben. Madagascar kann

alle diese Vortheile vereinigen, weil es einen sehr grossen Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art und einige vortreffliche und große Häfen darbietet. Madagascar könnte St. Domingo ersetzen. Die große Leichtigkeit, mit der man Sklaven von der afrikanischen Küste erhalten kann, würde ihren Anbau leicht machen; es würden sich Handelsverkehre vermittelst der grossen Menge von Flüssen und Seen eröffnen, wodurch die ersten Anbauer große Vortheile erhalten könnten; und da sie in Menge Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo erzeugt, so würde diese Insel der größte Marktplatz der Welt werden. Nunmehro will ich die Beschreibungen der Oerter mittheilen, und die Sitten und Gebräuche dieser Insulaner schildern.

Die Madegassen.

Die Madegassen oder Malegaschen sind Eines der schönsten bekannten wilden Völker, von einer sehr grossen Statur, und von einer angenehmen Gestalt, haben schöne Formen und eine schwarzgelbe Farbe. Sie sind von einem ernsten und bedächtlichen Charakter, der Unmäßigkeit ergeben, rachsüchtig und geistvoll; endlich der glänzendsten Tugenden und der größten Laster fähig; auf der ganzen Insel steht die Gastfreiheit in Ehren.

Zwischen den Bewohnern der innern Theile bemerkt man einen großen Unterschied; sie sind von kleiner Statur, mit malerischen Zügen, und platten und langen Haaren; betrügerisch und treulos, und gleichen in nichts jenen an der Meeresküste.

Ob die Malegaschen gleich von Kindheit an ausschweifen, so haben sie doch wenig von der Lustseuche zu leiden; sie besitzen die Kunst, sie durch medicinische Kräu-

ter zu heilen, woran ihre Insel einen Ueberfluß hat. Wie alle Wilde, sind sie große Liebhaber von hitzigen Getränken.

Die Europäer haben sie als Schurken, Bösewichter und Räuber verschrien, und nicht bedacht, daß sie diese Völker nöthigten, auf ihrer Hut zu seyn, und List gegen Gewalt zu gebrauchen. Wenn man ihnen Gegenstände der Neugierde und des Nutzens vorhielt, erweckte man in ihnen das Verlangen nach ihrem Besitze, und da sie wenig Tauschmittel hatten, so suchten Einige, sie auf unerlaubten Wegen zu erhalten, und man schilderte sie als Räuber; die Urtheile, die man für und gegen sie gefällt hat, sind höchst übertrieben. Flacour *) hat sie mit den schwärzesten Farben gemalt, um sein Verfahren gegen sie zu beschönigen. Der Abbé Rochon **) übertreibt ihre Gelehrsamkeit; er sagt, sie hätten Bücher von der Algebra; sie verständen die Sterndeutekunst und wüßten aus der Papyrusstaude, die nicht einmal auf Madagascar vorhanden ist, Papier zu machen; er giebt ihnen öffentliche Schulen; dies läßt sich entschuldigen, denn, wie er selbst sagt, hat er blos nach Denkschriften gearbeitet, hat sich nur kurze Zeit in seiner frühesten Jugend auf dieser Insel aufgehalten, und nur wenige Beobachtungen machen können.

Mit offenen Armen nimmt dies gastfreundliche Volk den Fremden in allen Dörfern auf, reicht ihm Lebens-

---

*) Etienne Flacour hielt sich v. J. 1642 bis 1658 auf Madagascar auf und gab seine Relation de l'ile de Madagascar zu Paris 1658 heraus. D. Ueb.

**) Rochons Reise nach Madagascar ist übersetzt erschienen v. G. Forster und befindet sich im 8. Bande des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Berlin, 1792. D. Uebers.

mittel zur Fortsetzung seiner Reise, und rechnet diese Beweise von Wohlwollen für nichts.

Die Malegaschen haben schon einige Fortschritte in den Künsten gemacht; ihre Pagnen, die für die Europäer ein Gegenstand der Neugierde und des Luxus sind, sind von einem sehr feinen Gewebe; ihre Farben sind gewöhnlich schön und mannigfaltig; sie können Eisen schmelzen, und wissen es geschickt zu bearbeiten; sie rechnen mit kleinen Stücken Holz, können aber nicht schreiben; wahrscheinlich hat dies der Abbé Rochon für Algebra genommen.

Man gesteht ihnen keine Religion zu; ich glaube aber das Gegentheil: sie erkennen sämmtlich ein höchstes unendlich gutes Wesen und einen bösen Genius an; glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und betrachten die Sonne als eine befruchtende Macht. Daß ich davon sprechen kann, kann man daraus sehen, daß ich Gelegenheit gehabt habe, bei einer Reise auf der Insel alles in der Nähe zu untersuchen, und daß ich unter ihnen habe leben müssen.

Eintheilung in Provinzen.

Madagascar wird in Provinzen eingetheilt, die den Eingebornen sehr genau bekannt sind; man weiß nur von zwölfen, obschon der Abbé Rochon 28 zählt, indem er den Namen einiger Dörfer mit jenen der Provinzen verwechselt hat. Bei meiner Beschreibung aller derer, die bekannt sind, fange ich mit der nördlichsten Provinz an, und folge der Küste bis zum Cap Sainte Marie: die Antavarts, in ihrer Sprache, das nördliche Volk oder das Volk des Donners, weil die Gewitter immer aus diesem Theile kommen; die Bestimessaras oder guten Völker oder großen Völ-

ter; die Betanimener oder Völker, die ein rothes Land bewohnen; die Antaximer oder das südliche Volk. Auf der zweiten innern Linie sind die Ambunivouler oder das Volk, das am Fuße der Berge wohnt, die mit Bambusrohr bedeckt sind. Auf der dritten Linie sind die Bezonfons, die Amayer oder Antamayer, die Ancovesovas oder Ambolamber, die Andransöier, die Antfianaxer, die Saclaver. Die Provinzen der Königin von Boubetoc und der Bay Sanct Augustin sind nicht genau bekannt. Die Westküste kennt man sehr wenig.

Häfen, Bayen, Seen, Flüsse, Wälder und Berge.

Auf der Ostküste zählt man 5 Häfen, 3 große Rheden und 3 schöne Bayen. Die 5 Häfen sind: der Chviseuil, Tintingue, Tamatave, der Louguez und der falsche Longuez. Die Bayen sind, die von Vohemare, von Diego Suarez und Antongil. In Westen ist die Bay Sanct Augustin. Die Rheden sind die von Foulpointe, die die beste ist; von Manaharre, von Sainte Luce, Mannru und des Fort Dauphin.

Die Anzahl der Seen beläuft sich auf fünf, die von der größten Schönheit sind; vier liegen in der Provinz der Betanimener, und Einer davon könnte Einen der schönsten Häfen bilden. Der fünfte ist in der Provinz der Antfianaxer. Der See Antfianax hat ungefähr 25 Stunden im Umfange, und aus ihm kommt der große Fluß des Manguru, dessen Länge sich beinahe auf 160 Stunden erstreckt. Der See Rossive hat 9 Stunden im Umfange. Der Rassoiße, welcher der größte am Meeresstrande ist, hat 11

Stunden im Umfange und eine Tiefe, die sich bis auf 20 Klaftern beläuft. Diese Seen wimmeln von Fischen, aber auch von Caymans; eine sonderbare Erscheinung ist der See Rassoi-Be, der allein eine Ausnahme davon macht, während der Rassoi-Massaie, der mit ihm in Verbindung steht, damit vergiftet ist.

Wegen der großen Menge von Flüssen, kann ich sie nicht alle anführen; ich nenne daher nur die größten: den Maramette, Hyvuluine, Hyvondru, Andevurante, Mananzari und den Mangurn, der der schönste ist.

Die Berge sind von dem Meeresstrande entfernt; die höchsten befinden sich im Innern in der Provinz der Antaver; sie können etwan 1800 Toisen über die Meeresfläche erhaben seyn; die Berge in der Provinz der Betanimener haben etwa eine Höhe von 1200 Toisen über der Meeresfläche; sie sind mit schönem Holz bedeckt, das zum Bauen taugt.

Holz ist auf Madagascar in großer Menge vorhanden, alle Wälder aber liegen am Meeresstrande; das Innere ist sehr holzarm.

Die Provinz der Antavarts.

Die Provinz der Antavarts erstreckt sich vom Cap Ambra bis 7 oder 8 Stunden nördlich von Foulpointe; und enthält die großen Bayen Vohemare und Antongil. Die Insel Sainte Marie gehört dazu; die ganze Provinz ist vortrefflich angebauet und der Haupthandel besteht in Reis, wovon man jährlich 3 Millionen Pfund ausführen könnte, wenn dieser Theil nicht so ungesund wäre. Hier verkauft man jene schönen Pagnen von Sainte Marie,

die so berühmt sind); die Sklaven, die man da kauft, sind fast lauter Anjuanaer; den Europäern muß es jedoch wunderbar vorkommen, welche Madagascar nicht kennen, wie die Bewohner dieser Insel die komorischen Inseln *) haben kennen lernen. Benjowski hat ihnen zuerst den Weg dahin gezeigt, und seitdem führen sie stets Krieg mit ihnen; bei Tage richten sie sich nach der Sonne und des Nachts nach den Sternen; einige heftige Windstöße aus Nordosten verschlagen sie bisweilen in den Canal von Mozambik, was ihnen im Jahr 1797 wiederfuhr. Sie behaupteten, ihre Insel wäre festes Land, sie erstaunten aber gewaltig, als sie um dieselbe fuhren und zu Sainte-Luce anlegten; sie waren unzufrieden, daß ihnen ihr Unternehmen nicht gelungen war, und ließen sich daher in eine Verrätherei ein, die sehr traurig für sie ausfiel. An die Einwohner der Provinz der Antaximer schickten sie eine Deputation, um von ihnen Lebensmittel und Wasser zu erhalten und den Bluteid zu verlangen, damit beide Völker in Eintracht mit einander lebten. Die Antaximer hegten kein Mißtrauen und nahmen das Anerbieten an. Die Antavarts aber stiegen mit den Waffen in der Hand ans Land, und kamen mit ihren Hassagaien in den Cabare, was die Gesetze verbieten. Die Antaximer warfen ihnen ihr Mißtrauen vor; sogleich fielen die Antavarts über die unbewaffneten Feinde her und machten eine Menge Gefangene; diejenigen, die entkamen, verbreiteten Schrecken in den Dörfern; von

*) Ist ein Archipelagus von 5 Inseln an der ostafrikanischen Küste von 11° bis 14° S. B. an der Einfahrt in den Canal von Mozambik. Eine davon, Anjouan, ist ein gewöhnlicher Landungsplatz für die Ostindienfahrer.

D. Uebers.

allen Seiten griff man zu den Waffen, aber die Ueberlegenheit, welche die Antavarts durch ihre Feuergewehre hatten, verschaffte ihnen einen leichten Sieg über die Menge von Feinden, die ihnen auf den Hals stürzte; sie schlugen sie in die Berge zurück und es sollte eben zu einer allgemeinen Schlacht kommen, als die Antaximer, die in Verzweiflung gebracht waren und sich in Gefahr sahen, in Sklaverei zu fallen, eine letzte Anstrengung wagten, mit der Hassagaie in der Hand über sie herfielen und sie auf allen Seiten durchbrachen; ihre Feinde, die auf keinen solchen unerwarteten Angriff gefaßt waren, ergriffen die Flucht, und wurden fast sämmtlich niedergemetzelt; von 7000 entkamen kaum 200.

Die Bestimessaras.

Die Provinz der Bestimessaras wird am häufigsten von den Europäern besucht; der Hauptort heißt Foulpointe. Die Franzosen hatten sonst eine Niederlassung, die Pallisade genannt, daselbst, und die Regierung unterhielt einen Agenten; seitdem aber die Engländer diese Niederlassung eingenommen, haben die Einwohner der Insel sie verbrannt. In dieser Provinz verkauft man eine große Menge Reis und Vieh.

Die Sklaven, die man da kauft, sind entweder Malegaschen oder Mozambiquer; die malegaschischen Sklaven kommen größtentheils aus dem Lande Ancove, die Mozambiquer aber von Mosangaie oder von Bonbetoc, wohin sie von den Chelinguen-Arabern gebracht werden, die diesen Handel als Contrebande treiben. Sie sind auf Madagascar im Besitz dieses Handels und durchreisen die Insel in ihrer größten Breite, um sie entweder zu Foul-

pointe oder Tamatave zu verkaufen; wenige Europäer sind zu Lande nach Bourbetoc gereist. Herr Dumaine ist der Erste, dem diese Reise gelungen ist.

Tamatave vereinigt weit mehr Vortheile in sich als Foulpoints; fast alle Weißen haben sich da angesiedelt; der Ankerplatz ist eben so gut als zu Foulpointe, und die Luft ist daselbst weit weniger ungesund. Mit sehr wenigen Kosten könnte man diese Niederlassung gegen jeden Angriff sichern.

Die Mannspersonen dieser Provinz sind die schönsten auf Madagascar, und die Frauenzimmer sind ziemlich artig.

Die Betanimener.

Die Provinz der Betanimener grenzt gegen Norden an die Bestimessaras; gegen Süden an die Antaximener, und in Westen an die Bezonsons. Man muß durch diese Provinz reisen, wenn man das Innere von Madagascar besuchen will, weil sie weit weniger Wälder hat als die Uebrigen, und weil man da alle mögliche Unterstützung findet, um ins Innere zu gelangen. Sie ist diejenige, welche unter denen am Strande des Meeres am meisten bewohnet ist; es liegt ein Dorf an dem Andern und sie sind fast immer an dem Ufer der Flüsse oder der Seen erbauet, weil sie ihren Reis in die Moräste säen können, welche von den Flüssen herrühren.

Dies Hirten- und Ackerbautreibende Volk ist das sanfteste auf Madagascar; seine Provinz ist auch die fruchtbarste und schönste; der erstaunende Reisende genießt der ländlichsten Ansichten; die Hügel erheben sich allmälig und zwischen ihnen liegen Wiesen, die mit Heerden, und Felder, die mit Erndten bedeckt sind. Die Landschaft begrenzen die majestätischen Berge des Sees

Rossi-Bee und der Berg Befoure, der mit schönem Holze bedeckt ist; hier herrscht eine stete Kühlung; Bäche befruchten ein so schönes Land. Der große Fluß Andevurante entsteht aus dem Zusammenflusse aller der kleinen Flüsse und ist für Piroguen 35 Stunden weit schiffbar. Der Hauptort der Betanimener ist das Dorf Andevurante, welches das größte auf Madagascar ist, und 10000 Bewaffnete stellen kann.

Die Antaximer.

Die Provinz der Antaximer oder des Volks des Südens ist arm. Die Europäer handeln nicht mehr dahin, sie geben sich nicht mehr mit dem Anbau des Landes ab; übrigens sind die Rheden sehr schlecht und man fürchtet jeden Augenblick, an einer Küste Schiffbruch zu leiden, wo man von den Einwohnern ausgeplündert wird; denn diese behaupten, daß alles, was das Meer ans Land treibe, ihnen gehöre.

Die Antaximer sind roh und diebisch, und da sie wenig von den Künsten wissen, welche die andern verstehen, so gehen sie schlecht gekleidet und es fehlt ihnen an vielen nützlichen Dingen. Das Fort Dauphin, das seit langer Zeit in Trümmern liegt, wird von Europäern wenig besucht; doch könnte man daselbst viel Reis und Vieh für einen sehr wohlfeilen Preis erhalten.

Die beiden schönsten Flüsse auf Madagascar befinden sich in dieser Provinz; der Manguru und der Mananzari würden für kleine Fahrzeuge, z. B. für Boote, schiffbar seyn, wenn das Meer und der Strom des Flusses an ihren Mündungen keine Sandbänke angehäuft hätten, die die Fahrt darauf beschwerlich und gefährlich machen.

Die Einwohner dieses Theils von Madagascar sehen sehr schwarz aus und haben krauses Haar; sie be-

dienen sich des Schildes, der bei den übrigen Malegaschen nicht im Gebrauch ist.

Die Ambanivuler.

Der Name der Ambanivuler bedeutet in der madagascarischen Sprache Völker, die am Fuße von Bergen wohnen, welche mit Bambusrohr bedeckt sind. Da die Bewohner des Seestrandes immer einige Kenntnisse durch den Besuch der Europäer erhalten, so sehen sie jene für rohe Menschen an, die nichts von ihren Gebräuchen verstehen; dafür aber sind diese Hirten und Ackerbauer, und die Bewohner des Seestrandes, die außerordentlich faul sind, würden drei Viertheile des Jahres hindurch vor Hunger sterben müssen, wenn ihnen die Ambanivuler keine Lebensmittel verkauften. Sie leben frugal, sind sehr gastfrei, und wenn sie auch roh sind, so haben sie doch wenigstens keine Laster.

Die Bezonsons.

Die Provinz der Bezonsons besteht aus der Vereinigung von 14 Dörfern in einem fruchtbaren Thale, das von hohen Bergen umgeben ist, die sie von den Betanimenern trennen und von dem Wald Ancaye, der sie von dieser Provinz trennt.

Der Reisende geräth in Erstaunen, wenn er auf die mit Holz bewachsenen Gipfel gelangt, zu seinen Füßen herrlich angebauete Ebnen erblickt, die von einer großen Menge von Bächen mit Quellwasser bewässert werden, und auf eine Gesellschaft von Menschen stößt, die von den übrigen ganz abgesondert in Frieden leben, die Annehmlichkeiten des Lebens genießen, ohne ihren Wechsel befürchten zu dürfen, und die den Ehrgeiz ihrer Nachbarn durch ihre wirklichen Vortheile nicht aufregen.

Man bemerkt hier die Scheidungslinie für die Schönheit. Alle diejenigen, die ich bisher angeführt habe, sind schöne Menschen; hier aber fangen sie an auszuarten, und haben keine so schönen Züge mehr.

Die Gastfreiheit steht bei ihnen in großen Ehren; man nimmt Jemanden auf die gefälligste Art auf und wünscht sehr, den Blutseid mit den Weißen zu schwören, die sie besuchen. Ich will hier ihre Empfangsart beschreiben: sobald ein Weißer in Eines ihrer Dörfer kommt, so räumt das Oberhaupt sein Haus und läßt 5 bis 6 Personen seines Dorfs das Nämliche thun, um die Bedeckung desselben unterzubringen; einen Augenblick darauf wünscht er ihm Glück, fragt nach Neuigkeiten und nach Nachrichten, die er unterwegs erfahren haben kann, verlangt seinen Namen, den er sehr gut merkt, und geht einen Augenblick hinaus. Gleich nachher kommt er wieder, und bietet dem Reisenden das Beste an, was sein Dorf hat; gewöhnlich ist es der fetteste Ochse seiner Heerde, ein Sack Reis, ein Gefäß voll Meth; er kostet alles, um ihm zu zeigen, daß er nicht im Stande ist, ihn zu vergiften.

Die Antacayer.

Die Völker, die ich nunmehro anführe, haben glatte und lange Haare und malayische Gesichtszüge; sie sind von einer schwarzbraunen Farbe und von einer kleinen Statur, und unterscheiden sich gar sehr von den Uebrigen durch die Sprache. Ich will mich in keine Erörterungen einlassen, um zu untersuchen, ob sie von den Arabern abstammen; so viel ist gewiß, daß sie ihnen in nichts gleichen, da hingegen die große Aehnlichkeit mit den Malayen sie dieser Nation zu nähern scheint. Die Araber haben eine große Ehrfurcht gegen den Bart; diese reißen sich ihn aus. Die Ma-

layen setzen die Schönheit in sehr schwarze Zähne, diese haben die nämliche Gewohnheit; sie verlängern die Ohren und machen große Löcher wie die Malayen hinein; ihr Anzug ist beinahe derselbe; sie sind arglistig und treulos wie die Malayen. Mehrere Worte haben die nämliche Bedeutung und die nämliche Aussprache wie jene in der malayischen Sprache und werfen einen neuen Zweifel auf die Abkunft dieser Völker, die die Abstammung ihrer Vorfahren nur durch die Sage kennen, und die Araber nicht darunter rechnen, wie der Abbé Rochon behauptet.

Ihre Häuptlinge sind grausam und despotisch und besitzen das Recht über Tod und Leben ihrer Unterthanen; ein ganz einziger Gebrauch auf Madagascar, wo der Verbrecher in einer allgemeinen Versammlung, Cabare genannt, gerichtet werden soll.

Die Provinz Antancaye erstreckt sich von den Bergen von Befure und stößt gegen Westen an den Fluß des Manguru, der den Fuß der Berge von Ancove bespült. Zwischen diesen beiden Gebirgsketten liegt eine Ebene, die 80 Stunden lang und 15 breit ist; dies macht die Provinz aus. Diese große Ebene ist mit zahllosen Heerden bedeckt.

Die Dörfer stehen auf den Berggipfeln, und ihre Anzahl ist beträchtlich; Einige sind durch die Natur und die Kunst so befestiget, daß man sie unmöglich mit den Waffen erobern kann; sie liegen oben auf den höchsten Bergen; wenn sie den Gipfel geebnet haben, legen sie daselbst ihre Hütten an und lassen vor dem Hause des Häuptlings einen viereckigten Platz; das Dorf umgeben sie mit großen in die Erde geschlagenen Pfählen; diese Umgebung ist dreifach; außerhalb derselben legen sie drei sehr tiefe und breite Gräben an, und werfen die Erde als Brustwehr auf.

Ihre Pflanzungen sind die nämlichen wie an allen übrigen Orten, blos ihr Reis ist verschieden; er ist roth und sehr nahrhaft. Den Körper reiben sie sich mit Ochsentalg, daher sehen sie sehr schmuzig aus; die übrigen Malegaschen wissen nichts von dieser Sitte.

Die Sklavenhändler machen in dieser Provinz Halt und gehen nicht weiter, weil die Gefahren in der Provinz Ancove weit größer sind.

Die Ancover.

Die Provinz Ancove, Ovas oder Ambolams grenzt gegen Osten an den Manguru und gegen Westen an das Land der Königin von Bonbetoc und an die Provinz der Bay Sanct Augustin. Diese Provinz wird in Nord- und Süd-Ovas abgetheilt. Der Häuptling von Nord-Ovas und jener von Süd-Ovas leben in beständigem Kriege mit einander, und von diesen Kriegen rührt die große Menge von Sklaven her, die nach dem Seestrande gebracht werden. Beide Despoten lassen ihre Unterthanen ermorden, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, und die Gefangenen, die sie machen, dienen ihnen zur Unterhaltung ihres Luxus, indem sie dieselben an die Europäer verkaufen.

Wegen der Seltenheit des Holzes müssen die Bewohner dieser Provinz ihre Nahrung bei Stroh und Ochsenmist kochen; die Ebenen sind sehr groß, ob gleich die Charte, die sich bei der Reise des Abbé Rochon befindet, das Innere als sehr holzreich und gebirgig darstellt.

Die Einwohner dieser Provinz haben viel Aehnliches mit den Antancayern; sie sind aber weißer, schurkischer und gewandter; der Eine verkauft den Andern, wovon ich ein auffallendes Beispiel anführen will. Ein Europäer hatte in dieser Provinz Sklaven gehandelt,

und nachdem er von einem angesehenen Kaufmanne eine gewisse Anzahl gekauft hatte, gerieth er in kein geringes Erstaunen, als er den Tag darauf einen Andern erblickte, der ihm denjenigen verkaufen wollte, der ihm einen Theil seiner Ladung verschafft hatte.

Die Bevölkerung ist in dieser Provinz sehr groß; denn es werden jährlich 6 bis 700 Sklaven ausgeführt; der Krieg raubt vielen Menschen das Leben, und bisweilen richtet eine Hungersnoth große Verheerungen unter den Einwohnern an; die Ebene steht voller Dörfer, und die Berghöhen sind auch damit bedeckt. Sieben bis acht Dörfer sind zum Handel bestimmt. In dem Einen verkauft man Sklaven, in dem Andern Waaren der Europäer, in dem dritten Lebensmittel u. s. w.

Die Einwohner dieser Provinz verstehen allein die Kunst, Eisenbergwerke zu bearbeiten und das Eisen zu schmelzen, um sehr vortreffliche Arbeiten daraus zu machen; sie sind es, welche jene Calinzeuche verfertigen, die auf Madagascar so geschätzt sind, und wovon man das Stück bis für einen Sklaven verkauft; sein Gewebe ist sonderbar; der Eintrag ist mit sehr kleinen Calinfäden angefangen und bildet einen silberfarbenen Zeuch. Auch verarbeiten sie Baumwolle und Seide; da sie diese aber nicht aufzuwinden verstehen, so machen sie Flocken daraus, und spinnen sie wie die Baumwolle; ihre baumwollenen Zeuche sind so dicht, daß das Wasser schwerlich hindurch dringen kann; daher nennen sie dieselben Tuku Ranu, d. h. ein Zeuch, der Wasser enthält.

Die Antsianaxer und Saclaver.

Die Antsianaxer sind sehr wenig bekannt und verdienen es auch nicht zu seyn. Die Europäer, die in diese Provinz gekommen, sind jedesmal ausgeplün-

dert worden. Im nördlichen Theile dieser Provinz liegt der große See, aus dem der Manguru kommt.

Die Antsianaxer stoßen gegen Norden an die Provinz der Saclaver; die Letztern sind auf ihre Freiheit äußerst eifersüchtig und dulden keine Europäer bei sich. Herr Lemayeur, den der Baron Benyowsky als Gesandten an die Königin von Bonbetoc schickte, und der zugleich den Auftrag hatte, diese Provinz zu untersuchen, wurde an ihren Grenzen zurückgewiesen, und es kostete ihm viele Mühe, sich wieder aus ihren Händen loszumachen. Man weiß blos so viel, daß sie sehr brav sind und ruhig ihre Felder bauen, und von ihren Nachbarn nichts zu besorgen haben.

Die Andrantsaïer.

Die Andrantsaïer sind ein Hirtenvolk, das roh und feig ist; sie sind ein Spiel der Antacover, die sie mit Krieg überziehen, um Sklaven zu erhalten. Wollen sie ihre Feinde aus ihrem Lande wieder los seyn, so bieten sie ihnen Heerden als Tribut an, und erkaufen sich dadurch ihre Freiheit wieder; dies hat etwas Aehnliches mit dem, was Commerçon, der Abbé Rochon und Raynal von der Race der Zwerge erzählen, die ihren Feinden Heerden gaben, um sie aus ihren Bergen zurück zu treiben.

Ich habe Gelegenheit gehabt, einen Zwerg aus dieser Provinz zu sehen, und glaubte daher einen Augenblick, die angeführten Schriftsteller und Reisenden könnten Recht haben; ich zog also die genauesten Erkundigungen ein; die Sache verdiente es wohl; denn eine Gesellschaft so kleiner Geschöpfe wäre in der That ein Wunder. Ich erkundigte mich bei dem Kaufmann des Zwergsklavens, den ich vor mir sah; ich fragte ihn, ob es ganze

Dörfer voll so kleiner Menschen gäbe, und ob dieser Zwerg nicht Einer davon wäre? Er versicherte mir, es gäbe kein so kleines Volk, es kämen aber oft Zwerge bei ihn zur Welt. Den Zwerg fragte ich, ob seine Eltern auch so klein wären, wie er; nein, erwiederte er, eben weil ich so klein bin, hat man mich verkauft. — Da ich nur etliche 20 Stunden von der Provinz entfernt war, so fehlte es mir nicht an Nachrichten hierüber; übrigens kennen die Sklavenhändler ganz Madagascar; sie reisen in allen Provinzen umher, und alle gaben mir die Versicherung, es gäbe kein solch Zwergvolk. Nach der Lage der Provinz der Zwerge, welche die Reisenden angaben, kann es keine andere seyn, als die der Andrantsaïer; ich glaube also ein Recht zu haben, einen solchen Irrthum zu berichtigen. Nie habe ich auf ganz Madagascar das Wort Kimos gehört, und wenn sie ja einen Zwerg erblicken, so nennen sie ihn Zaza-Cute Cute oder Mannkind.

Die westlichen Provinzen.

Die westlichen Provinzen sind sehr wenig bekannt. Ob man schon oft nach Bonbetoc und nach der Bay Sanct Augustin reist, so haben doch wenige Personen in diesem Theile eine Reise gemacht, und glaubwürdige Nachrichten geliefert. Die Engländer, die aus Bengalen oder England kommen, laufen oft in der Bay Sanct Augustin oder in der Tulearbay ein, um Lebensmittel und Wasser einzunehmen. Die Makegaschen sprechen in diesem Theile gemeiniglich englisch.

Die Regierungsform.

Die Regierungsform ist nicht in allen Provinzen die nämliche. Die Gewalt ist gewöhnlich erblich, aber wie

der Ehrgeiz sich immer über die Gesetze erhebt, so seufzen auch die drei Provinzen Ancaye, Ancove und der Königin von Bonbetoc unter der Geißel des Despotismus. Die Häuptlinge dieser Provinzen besitzen das Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen; in den andern Provinzen kann man einen Verbrecher blos nach den Gesetzen verurtheilen, die in der Provinz eingeführt sind, wo das Verbrechen begangen worden ist.

Jedes Dorf wird von einem Häuptling regiert; dies ist aber nie bei einer Provinz der Fall, die Provinzen Ancove und der Königin von Bonbetoc ausgenommen; ein Häuptling hat mehr oder weniger Gewalt, je nachdem er Ansehen, Reichthümer und Bravour besitzt; oft sind in einem Dorfe drei Häuptlinge.

Die Häuptlinge bauen, wie die alten Hirtenkönige, ihre Felder in Verbindung mit ihren Sklaven; von ihren Unterthanen dürfen sie keine Abgaben erheben; die Kriegskosten werden gemeinschaftlich getragen.

Das Volk ist in Freie und Sklaven abgetheilt: die Freien sind entweder Kaufleute oder Ackerbauer oder Agenten, die Geschäfte suchen und die man Marmiter nennt; die Sklaven sind entweder eigentliche Sklaven oder gehören freien Personen, oder sind Sklaven von Sklaven, die keinem ursprünglichen Herrn angehören. Die Sklaverei ist bei ihnen sehr mild; der Sklave ißt mit seinem Herrn; dieser schlägt ihn nicht, und kann ihn bisweilen auch nicht verkaufen: der Herr, der ein Reisfeld zu bearbeiten hätte, darf seinen Sklaven nicht dazu zwingen, wenn dieser das Seinige anpflanzen will.

Sobald der Krieg erklärt ist, ist jedermann Soldat, der Waffen tragen kann. Durch das Oberkommando unterscheidet man den mächtigsten Häuptling. Die Kriege sind eben nicht blutig, ihr Zweck ist, entweder die Erndte zu plündern oder Sklaven zu entführen.

Die Gesetze.

Die Gesetze sind sehr einfach: Meuchelmord wird mit dem Tode bestraft; man bindet den Verbrecher fest an und sticht ihn mit der Hassagaye todt; da das Geschäft eines Henkers nichts Entehrendes für den hat, der es treibt, so sucht jeder seine Geschicklichkeit dadurch zu zeigen, daß er ihn mit seiner Waffe durchbohrt. Jedoch kann er sich durch eine große Menge Sklaven loskaufen. Der Giftmischer wird entweder durch Gift hingerichtet oder verbrannt; der Dieb wird zum Ersatz des Gestohlnen und zum zwiefachen Werth zu Gunsten der bestohlnen Personen verurtheilt. Wer einen Dieb auf dem Gebiete des Bestohlnen tödtet, wird nicht bestraft; man bezahlt blos an den Dorfhäuptling 4 Piaster; tödtet man ihn aber anderwärts, so wird die Handlung als Meuchelmord betrachtet und als solcher bestraft.

Der Ehebruch wird mit einer beträchtlichen Geldbuße an den Ehemann bestraft.

Jeder Verbrecher muß in einem Cabare gerichtet werden. Ich will nunmehro die Art beschreiben, wie man da verfährt.

Der Cabare.

Der Cabare ist eine allgemeine Versammlung des Bezirks, worin die Häuptlinge und die Greise den Vorsitz führen. Ueber alles wird hier entschieden; über Krieg, Frieden, Gesetze und Vertheidigungen.

Wenn die Versammlung beisammen ist, schlägt der Aelteste mit seiner Hassagaye auf die Erde und schwört dabei, daß der Ausspruch des Cabare, wie er auch ausfallen mög, streng vollzogen werden soll; dann läßt man die Häuptlinge den Dine schwören. Soll über Krieg oder Frieden entschieden werden, so entscheidet die

Einstimmigkeit; betrifft es aber eine Vertheidigung, so suchen beide Parteien die Greise aus, die mit den Gesetzen am besten bekannt sind; jede Partei führt die Vertheidigung ihrer eigenen Sache, bringt ihre Beweise vor und sucht jene zu überzeugen, denn sie statten in der Cabare den Bericht ab. Bei jedem einleuchtenden Beweise, den man anführt, thun die Greise ein kleines Stück Holz in ein Käppchen; bei jedem Beweise aber, den der Gegner anführt, thun sie ein anderes kleines Stück Holz in einen andern Seton, oder in ein anderes Käppchen: haben sie die Vertheidigung beider Parteien gehört, so zählen sie die Anzahl der Beweise dafür und dagegen, nach der Anzahl der kleinen Holzstücke, und bestimmen ihren Ausspruch darnach; sie statten Bericht an die Versammlung ab; dann spricht der Cabare los oder verdammt. Ist die Sache zweifelhaft, und leugnet der eine Theil das, was ihn der andere beschuldigt, so unterwirft man ihn der Tanguinprobe.

Der Dine.

Der Dine ist eine Verwünschungsformel, so wie auch ein Eid, den man einem oder mehrern Häuptlingen auferlegt. Die Eidesformel ist sonderbar, und besteht in Folgendem: „Ich schwöre, daß ich an dem unschuldig bin, wessen man mich beschuldigt; ist das, was ich sage, falsch, so werde dieser oder jener Häuptling von dem Blitze durch die Macht des höchsten Wesens zerschmettert, oder er werde dieses oder jenes Thier." Hat der, der auf diese Art geschworen hat, einen falschen Eid abgelegt, so wird er von dem Häuptling zur Sklaverei verurtheilt, auf den er den Eid abgelegt hat.

Die Tanguinproben.

Die grausamste Sitte der Malegäschen ist die Tanguinprobe. Kommt Jemand wegen eines Mordes oder Diebstahls in Verdacht, so legt man ihm zu seiner Rechtfertigung die Tanguinprobe auf, und oft wird er da durch den Cabare verurtheilt. Ist er so glücklich, die Tanguinprobe auszuhalten, so wird er freigesprochen; unterliegt er aber, so wird sein Vermögen konfiscirt. Diese barbarische Sitte hat viel Aehnliches mit der Wasser-, Feuer- und Waffenprobe.

Der Tanguin ist ein sehr starkes Gift; er hat in Ansehung der Blätter viel Aehnliches mit dem Mangobaume Ostindiens und in Ansehung der Frucht mit dem Machenillen oder Manzenillenbaume Amerika's: diese Frucht ist sehr schön und hat eine Farbe wie unsere Herrenäpfel; es ist nöthig, diejenigen, die etwan so unbesonnen wären, sie essen zu wollen, von ihren schädlichen Eigenschaften zu unterrichten. Diese schädliche Frucht enthält zwei Nüsse von mittler Größe, und diese sind es, deren man sich zur Probe bedient.

Derjenige, der zur Tanguinprobe verurtheilt ist, wird an einen Baum gebunden; der Empananguin oder der Vollzieher der Feierlichkeit nimmt die Nuß, reibt sie auf einem rauhen Steine, und löst einen sehr kleinen Theil davon in Wasser auf. Den Angeklagten fragt er, ob er das ihm angeschuldigte Verbrechen eingestehen, oder seine Unschuld durch die Giftprobe beweisen will? Fürchtet er die Letztere und gesteht sein Vergehen ein, so bindet man ihn los, um den Ausspruch des Cabare zu vollziehen; behauptet er aber fortdauernd seine Unschuld, und will sich der Tanguinprobe unterwerfen, so giebt ihm der Empanguin einen Fingerhut voll Gift zu trinken, for-

dert die höllischen Mächte auf, daß sie die Wahrheit von dem Verbrechen unterscheiden lehren; das Gift hat eine schreckliche Wirkung, die sich schon nach 10 bis 12 Minuten zeigt; die schädlichen Dünste steigen ihm in den Kopf und berauben ihn aller Vernunft, er ist in einem völligen Wahnsinn und klagt sich unwahrscheinlicher Dinge an; alle seine Züge verändern sich, seine Muskeln sind in einer allgemeinen Spannung, und er unterliegt öfterer, als er davon kommt; der Unglückliche giebt seinen Geist unter den schrecklichsten Qualen auf, und eine halbe Stunde nachher geht sein Körper in Fäulniß über. Diejenigen, die glücklich durchkommen, führen ein elendes Leben; von Convulsionen und Schwindel geplagt, bleiben sie meistentheils blödsinnig *).

Die Malegaschen an dem Seestrande fangen diesen Aberglauben abzulegen an; dann stellen sie die Probe an den Hunden oder an den Hühnern an, und oft verurtheilt die Hinterlist die Unschuld. Man hat neuerlich entdeckt, daß, wenn Eine der Parteien den Empaŋanguin gewonnen hat, er die Nuß auf der Seite des Keimes für denjenigen wegdreht, den er verdammen will, weil das Gift auf dieser Seite weit stärker als auf der andern ist.

Gebräuche.

Von Jugend auf ist der Malegasche zum Aberglauben geneigt, der oft in ihm die Keime der schönsten Eigenschaften zerstört. Es ist erstaunlich, wenn man sieht, wie ein halb gebildetes frohsinniges Volk ein Kind

*) Der Tanguinbaum wächst am Ufer des Meeres, hat ein hartes geädertes Holz, das zu Tischlerarbeiten gebraucht werden kann. D. Uebers.

Die Tanguinproben.

Die grausamste Sitte der Malegaschen ist die Tanguinprobe. Kommt Jemand wegen eines Mordes oder Diebstahls in Verdacht, so legt man ihm zu seiner Rechtfertigung die Tanguinprobe auf, und oft wird er da durch den Cabare verurtheilt. Ist er so glücklich, die Tanguinprobe auszuhalten, so wird er freigesprochen; unterliegt er aber, so wird sein Vermögen konfiscirt. Diese barbarische Sitte hat viel Aehnliches mit der Wasser-, Feuer- und Waffenprobe.

Der Tanguin ist ein sehr starkes Gift; er hat in Ansehung der Blätter viel Aehnliches mit dem Mangobaume Ostindiens und in Ansehung der Frucht mit dem Machenillen oder Manzenillenbaume Amerika's: diese Frucht ist sehr schön und hat eine Farbe wie unsere Herrenäpfel; es ist nöthig, diejenigen, die etwan so unbesonnen wären, sie essen zu wollen, von ihren schädlichen Eigenschaften zu unterrichten. Diese schädliche Frucht enthält zwei Nüsse von mittler Größe, und diese sind es, deren man sich zur Probe bedient.

Derjenige, der zur Tanguinprobe verurtheilt ist, wird an einen Baum gebunden; der Empananguin oder der Vollzieher der Feierlichkeit nimmt die Nuß, reibt sie auf einem rauhen Steine, und löst einen sehr kleinen Theil davon in Wasser auf. Den Angeklagten fragt er, ob er das ihm angeschuldigte Verbrechen eingestehen, oder seine Unschuld durch die Giftprobe beweisen will? Fürchtet er die Letztere und gesteht sein Vergehen ein, so bindet man ihn los, um den Ausspruch des Cabare zu vollziehen; behauptet er aber fortdauernd seine Unschuld, und will sich der Tanguinprobe unterwerfen, so giebt ihm der Empananguin einen Fingerhut voll Gift zu trinken, for-

dert die höllischen Mächte auf, daß sie die Wahrheit von dem Verbrechen unterscheiden lehren; das Gift hat eine schreckliche Wirkung, die sich schon nach 10 bis 12 Minuten zeigt; die schädlichen Dünste steigen ihm in den Kopf und berauben ihn aller Vernunft, er ist in einem völligen Wahnsinn und klagt sich unwahrscheinlicher Dinge an; alle seine Züge verändern sich, seine Muskeln sind in einer allgemeinen Spannung, und er unterliegt öfterer, als er davon kommt; der Unglückliche giebt seinen Geist unter den schrecklichsten Qualen auf, und eine halbe Stunde nachher geht sein Körper in Fäulniß über. Diejenigen, die glücklich durchkommen, führen ein elendes Leben; von Convulsionen und Schwindel geplagt, bleiben sie meistentheils blödsinnig *).

Die Malegaschen an dem Seestrande fangen diesen Aberglauben abzulegen an; dann stellen sie die Probe an den Hunden oder an den Hühnern an, und oft verurtheilt die Hinterlist die Unschuld. Man hat neuerlich entdeckt, daß, wenn Eine der Parteien den Empanguin gewonnen hat, er die Nuß auf der Seite des Keimes für denjenigen wegdreht, den er verdammen will, weil das Gift auf dieser Seite weit stärker als auf der andern ist.

Gebräuche.

Von Jugend auf ist der Malegasche zum Aberglauben geneigt, der oft in ihm die Keime der schönsten Eigenschaften zerstört. Es ist erstaunlich, wenn man sieht, wie ein halb gebildetes frohsinniges Volk ein Kind

*) Der Tanguinbaum wächst am Ufer des Meeres, hat e[in] hartes geädertes Holz, das zu Tischlerarbeiten gebraucht werden kann. D. Uebers.

zum Tode verurtheilt, weil es an unglücklichen Tagen zur Welt gekommen ist. Man setzt die Kinder in die Wälder aus, wo sie vor Hunger und Kälte umkommen.

Auf der ganzen Insel ist die Beschneidung eingeführt. Die Geschichtschreiber geben gewöhnlich die Zeit der Einfälle der Araber in diese Insel als die Entstehung dieses Gebrauchs an; die Araber haben zwar viele Gebräuche eingeführt, allein die Malegaschen sind keine Mahomedaner, wie schlecht unterrichtete Schriftsteller behaupten.

Die Ceremonie der Beschneidung unterscheidet sich von der mahomedanischen. An dem zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tage läßt man im Dorfe alle Arbeiten ruhen; alle diejenigen, die Kinder zu beschneiden haben, schaffen eben so viele Ochsen als Kinder, nebst einer großen Menge starker Getränke herbei; man schlachtet die Ochsen und steckt ihre Hörner auf Pfähle, in die man Einschnitte gemacht hat. Feste, Tänze, Scheingefechte mit der Hassagaye sind die Vorläufer der Feierlichkeit; der Empananguin, mit dem furchtbaren Messer bewaffnet, verlangt seine Schlachtopfer; dann hören die Spiele auf, die Väter halten ihre Kinder hin, und während man diesen Unschuldigen etwas vormacht, schneidet der Empananguin das weg, was allzulang wächst und legt die Vorhäute auf ein langes Bret; er nimmt dann zusammenziehende Pulver, um dem Blute der Wunde Einhalt zu thun: man ladet die Flinten und anstatt der Kugeln thut man in jede eine Vorhaut und macht eine allgemeine Salve. In alten Zeiten war es Sitte, daß sie der Empananguin fraß, er fürchtet aber jetzt Unverdaulichkeit. Die Feste und Tänze nehmen nunmehro wieder ihren Anfang, und man hört nur erst dann auf, wenn man keine starken Getränke mehr hat.

Einer der schönsten Gebräuche der Malegaschen

ist der Bluteid oder die feierliche Verbindung, die zwei Personen mit einander schließen, und wodurch man sich verbindlich macht, demjenigen alle möglichen Dienste zu leisten, der sich in Noth befindet. Durch diesen Eid erlangt man alle Rechte der Blutsverwandtschaft und die Feinde des Einen sind nothwendig die Feinde des Andern. Sind zwei Personen mit einander übereingekommen, diese Verbindung zu schließen, so versammeln sie die Vornehmsten des Dorfs, worin die Feierlichkeit vorgeht; in die Herzgrube macht man sich einen leichten Einschnitt; man taucht zwei Stücke Ingwer in das Blut der beiden Personen, und jede ißt ein Stück, das mit dem Blute der Person beschmiert ist, mit der man sich verbindet; wer mit der Verrichtung der Ceremonie beauftragt ist, der mischt in ein Gefäß süßes Wasser, Salzwasser, Reis, Silber, Pulver u. s. w. unter einander: das nennt man die Eideszeugen; in diese Mischung taucht er zwei Hassagayen und indem er auf sie mit dem Werkzeuge schlägt, womit er sich verwundet hat, stößt er fürchterliche Verwünschungen aus; die Verwünschungsformel lautet gewöhnlich folgendermaßen: „grosser Gott, Herr der Menschen und der Erde! wir rufen dich zum Zeugen des Eides an, den wir mit einander schwören; wer ihn zuerst bricht, der werde vom Blitz erschlagen, und die Mutter, die ihn geboren, werde eine Beute der Hunde.“ Den bösen Genius, von dem sie glauben, er sey stets bereit, sich ihren guten Absichten zu widersetzen, treiben sie zurück und werfen ihre Hassagayen nach den vier Hauptgegenden der Erde. Man schwört bei der Erde, bei der Sonne und bei dem Monde, daß man alles genau erfüllen will, und trinkt etwas Weniges von einem oben erwähnten Getränk und fleht zu allen Mächten, es für den in Gift zu verwandeln, der nicht aufrichtig schwört.

Ihre Bauart.

Ihre Bauart erstreckt sich noch nicht sehr weit; sie ist jedoch für ihre Bedürfnisse hinreichend. Ihre Häuser sind noch sehr einfach, wenn man mit Baumblättern bedeckten Hütten diesen Namen geben kann. Ihre gewöhnlichen Piroguen sind Baumstämme, die ausgehöhlt und durch Feuer auseinander getrieben sind, um ihnen einen größern Umfang zu geben.

Die Kriegspiroguen unterscheiden sich sehr von jenen Ersten; wenn man eine gewisse Anzahl Stämme gefällt hat, bearbeitet man sie mit Aexten und macht Breter daraus, weil man den Gebrauch der Säge noch nicht kennt, welche ihnen ihre Arbeit sehr verkürzen würde; man macht die Breter zusammen, krümmt sie und bindet sie in einigen Entfernungen mit Stricken zusammen; man thut Theile hinzu, um sie zu befestigen, steckt in ihre Fugen Blätter von der Ravinale *), um die Stelle des Kiels zu vertreten. Diese Piroguen haben Segel und Ruder, und mit ihnen fährt man auf den Wallfischfang. Bei diesem bemerkt man die Unerschrockenheit des Malegaschen; es schiffen sich acht Ruderer ein; derjenige, den man für den besten Fischer hält, nimmt die Harpune. Da sich aber der Aberglaube in alle ihre Geschäfte mischt, so bringen sie Opfer, um die Gefahr zu entfernen; hierauf verfolgen sie den Wallfisch, der Fischermeister hält die Harpune in der Hand, an der ein Seil 20 Klaftern lang befestiget ist; kommt man dem Wallfische nahe, so wirft man ihm die Harpune in das

*) Diesen Baum nennt man auch Ravier, dessen Blätter eine halbe Elle lang und breit, wie die von der Aloe, aber nicht so dick sind. Man nennt die Blätter Fandre.
D. Uebers.

Genick, und verfehlt es selten; fühlt der Wallfisch, daß er verwundet ist, so eilt er mit erstaunlicher Schnelligkeit fort; bisweilen müssen sie ihm 5 bis 6 Stunden weit nachrudern; wenn sie aber allzuweit mit fortgezogen werden, so schneiden sie ihren Strick entzwei; können sie aber dem Wallfisch durch wiederholte Würfe mit der Hassagaye die Kräfte entziehen, so erlangen sie leicht ihren Zweck und kehren triumphirend in ihr Dorf zurück; denn der Wallfisch ist für sie ein sehr köstliches Gericht.

Die Bauart ihrer Häuser ist sehr einfach; sie schlagen Pfähle in die Erde und umgeben das Innere der Seiten mit Ravinale; dies bildet eine Art von Verschlag. Ihre Dächer bestehen aus den Blättern des nämlichen Baumes: dieser ist für sie von großem Nutzen; seine Blätter vertreten bei ihnen die Stelle des Geschirres.

Der Kunstfleiß der Malegaschen zeigt sich auch in der Einrichtung ihrer Schmieden; da sie nichts von dem Gebrauch des Blasebalgs wissen, so höhlen sie Baumstämme cylinderförmig aus, und machen an den untern Theil Flintenläufe; in diese Cylinder thun sie Stücke Holz, die mit Leder überzogen sind, und lassen sie wechselsweise gehen; dies vertritt bei ihnen die Stelle unsrer Blasebälge mit zwei Gebläsen.

Natürliche Merkwürdigkeiten.

Die Insel Madagascar ist von einem so großen Umfange, daß die Kenntniß ihrer Produkte für einen einzigen Menschen schwer, wenn nicht ganz unmöglich ist. Sie hat in ihrem Umfange eine so große Mannichfaltigkeit von Produkten, sowohl im Pflanzen- als im Mineralreiche, daß man viel Zeit nöthig hätte, wenn man alle diese verschiedenen Theile kennen lernen wollte. Ich will daher nur Einiges anführen.

In der Provinz der Betanimener findet man am Fuße der Berge, die sich oben am Flusse Andevurante zu erheben beginnen, ein Dorf, Namens Ranu-Mafane, das in ihrer Sprache so viel als Dorf des warmen Wassers bedeutet. Seinen Namen hat es von einer Quelle, die mitten aus einem Moraste hervorkommt, und deren Wärmegrad so stark ist, wie der des kochenden Wassers. Die Thiere, die so unglücklich sind, durch den Morast zu laufen, sterben auf der Stelle; die Quelle fließt in einen kleinen Fluß, der den nämlichen Namen führt; man bemerkt in dieser Gegend keine Spur von Vulkanen, aus der man schließen könnte, daß sie diesen Grad von Wärme durch aufgelösten Schwefelkies erhielte. Man hat dies Wasser noch nicht chemisch untersucht, was es jedoch verdient.

Da die Krankheiten auf Madagascar immer mit Verstopfungen begleitet sind, so würden die Europäer große Vortheile davon haben, wenn man durch die chemische Untersuchung bewiese, daß dies Wasser für diese Krankheiten gut wäre.

Die Crystallblöcke, die man in Menge auf dieser Insel antrifft, sind von der größten Schönheit; einige haben bis 20 Fuß im Umfange: die schönsten sind die, welche ich auf den Bergen von Befoure gesehen habe; der Eine ist ganz damit übersäet, und wenn die Sonne ihr Strahlen darauf wirft, so giebt er einen herrlichen Glanz. Die große Menge Sand auf Madagascar sind blos die Ueberbleibsel von diesen Crystallen, und da er sehr weiß ist, so könnte man ganz vortreffliches Glas daraus machen.

Die Berge des Sees Nossive enthalten viele Mineralien, z. B. Zinn, Blei und Eisen: ein einsichtsvoller Mineralog könnte da die kostbarsten Minern entdekken. Ich habe Granaten und sehr schöne schwarze Aga-

n gesehen. Neuerlich hat man an der Seeküste einen grauen Ambrablock gefunden, der 25 Pfund wog.

Eine große Menge von Katzengoldstücken, welche die Flüsse bei sich führen, hat viele Reisenden auf die Gedanken gebracht, es gäbe Goldstaub darin; ich habe aber nie dergleichen gesehen. Dasjenige, das man sonst im Fort Dauphin verarbeitete, ist von den Arabern auf die Insel gebracht worden.

Die Thiere brauche ich nicht zu erwähnen, weil sie bekannt sind. So viel aber kann ich versichern, daß sich die ächte Meerkatze nicht da befindet, ob es schon viele Reisende behauptet haben.

Die Pflanzen sind noch nicht sehr bekannt; man hat blos die Gewächse am Seestrande, aber nicht jene im Innern der Insel untersucht *).

Betrachtungen über die Niederlassung, die Palissade, einen französischen Posten.

Da zu vermuthen ist, daß sich die französische Regierung mit der Palissade auf Madagascar beschäftigen wird, so will ich hier über den Ort einige Erörterungen mittheilen, den sie zu dieser Anstalt wählen kann. Für unsere Colonien auf den Inseln Frankreich und Bonaparte ist es von einem zu großen Vortheile, als daß man sich nicht damit beschäftigen sollte. Die Seltenheit des Viehes und des Getreides auf diesen beiden Inseln macht eine solche Niederlassung immer mehr und mehr nothwendiger.

*) Der Baum des Reisenden (arbre du Voyageur), den Herr Sonnini oben nicht bestimmen konnte, ist der oben angeführte Ravinale, wie Herr Fressange bemerkt. D. Uebers.

Wir wollen nunmehro sehen, ob sich die Lage von Foulpointe am besten zu einer Niederlassung schickt. Seit langer Zeit genießt Foulpointe den Vortheil, daß es die Palissade hat; Tamatave schickt sich aber in jeder Hinsicht besser: vielleicht macht man mir den Einwurf, der Einschiffsort sey zu Foulpointe bequemer; ich will das nicht leugnen, aber Tamatave vereiniget viele Vortheile, die vor einem Einzigen den Vorzug verdienen.

Tamatave, das mit wenigen Kosten gegen jeden Angriff, sowahl gegen die Einwohner der Insel als gegen die Engländer gesichert werden kann, gewährt unsern Fahrzeugen, die der Feind verfolgt, einen sichern Zufluchtsort; die Rhede ist eben so gut als zu Foulpointe, man kann da durch zwei Canäle einlaufen und eben so wieder mit allen Winden unter Segel gehen.

Die Palissade würde weit mehr Sicherheit gegen die Insulaner gewähren, als die alte Befestigung zu Foulpointe, und man braucht nicht zu fürchten, da verbrannt zu werden, wie dies zu Foulpointe der Fall gewesen ist. An dem letztern Orte ist das Bauholz selten und kann nur mit großen Kosten herbei geschafft werden, zu Tamatave hingegen hat man es gleich bei der Hand; übrigens ist auch Tamatave der am wenigsten ungesunde Ort im ganzen nördlichen Theile. Der Reis- und Viehhandel würde da weit blühender seyn, als zu Foulpointe, weil die Betanimener leicht ihre Waaren auf den Seen und Flüssen herbei schaffen könnten. Man könnte daher auch die Waaren daselbst vortheilhaft absetzen.

Sechstes Kapitel.

Meine mißliche Lage — die Engländer verweigern die Uebergabe von Pondichery an den General Decaën — seine unerwartete Ankunft auf der Insel Frankreich mit der Abtheilung des Contreadmirals Linois — Eine Corvette überbringt die Nachricht von dem neuen Kriege — Decaën wird zum Generalcapitain unserer Niederlassungen östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung ernannt und als solcher anerkannt — Neue Regierung der Colonie.

Wenn man mit Menschen in vertrautem Umgange lebt, so lernt man sie genau kennen; in ihrem Privatleben kann man sie am besten beurtheilen und würdigen, und so sehr sie sich auch verstellen mögen, so erräth man ihre Gesinnung endlich doch. Bei meinem drittehalbmonatlichen Aufenthalte zu Nantes und bei der Ueberfahrt lernte ich leicht an dem Manne, unter dessen Aufsicht und auf dessen Rath ich reiste, seine unsittlichen Grundsätze und seinen angebornen Charakter von Falschheit und Ränkesucht kennen. Kaum war ich auf der Insel Frankreich ans Land gestiegen, so wurde mir dies alles von den achtenswerthensten Einwohnern bestätigt: von dem Augenblicke an brach ich gänzlich mit ihm.

Die Wechselbriefe, die mir ein Freund zu Paris mitgegeben hatte, um mir einigen Vortheil zu verschaffen, wenn ich sie in Waaren umsetzte, lauteten auf Personen, die nicht mehr zahlen konnten; daher mangelte es mir auf einmal an Allem; ich war 4000 Stunden von Europa entfernt, ohne Freunde, ohne Bekannte

und ohne die geringste Hülfsquelle, und war für die Reisekosten und für die Ueberfahrt meiner Sachen 1800 Franken schuldig.

Wir wußten, daß eine französische Abtheilung, die Truppen am Bord hatte, aus Europa abgesegelt war, um sich gerade nach Pondichery zu begeben und dasselbe nebst unsern übrigen Comtoirs zu Folge des Friedensvertrags zu Amiens wieder in Besitz zu nehmen, und daß man eine andere Abtheilung erwartete, die den Divisionsgeneral Montchoisi herüberbringen sollte, der zum Generalcapitain der Inseln Frankreich und Bonaparte bestimmt war. Ich hatte folglich Hoffnung, unter der neuen Regierung der Colonie eine Anstellung in meiner Waffe zu erhalten, allein Herr Magallon von Lamorliere, der damals Gouverneur war, und dem ich meine Dienste angetragen hatte, konnte es wegen der Veränderungen, die statt finden sollten, und deren Ausgang er nicht wußte, nicht auf sich nehmen, mir eine Stelle zu geben. Der Iman von Mascate *) hatte gerade damals einen ehemaligen General des Tippo Saib, der in seinen Diensten stand, als Gesandten abgeschickt, mit dem Ersuchen, man möchte in unsern indischen Comtoirs seine Flagge respecktiren und zugleich ihm einige französische Officiere senden, um seine Truppen zu unterrichten. Da ich sah, daß meine Lage von Tage zu Tage schlimmer wurde, und daß die Abtheilung nicht anlangte; so

*) Ist eine Handelsstadt vor dem Eingange in den persischen Meerbusen im glücklichen Arabien mit einem vortrefflichen Hafen; sie treibt einen beträchtlichen Handel und ist die Niederlage fast aller Waaren, die aus und nach dem persischen Meerbusen kommen. Ihre Kaufleute sind Araber, Hindus und Juden. D. Uebers.

entschloß ich mich, mich um die Dienste dieses arabischen Fürsten zu bewerben. Der General Magallon, dem ich meinen Entschluß mittheilte, gab mir zu verstehen, er könne auf keine Art dazu behülflich seyn, weil der Iman von Mascate, der ein Freund der Maratten sey, von einem Augenblicke zum Andern mit einigen indischen Fürsten in Krieg verwickelt werden könnte, die Bundesgenossen der Engländer wären, mit denen wir so eben erst Frieden geschlossen hätten.

Da ich ohne Hoffnung und ohne alle Hülfsquellen war und nicht wußte, was ich anfangen sollte, so nahm ich die erledigte Professur an einer neuen Schule an, die angelegt und unverzüglich eröffnet werden sollte; ich zog in die Wohnung ein, die mir dazu bestimmt war; allein die öffentliche Erziehungscommission verbot den andern Tag die Eröffnung dieser Schule. Unterdessen bot mir ein Kaufmann die Stelle eines ersten Buchhalters in seinem Hause mit der Hoffnung an, in Zukunft an seinen Geschäften Antheil zu nehmen. Voller Freude nehme ich sein Anerbieten an, und miethe mich in der Nähe seiner Wohnung ein; allein mich verfolgte ein beispielloses Unglück. Den Tag, wo ich meine Stelle bei diesem Kaufmann antreten sollte, kommt sein Compagnon, der seit mehrern Tagen abwesend war, und den er nicht darüber zu Rathe gezogen hatte, zurück, und widersetzt sich aus ökonomischen Gründen durchaus meiner Anstellung. Da ich auf Port Napoleon alles zugesetzt hatte, so bemühte ich mich, aber vergeblich, um eine Verwalterstelle auf irgend einem Gute. Endlich mußte ich, und zwar noch nach vielen Bemühungen, der Lehrer oder vielmehr der Schulmeister der Kinder eines Einwohners (Herrn Loumeau) am Ufer des Flusses l'Arsenal, im Bezirk von Pamplemouse, werden, und die Ankunft des neuen Gouverneurs und

und ohne die geringste Hülfsquelle, und war für die Reisekosten und für die Ueberfahrt meiner Sachen 1800 Franken schuldig.

Wir wußten, daß eine französische Abtheilung, die Truppen am Bord hatte, aus Europa abgesegelt war, um sich gerade nach Pondichery zu begeben und dasselbe nebst unsern übrigen Comtoirs zu Folge des Friedensvertrags zu Amiens wieder in Besitz zu nehmen, und daß man eine andere Abtheilung erwartete, die den Divisionsgeneral Montchoisi herüberbringen sollte, der zum Generalcapitain der Inseln Frankreich und Bonaparte bestimmt war. Ich hatte folglich Hoffnung, unter der neuen Regierung der Colonie eine Anstellung in meiner Waffe zu erhalten, allein Herr Magallon von Lamorliere, der damals Gouverneur war, und dem ich meine Dienste angetragen hatte, konnte es wegen der Veränderungen, die statt finden sollten, und deren Ausgang er nicht wußte, nicht auf sich nehmen, mir eine Stelle zu geben. Der Iman von Mascate *) hatte gerade damals einen ehemaligen General des Tippo Saib, der in seinen Diensten stand, als Gesandten abgeschickt, mit dem Ersuchen, man möchte in unsern indischen Comtoirs seine Flagge respektiren und zugleich ihm einige französische Officiere senden, um seine Truppen zu unterrichten. Da ich sah, daß meine Lage von Tage zu Tage schlimmer wurde, und daß die Abtheilung nicht anlangte; so

*) Ist eine Handelsstadt vor dem Eingange in den persischen Meerbusen im glücklichen Arabien mit einem vortrefflichen Hafen; sie treibt einen beträchtlichen Handel und ist die Niederlage fast aller Waaren, die aus und nach dem persischen Meerbusen kommen. Ihre Kaufleute sind Araber, Hindus und Juden. D. Uebers.

entschloß ich mich, mich um die Dienste dieses arabischen Fürsten zu bewerben. Der General Magallon, dem ich meinen Entschluß mittheilte, gab mir zu verstehen, er könne auf keine Art dazu behülflich seyn, weil der Iman von Mascate, der ein Freund der Maratten sey, von einem Augenblicke zum Andern mit einigen indischen Fürsten in Krieg verwickelt werden könnte, die Bundesgenossen der Engländer wären, mit denen wir so eben erst Frieden geschlossen hätten.

Da ich ohne Hoffnung und ohne alle Hülfsquellen war und nicht wußte, was ich anfangen sollte, so nahm ich die erledigte Professur an einer neuen Schule an, die angelegt und unverzüglich eröffnet werden sollte; ich zog in die Wohnung ein, die mir dazu bestimmt war; allein die öffentliche Erziehungscommission verbot den andern Tag die Eröffnung dieser Schule. Unterdessen bot mir ein Kaufmann die Stelle eines ersten Buchhalters in seinem Hause mit der Hoffnung an, in Zukunft an seinen Geschäften Antheil zu nehmen. Voller Freude nehme ich sein Anerbieten an, und miethe mich in der Nähe seiner Wohnung ein; allein mich verfolgte ein beispielloses Unglück. Den Tag, wo ich meine Stelle bei diesem Kaufmann antreten sollte, kommt sein Compagnon, der seit mehrern Tagen abwesend war, und den er nicht darüber zu Rathe gezogen hatte, zurück, und widersetzt sich aus ökonomischen Gründen durchaus meiner Anstellung. Da ich auf Port Napoleon alles zugesetzt hatte, so bemühte ich mich, aber vergeblich, um eine Verwalterstelle auf irgend einem Gute. Endlich mußte ich, und zwar noch nach vielen Bemühungen, der Lehrer oder vielmehr der Schulmeister der Kinder eines Einwohners (Herrn Loumeau) am Ufer des Flusses l'Arsenal, im Bezirk von Pamplemouse, werden, und die Ankunft des neuen Gouverneurs und

die neue Organisation der Colonie abwarten. Im Schooße dieser liebenswürdigen und verehrungswerthen Familie habe ich bis zu meiner Anstellung einige Monate verlebt. Unterdessen lief eine holländische Abtheilung, die aus acht Schiffen bestand, von Batavia kam, nach Europa bestimmt war, und Willens war, am Vorgebirge der guten Hoffnung anzulegen, zu Port Napoleon ein, wo sie mit Vergnügen hörte, daß die Engländer diese Niederlassung seit dem 6ten März geräumt hätten.

Den 8ten August 1803 lief um 11 Uhr Vormittags die Staatsfregatte, der Geograph, Capitain Baudin, der von der Reise zurück kam, die er auf Befehl der Regierung um die Welt gemacht hatte, in den Hafen, von Timor kommend, ein. Er hatte eine schöne Sammlung naturhistorischer Gegenstände für das Cabinet der Naturgeschichte und den Pflanzengarten zu Paris. Wenige Tage darauf verfiel er in eine Krankheit, an der er starb, und sein zweiter Befehlshaber, Herr Melius, übernahm den Befehl über die Fregatte.

Den 17ten August um 8 Uhr Morgens gieng die französische Fregatte, die Belle Poule, Capitain Brouillac, die zur indischen Abtheilung gehörte, zu Port Napoleon vor Anker. Dies Fahrzeug kam von Pondichery zurück, wo es, bei seiner Rückkehr von Madras, die Abtheilung nicht mehr getroffen hatte, wohin es von dem General Decaën geschickt worden war, um der englischen Regierung Briefe, in Bezug auf die Uebergabe unserer Comtoirs in Indien, zu Folge des Friedensvertrags zu Amiens zu überbringen, weil die Regierung zu Pondichery sich geweigert hatte, diesen Platz zu übergeben. Da der Capitain Brouillac aus dem Verschwinden der französischen

Abtheilung von der Rhede von Pondichery auf den Wiederausbruch des Krieges schloß, und da er in seinem Rücken mehrere Kriegsschiffe erblickt hatte, die er nicht erkennen konnte, und die auf ihn Jagd zu machen schienen, so machte er bei seiner Ankunft den Gouverneur auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auf seiner Hut zu seyn. Man besetzte sogleich alle Posten doppelt. In die Werke auf der Böttcherinsel rückten Truppen ein, die Kanonen wurden geladen und die Lunten angezündet. Unterdessen signalisirte man 5 Schiffe, die für Staatsschiffe erkannt wurden. Einige hielten sie für die Division, die aus Frankreich, wegen der Organisirung der Colonie, anlange; Andere glaubten, es könne die Abtheilung aus Indien seyn, da sie von Pondichery abgesegelt sey; um 10 Uhr endlich sah man, daß diese Letztern Recht hatten.

Um 2 Uhr Nachmittags liefen das Linienschiff, der Marengo von 80 Kanonen, Capitain Larue, die beiden Fregatten, die Semillante, Capitain Motard, die Attalante, Capitain Gaudin-Beauchene, und die Corvette, der Belier, Capitain Hulot, in den Hafen ein, und giengen darin vor Anker. Diese Abtheilung wurde von dem Contreadmiral Linois befehligt, der den Generalcapitain, Herrn Decaën, seinen Generalstab und den Coloniepräfekten, Herrn Leger, an Bord hatte. Ihre unerwartete und schnelle Zurückkunft weissagte uns nichts Gutes; auch dauerte es nicht lange, so erfuhren wir die wahre Ursache davon. Der Coloniepräfekt, Herr Leger, war auf der Belle Poule 25 Tage vor der Abtheilung zu Pondichery eingetroffen, und mit seiner Gattin ans Land gestiegen. Als Herr Decaën bei seiner Ankunft erfuhr, daß die Engländer dieses Comtoir nicht überliefern wollten, schickte er sogleich die nämliche Belle Poule mit einem

Officier von dem Generalstabe an den englischen Commodore, der sich zu Madras aufhält, um ihm den Friedensvertrag zu melden, ihn um die Vollziehung desselben zu ersuchen und ihm die Befehle mitzutheilen, die er von dem ersten Consul erhalten hatte, das Kommando in unsern indischen Comtoirs zu übernehmen. Kaum war diese Fregatte abgesegelt, so traf aus Europa die Corvette, der Belier, ein, und brachte dem General Decaën den Befehl, sogleich bei Empfang seines Briefs unter Segel zu gehen, wie auch seine Lage beschaffen seyn möchte, und sich nach der Insel Frankreich zu begeben. Um nichts bekannt werden zu lassen, schickte Herr Decaën nach diesen Befehlen eine Einladung an Herrn Leger, daß er bei ihm des Abends am Bord speisen möchte. Nach der Ankunft dieses Präfekten theilte er ihm die so eben erhaltenen Befehle mit, ließ die Ankerseile abhauen, sich segelfertig machen und aufbrechen. Vergeblich stellte ihm Herr Leger vor, daß sich seine Gattin und Kinder am Lande befänden; allein die Umstände schienen zu dringend zu seyn, als daß man auf seine Vorstellungen Rücksicht nehmen konnte.

Der Officier vom Generalstabe, der auf der Belle Poule nach Madras gesegelt war, erhielt bei dem englischen General eine ziemlich schlechte Aufnahme. Bei ihrer Rückkehr fand diese Fregatte auf der Rhede von Pondichery 11 Kriegsschiffe, worunter fünf von 74 Kanonen waren. Da sie sich sogleich fortmachte, nachdem sie dieselben untersucht hatte, und einen Augenblick gejagt worden war, so glaubte sie beim Anblick der Abtheilung des Admirals Linois, den sie antraf, und weit hinter sich ließ, ohne die Signale erkannt zu haben, die man ihr machte, so glaubte sie, sage ich, es wäre eine feindliche Abtheilung, die sie verfolge: dieser Umstand gab die Veranlassung zu den Vertheidi-

gungsanstalten gleich nach ihrem Einlaufen in den Hafen Napoleon.

Zwei Transportfahrzeuge, jedes mit 500 Mann Truppen, die noch zurück waren, erregten Besorgniß. Noch an demselben Tage Abends traf die Brik Alfred von Pondichery ein, und brachte dem Gouverneur die Nachricht, die Engländer hätten Eines von jenen Fahrzeugen angehalten, die nur wenige Stunden nach dem Absegeln der französischen Escadre da angelangt wären.

Der Chef des Generalstabes, General Bineau, der auf der Belle Poule mit einigen Officieren angelangt war, und 200 Mann, waren am Lande geblieben. Vor der Abfahrt der Division erhielt er vom General Decaën die nöthigen Verhaltungsbefehle, um unsere Comtoirs in Besitz zu nehmen, im Falle sich die Engländer noch entschließen sollten, sie zu übergeben.

Die unsichern Nachrichten aus Europa und die Ankunft der Corvette Belier erregten bei den Engländern einigen Verdacht; auch hatte die Abtheilung des Contreadmiral Linois noch nicht zwei französische Meilen zurück gelegt, als sie schon auf zwei Fregatten stieß, die sie beobachteten. Nachdem Eine davon sie ausgespähet, warf sie als Signal eine Granate, die mit zwei Kanonenschüssen von der Escadre vor Goudalour *) (Kuddalore) beantwortet wurde.

Acht hundert Mann von den Truppen, die der General Decaën bei sich hatte, stiegen ans Land und wurden noch am Abend ihrer Ankunft in Port Napoleon einquartirt. Den andern Tag traf ein englisches Schiff aus Bengalen ein; man legte ein Embargo

*) Ist eine Fabrik= und Manufakturstadt an der See mit einem Hafen. D. Uebers.

auf dasselbe, es wurde aber fünf Tage nachher bei der Rückkunft der Cote d'Or wieder freigegeben: die Letztere war zu Pondichery angehalten, aber wieder los gelassen worden, weil der Gouverneur zu Madras diese Verletzung des Völkerrechts gemißbilligt hatte.

Den 24sten August traf das zweite Transportfahrzeug, der Malabar, der mit Takelwerk, Geld und Lebensmitteln beladen, und über dessen Schicksal man sehr beunruhigt gewesen war, nach einer fünftehalbmonatlichen Fahrt aus Europa ein. Unterdessen litten die Engländer, die auf der Insel Ceylon mit dem Könige von Candy im Kriege waren, einen beträchtlichen Verlust; 1000 bis 1200 Mann von den daselbst stehenden Truppen wurden ermordet. Unter ihrer Armee befand sich ein Corps malayischer Truppen, die zu den Eingalesen, d. i. den Landeseingebornen, übergiengen. Der Abfall der Malayen belebte den Muth dieser Indier von neuem; unter Begünstigung der Nacht überfielen sie einen englischen Posten, der die Waffen niederlegen mußte, und den sie grausamerweise, trotz der abgeschlossenen Capitulation, ermordeten. Dieser Vorfall ereignete sich zu Ende des Juni *).

*) Das Königreich oder Kaiserthum Candy liegt im Innern der Insel Ceylon und ist von allen Seiten mit hohen Bergen umringt; den ganzen Strand der Insel aber haben jetzt die Engländer im Besitz. Im Jahr 1803 waren diese anfänglich so glücklich, daß es schien, als würden sie die ganze Insel Ceylon in Besitz bekommen. Sie hatten die Hauptstadt Candy erobert, allein im Anfange des folgenden Jahres wurde ihre Armee unter dem Oberbefehl des Generalmajors Davy von den Candyern und ihrem Kaiser, dem sie die Hauptstadt Candy durch Capitulation zurück geben mußten, durch die Hinterlist des candyschen

Auf der Insel Frankreich erhielt man um diese Zeit einen höchst überzeugenden und für die Menschheit tröstlichen Beweis von der vortrefflichen Wirksamkeit der Schutzpocken. Die französische Brick, die jeune Caroline, Capitain Baron, kam vom Sklavenhandel zurück, und da sie eine große Menge Neger führte, welche die Blattern hatten, so entschied der Gesundheitsrath, daß, ehe sie Quarantaine hielte, man sechs Kinder, denen man die Schutzpocken eingeimpft hatte, mit ihrer Mutter auf das Schiff thun sollte; man wählte sie unter den Staatssklaven aus, von denen man den Impfstoff für die Schwarzen nahm, die die herrschende Epidemie noch nicht befallen hatte. Diese Brick, die nach der kleinen verlassenen Insel im indischen Archipelagus, Coëtivi, in Quarantaine geschickt worden war, kam den 30sten nach einer Abwesenheit von 3 Monaten und 14 Tagen von daher zurück; während der Zeit lagen die Kinder, denen man die Schutzpocken eingeimpft hatte, mit den angesteckten Kindern unter einer Decke, trugen die nämlichen Hemden, tranken aus denselben Geschirren, und wurden sogar von dem Schiffchirurgus nochmals inoculirt, ohne die geringste Unannehmlichkeit zu spüren.

Einige Zeit zuvor hatte man unmittelbare Nachrichten, so hieß es, von dem Herrn de la Perouse erhalten, die sich unglücklicherweise nicht bestätiget haben.

Großveziers durch ein schreckliches Blutbad theils vernichtet, theils gefangen genommen. In der Folge aber machten sie wieder Fortschritte im Königreiche Candy, dessen Regierung ganz despotisch ist — Cingalesen heißen die Eingebornen, welche unter der Herrschaft der Europäer leben; Candyer sind die Bewohner des Königreichs Candy. D. Ueb.

Indessen will ich sie hier doch so mittheilen, wie sie den 21sten Juli 1803 bekannt gemacht worden sind. Nachrichten vom Herrn de la Perouse, den 16ten Juli 1803. „Die letzten Nachrichten von Batavia enthalten einige unbekannte Umstände über den unglücklichen Ausgang der Expedition des Herrn de la Perouse.

„Ein portugiesischer Capitain, der von Macao kam, hat die Nachricht mitgebracht, daß, als er auf der Ostseite der philippinischen Inseln an einem unfruchtbaren Felsen, gegen Südosten von der Insel Timor,, hingefahren, er am Strande einen Menschen gewahr worden sey, der nach den Zeichen, die er machte, zu urtheilen, um Hülfe flehte, daß er sogleich seinen Nachen nach dem Lande abgeschickt, und daß er einen Franzosen, Namens Dagelet, Astronomen bei der Expedition des Herrn de la Perouse, zurückgebracht, und daß dieser Herr Dagelet folgende Nachrichten mitgetheilt habe:

„Herr de la Perouse reiste den ..... von Botanybay mit den beiden Schiffen unter seinen Befehlen ab, fuhr im Südwesten von Neuholland, an einer Felsenkette hin, deren Lage Herr Dagelet nicht bestimmt hat. Das Fahrzeug, der Astrolabe, gerieth in der Nacht auf einen Felsen und gieng verloren; die Mannschaft wurde zum Theil gerettet; kurz darauf aber, da sie Wasser und Lebensmittel nöthig hatte, und diese Felsenkette zu durchsegeln fortfuhr, entdeckte Herr de la Perouse eine Insel, die nach dem Bericht südlich von Neuholland lag. Diese Insel kann 12 bis 15 Meilen im Umfange haben. Nachdem er um sie herum gefahren war, lief er mit dem einzigen noch übrigen Fahrzeuge in eine tiefe und sichre Bucht ein, wo er Anker warf. Er erhielt da eine gute Aufnahme; die

Einwohner waren gastfrei; er bekam jede Art von Lebensmitteln und erhielt die Erlaubniß, im Lande Zelte aufzuschlagen, um seine Kranken dahin zu bringen. Bis jetzt hatte nichts das gute Einverständniß zwischen seinen Leuten und den Landeseingebornen gestört, aber durch eine Unvorsichtigkeit des Calefaktors gerieth das Schiff in Brand. Alle Mühe des Herrn de la Perouse gieng nunmehro dahin, so viel als möglich an Segeln, Tauwerk, Geräthschaften, Waffen und Munition zu retten. Er wollte ein Fahrzeug bauen, um von seinem Unglücke irgend eine Nachricht nach einer europäischen Colonie zu melden; allein die Eingebornen, die ihn hatten sein Lager aufschlagen und alle Sicherheitsanstalten treffen lassen, widersetzten sich beständig dieser Absicht. Es blieb ihm also keine andere Hoffnung übrig, als die, daß die Ungewißheit über sein Schicksal die französische Regierung veranlassen würde, ihn aufzusuchen.

„Jahre verflossen, kein Fahrzeug ließ sich sehen, und nachdem er 12 Jahre in dieser grausamen Erwartung verlebt hatte, machte er von neuem den Plan, ein Fahrzeug zu bauen.

„Er hatte Befehl gegeben, im Walde das nöthige Holz zu fällen, allein die Eingebornen sahen diesen Befehl als eine Feindseligkeit von seiner Seite an; es dauerte nicht lange, so kam der Krieg zwischen beiden Parteien zum Ausbruche; da die Franzosen beständig vertheidigungsweise verfahren mußten, so konnten sie ihren Plan nicht ausführen, oder wagten es auch nicht. Mehrmals machte Herr de la Perouse den Versuch, den Muth seiner Leute von neuem zu beleben, aber ohne Erfolg. Endlich nach einem Kriege, worin die wenige noch vorräthige Munition bald erschöpft war, wurden die Franzosen von der Uebermacht überwältigt, wi-

chen und wurden ermordet: die Indier steckten das Lager in Brand.

„Herr Dagelet befehligte einen kleinen Vorposten von 17 Mann, und als er die gänzliche Niederlage des Herrn de la Perouse erfuhr, und nicht an dem Schicksale zweifeln konnte, das ihn und seine Gefährten erwartete, verließ er seine kleine Batterie und war so glücklich, eine Bucht zu erreichen, wo sich einige indische Nachen befanden, deren er sich bemächtigte. Mit Hülfe dieser schwachen Fahrzeuge erreichte er ohne Ruder, ohne Werkzeuge und ohne Lebensmittel die hohe See; er hatte mit allen Schrecknissen zu kämpfen, welche die Vorläufer eines unvermeidlichen Todes sind. Winde und Strömungen warfen ihn jedoch nach einigen Tagen auf den dürren Felsen, von wo ihn das portugiesische Fahrzeug abgeholt hatte; 2 Jahre lang war er da gewesen, während deren er seine Gefährten, Einen nach dem Andern, sterben sah; er war der Einzige, der noch am Leben war; allein auch er wurde am 9ten Tage nach seiner Ankunft am Bord des portugiesischen Schiffes ein Raub des Todes. Seine Erklärung wurde niedergeschrieben und seine Tagebücher wurden von dem portugiesischen Capitain zu Macao in Verwahrung gegeben. Man findet darin die Länge und Breite der Insel bestimmt, wo sich Herr de la Perouse so lange aufgehalten hatte. Beide ließ der Gouverneur dieses Orts nach Batavia kommen, von wo sie nach Frankreich geschickt worden sind; sie sind mit den Papieren des Herrn d'Entrecasteaux vom Herrn Philz, Einem der Officiere dieser letztern Expedition, verglichen worden; woraus erhellt, daß Herr d'Entrecasteaux bei seinen Nachforschungen blos 8 bis 10 Stunden von der Insel vorbeigefahren, wo Herr de la Perouse gestorben ist; allein Herrn d'Entrecasteaux's Er-

zählung erwähnt nichts von den Ländern, die man in diesen Gegenden wahrgenommen haben will."

Den 28sten August traf die Staatscorvette, der Diligent, Capitain Rugut, von Tranquebar ein, wo sie einen Auftrag auszurichten gehabt hatte; der Capitain erzählte, ein englisches Fahrzeug mit Depeschen, die über Suez mit einer Caravane angelangt waren, wäre mit Mann und Maus im Ganges untergegangen. Solche Unfälle finden häufig statt; während der Mansuhns verändern alle Sandbänke des Ganges ihre Stelle und verursachen so große Wasserwirbel, daß ein Fahrzeug, das darein geräth, in 2 bis 3 Minuten verloren ist.

Den 15ten September schifften sich die französischen Consuls, die nach Mascate und Mocka bestimmt und mit der Flotte des Herrn von Linois angelangt waren, auf die Fregatte Atalante ein, die sie an ihre Bestimmungsörter bringen sollte. Damals kamen auch mehrere amerikanische Fahrzeuge aus Indien an und meldeten, der Krieg zwischen den Engländern und den Maratten wäre von neuem ausgebrochen; ja es gieng sogar das Gerücht, die Engländer wären im ersten Treffen geschlagen worden, und in den Gegenden von Bombay würde gebrennt und gesengt, die schwarze Stadt zu Madras wäre schon ein Raub der Flammen geworden, wo sich die Magazine der Compagnie befinden.

Den 25sten langte die Corvette, der Berceau, Capitain Halgan, die den 23sten Juni von Lorient abgesegelt war, zu Port Napoleon an, und gieng um 11 Uhr Vormittags vor Anker. Der Capitain stieg sogleich ans Land, verfügte sich zu dem Gouverneur und übergab ihm seine Depeschen. Bis halb 6 Uhr Abends wurde nichts über ihren Inhalt bekannt;

endlich erfuhr man, daß der Krieg von neuem zwischen Frankreich und England ausgebrochen sey, das uns ihn den 16ten Mai erklärt hatte; daß französische Besatzungen in allen Hansestädten lägen, u. s. w.

Da der Krieg die Verfügungen der Regierung geändert, und folglich das Absegeln der Abtheilung, die für diese Colonie bestimmt war, verhindert hatte, so erhielt der General Decaën die Ernennung als Generalcapitain der französischen Besitzungen östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und Hr. Leger eine als Coloniepräfekt der beiden Inseln. Herr Magalon wurde dann Generallieutenant des Herrn Decaën, und übernahm das Gouvernement der Insel Bonaparte, auf der Herr Chanvalon Unterpräfekt wurde.

Den Tag darauf, den 26sten, um 9 Uhr trat die ganze Besatzung unter die Waffen, und der General Decaën und Herr Leger wurden in ihrer neuen Eigenschaft anerkannt. Eine Stunde nachher löste der Generalcapitain die Colonialversammlung und die Mediatcommission auf und setzte alle Civilgewalten und Tribunäle der Colonie ab.

Der General van der Maessen erhielt den Befehl über die Truppen; der General Montigny, der zum Gouvernement von Chandernagore bestimmt war, wo er schon gewesen war, erhielt wegen seines hohen Alters vorläufig seinen Abschied. Dem General Desbrulys wurde die Vertheidigung der Colonie in Ansehung des Artilleriewesens aufgetragen; der Ingenieur-Obrist Herr von Richemont, der sich schon durch seine Kenntnisse und seine Bravour in dem Feldzuge in Albanien, besonders in dem Treffen bei Pre-

vesa ausgezeichnet hatte *), bekam die Leitung der Befestigungen auf beiden Inseln; die Ingenieurcapitains Mecuson, Soleil und Chappe waren seine Gehülfen. Der Erste erhielt eine Sendung nach Mascate, und bei seiner Rückkunft im kaiserlichen Hafen wurde er Oberingenieur. Der Zweite reiste nach Batavia, und bei seiner Rückkehr wurde ihm die Anlegung der Befestigungswerke auf der Insel Bonaparte aufgetragen. Man gab ihm den Capitain Chappe und den Ingenieurgeographen Chandelier als Gehülfen mit; der Capitainadjunkt, Herr Lilet-Geoffroi, ein Creole und verdienstvoller Officier, blieb unter Richemonts Befehlen.

Die Tribunäle der ersten Instanz, das Appellations- und das Handelsgericht wurden erneuert und standen unter der Leitung eines einstweiligen Justizcommissairs. Man ernannte einen Civilcommissair, einen Maire, einen Inspektor und Commissair der Marine, so wie einen Unterpräfekten als Oberhaupt der Verwaltung. Endlich wurden die Colonieobrigkeiten dem Regierungsbeschlusse gemäß eingerichtet. In jedem Bezirk wurde ein Einwohner zum Kriegsbefehlshaber ernannt, um im Nothfalle das Zusammenstoßen der Colonisten zu organisiren; auch führte man Municipalitäten ein.

Es wurde ein Oberweginspektor ernannt, dem der Bau und die Ausbesserung der Brücken und Wege und die Oberaufsicht über die Staatsvorräthe aufgetragen wurde.

Dies waren die Veränderungen, welche in zwei Tagen in der Civil- und Militairverwaltung statt fanden.

*) Voyage en Morée, en Albanie et à Constantinopel par M. Pouqueville. T. III. p. 107.

Siebentes Kapitel.

Ich werde in dem Ingenieurcorps der Colonie in meiner Eigenschaft als Lieutenantadjunkt der ersten Klasse angestellt. — Man trifft Veranstaltung zu einer geheimen Expedition nach Indien — der Generalcapitain ernennt mich zum Ingenieurcapitain. — Ich schiffe mich mit ein und mache den Feldzug auf der Flotte des Contreadmirals Linois mit. — Wegnahme mehrerer englischen Schiffe in den indischen Meeren — Angriff und Zerstörung des englischen Comtoirs zu Benculen auf der Insel Sumatra.

Ich hatte die Ehre gehabt, dem Herrn General Decaën bei seiner Ankunft meine Aufwartung zu machen und ihm meine Dienste anzubieten, und schilderte ihm meine Feldzüge bei der Nord- und teutschen Armee. Er versprach mir eine Anstellung zu Pondichery, im Falle er dahin zurückkehrte. Da sich aber alles verändert und der Krieg von neuem ausgebrochen war, so erneuerte ich zwei Tage nach seiner Anerkennung als Generalcapitain bei ihm mein Gesuch. Ich habe an Sie gedacht, rief er mir entgegen, noch ehe er wußte, warum ich zu ihm kam. Wirklich erhielt ich den Tag darauf in meiner Wohnung den größten Beweis von seiner Redlichkeit. Herr von Richemont schickte mir die Abschrift des Beschlusses, vermittelst dessen der General das Ingenieurcorps für die beiden Colonien errichtete und worin ich in meiner Eigenschaft als Lieutenantadjunkt der ersten Klasse angestellt war; zugleich befahl

er mir, mich unverzüglich nach dem Hafen zu verfügen, um daselbst die weitern Verhaltungsbefehle in Ansehung meines Diensts abzuwarten. Nicht ohne Schmerz verließ ich die ehrwürdige Familie, in deren Schooß ich mehrere Monate verlebt hatte. Den Tag darauf machte unser gesammtes Corps dem Generalcapitain die Aufwartung, der mir neue Beweise von seiner Gunst und seinem Zutrauen gab, indem er mir sagte, man treffe Anstalten zu einer geheimen Unternehmung, zu der er mich mit bestimmt hätte, und ich sollte mich bereit halten, um mich auf Einem der Schiffe von der Flotte des Herrn von Linois einzuschiffen. Da auch das 12te Bataillon der Republik, das zu Port Napoleon in Garnison lag, und das 6 Jahre lang auf Batavia gestanden hatte, Befehl zum Einschiffen erhielt, so verbreitete sich das nicht unwahrscheinliche Gerücht, diese Colonie sey unsere Bestimmung; wir sollten aber unterwegs, noch ehe wir dahin kämen, einen Feldzug in den indischen Meeren machen. Schon schiffte man Lebensmittel und Munition an Bord der Schiffe von der Flotte ein, die aus dem Marengo von 80 Kanonen, den Fregatten, der Belle Poule und der Semillante und der Corvette Berceau bestand.

Den 9ten October 1803 erhielt ich von dem Chef des Generalstabes, Herrn Darsonval, Befehl, mich heute Nachmittags um 2 Uhr auf die Corvette Berceau einzuschiffen. Der Ingenieurcapitain, Herr Soleil, der ebenfalls mit zur Expedition gehörte, und unter dessen Befehlen ich auf jeden Fall stehen sollte, sobald ich mich am Lande befände, erhielt Befehl, sich an Bord des Admiralschiffs zu begeben. Alle Truppen waren schon des Morgens eingeschifft. Um 4 Uhr giengen wir unter Segel, um uns bei der Flagge vor Anker zu legen, die sich am Eingange des Canals befindet.

Den 10ten Nachmittags um 5 Uhr gab der Admiral das Zeichen, uns segelfertig zu machen und wir fuhren auf der Stelle ab. Da sich der Generallieutenant Magalon, der Unterpräfekt Chanvalon und einige Compagnien, die zur Garnison der Insel Bonaparte (damals Reunion) bestimmt waren, am Bord des Marengo befanden, so brachten wir sie dahin.

Den 11ten Nachmittags um 2 Uhr giengen wir auf der Rhede von Saint Denis, dem Hauptorte der Insel Bonaparte, nebst der Semillante bei 36 Klaftern Tiefe vor Anker; der Marengo und die Fregatte Belle Poule hatten die Rhede verfehlt, und mußten die ganze Nacht hindurch laviren, um den Vortheil des Windes von der Insel her zu behalten, und konnten erst den andern Tag früh Morgens vor Anker gehen. Man schiffte sogleich den Gouverneur, die Beamten und die Truppen nebst ihren Sachen aus; denjenigen, die nicht da bleiben sollten, war jeder Verkehr mit dem Lande ausdrücklich verboten.

Den 13ten eröffnete der Generaladjutant Gosson, Commandant des 12ten Bataillons und Oberbefehlshaber der Landsoldaten der Expedition auf der Rhede die Briefe, welche ihm der Generalcapitain Decaën gegeben hatte. Sie enthielten die Verhaltungsbefehle, in Ansehung seiner Sendung und der Unternehmung; noch mehr, der Capitain Soleil wurde zum Bataillonschef und ich zum Capitain ernannt. Der Bataillonschef Soleil ließ mir meine Beförderung von Seiten des Generaladjutanten Gosson am Bord gelangen; diese Beförderungen waren vom 5ten October, vier Tage vor unsrer Einschiffung und vier Tage nach meiner Anstellung.

Feldzug des Contreadmiral Linois in Indien.

Noch am nämlichen Tage um 6 Uhr Abends gab der Admiral das Zeichen, uns segelfertig zu machen; wir lichteten die Anker und segelten ab. Die Corvette, auf der ich mich befand, war am schnellsten und mit der meisten Ordnung segelfertig. Der Capitain Halgan, der sie befehligte, ist ein verdienstvoller, braver, thätiger und kaltblütiger Officier; der Schiffsfähndrich, Herr Lemarant, unterstützte ihn sehr gut. Sein Generalstab war vortrefflich zusammen gesetzt: die Herren Ducrest, Simian und Jansen sind Officiere, die viel versprechen. Herr Ducrest hat schon Feldzüge in Indien auf der Flotte des Admiral Cercei gemacht, und seitdem wohnte er dem bekannten Treffen bei, das der Schiffscapitain Lucas lieferte. Ich habe mich auf Schiffen von verschiedener Größe der vornehmsten europäischen Mächte aufgehalten, und ich habe keins gefunden, wo mehr Ordnung und Mannszucht geherrscht hätte.

Den 14ten mit Tagesanbruch hatten wir das Land aus dem Gesichte verloren. Den 17ten um 8 Uhr Abends ertheilte uns der Admiral Befehl, voraus zu segeln und um 2 und 4 Uhr zu sondiren, um eine Bank zu untersuchen, auf der oder bei der wir seyn sollten. Mit 150 Klaftern fanden wir keinen Grund; zu Mittage befanden wir uns in dem Archipelagus der Seychellen unter dem 13° 13′ S. B. und unter dem 56° der Länge. Man bekam einige Vögel zu Gesichte.

Da wir den Tag darauf dem Admiral Nachricht von unsern nächtlichen Untersuchungen gegeben hatten, so gab er uns um halb 3 Uhr das Zeichen, den Curs zu ändern; wir steuerten also gegen die Insel

Nahe *) hin. Um 6 Uhr Abends befahl er uns, wieder voraus zu segeln, aber ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren und um Mitternacht zu sondiren; zugleich meldete er uns, die Fregatten, die Belle Poule und die Semillante, hätten ebenfalls Befehl, um 8, 9 und 10 Uhr des Abends die Tiefe zu untersuchen. Die Belle Poule fand bei 33, 36 und 38 Klaftern Grund, die Semillante bei 25 Klaftern Felsengrund und eine Viertelstunde darauf bei 44 und wir bei 40 einen schlammigten Boden.

Den 19ten untersuchte die Belle Poule nach neuen Befehlen um 10 Uhr des Morgens wieder die Tiefe und fand mit 139 Klaftern Grund. Seit gestern Abends waren wir auf der Bank Saya Mala oder der Unglücksbank. Wir setzten unsere Fahrt gegen Norden fort; zu Mittage befanden wir uns unter dem 9° 9′ S. B. und unter dem 56° 20′ der Länge. Drei Viertel auf 3 Uhr kam plötzlich die Belle Poule und gab uns durch einen Kanonenschuß Nachricht von einer Gefahr. In dem nämlichen Augenblicke bemerkten wir den Grund sehr deutlich; man unterrichtete sogleich den Admiral davon, der ebenfalls, so wie die Semillante, anlangte; man untersuchte die Tiefe; bei 10 Klaftern fanden wir Corallengrund und wendeten die Schiffe auf die Seite; wir hatten Südostwind und das Cap gegen Nordosten ¼ östlich. Wir stießen zum General, der uns befahl, voraus zu segeln und immerfort die Tiefe zu untersuchen. Um 3 Uhr richteten wir unsern Lauf nach Westen und fanden Nachmittags 13, 14, 16; 15, 16, 18; 12, 13, 19 und 20 Klaftern Tiefe.

---

*) Ist die größte der Seychelleninseln, hat 3 geographische Meilen im Umfange und liegt unter dem 12° 38′ S. B.
D. Uebers.

Nachdem wir um halb 10 Uhr wieder beisammen waren, fuhren wir voraus, um von neuem die Tiefe zu untersuchen; man fand alsdann bei 30 Klaftern einen Felsen- und Corallengrund; um 10 Uhr 60 Klaftern, und von halb 11 bis um 11 Uhr fand man bei 120 Klaftern keinen Grund mehr. Die Abweichung der Magnetnadel war 6 Grade 6 Minuten N. W. Ich glaubte diese ausführlichen Nachrichten über die Bänke Saya Mala und St. Michael mittheilen zu müssen, weil ihre Lage und ihr Grund auf keiner Charte des indischen Archipelagus genau angegeben sind.

Die ganze Zeit über, während welcher wir auf diesen beiden Bänken, wovon Eine an der Seite der Andern liegt, hinfuhren, sahen wir längs des Randes hin viele kleine Baumzweige und grüne Blätter so wie verschiedene Vögel schwimmen: wir schlossen daraus, daß Eine von diesen Bänken an gewissen Stellen aus dem Meere hervorrage. Zum großen Glück war das Meer ruhig; es gieng ein schwacher frischer Wind; hätten wir während dieser Gefahr stürmische Witterung gehabt, so hätten wir alle zu Grunde gehen können.

Den 20sten befanden wir uns zu Mittage unter dem 7° 6′ S. B. und unter dem 58° 8′ der Länge; die beobachtete Länge war 57° 16′. Abends erhielten wir wieder Befehl, voraus zu segeln, um die Insel St. Georg aufzusuchen; wir konnten sie aber nicht entdekken, da wir mit günstigem Wind um 11 Uhr in einer ungefähren Entfernung von 7 Stunden vor ihr vorbei gesegelt waren. Den 26. benutzte der Admiral die wenige Windstille und hielt mit seinen Schiffscapitains am Bord einen Kriegsrath.

Den 9ten November befanden wir uns zu Mittage unter 36′ S. B. und unter dem 85° 11′ der Länge. Um 11 Uhr des Nachts gab uns die Fregatte, Belle

Mahe *) hin. Um 6 Uhr Abends befahl er uns, wieder voraus zu segeln, aber ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren und um Mitternacht zu sondiren; zugleich meldete er uns, die Fregatten, die Belle Poule und die Semillante, hätten ebenfalls Befehl, um 8, 9 und 10 Uhr des Abends die Tiefe zu untersuchen. Die Belle Poule fand bei 33, 36 und 38 Klaftern Grund, die Semillante bei 25 Klaftern Felsengrund und eine Viertelstunde darauf bei 44 und wir bei 40 einen schlammigten Boden.

Den 19ten untersuchte die Belle Poule nach neuen Befehlen um 10 Uhr des Morgens wieder die Tiefe und fand mit 139 Klaftern Grund. Seit gestern Abends waren wir auf der Bank Saya Mala oder der Unglücksbank. Wir setzten unsere Fahrt gegen Norden fort; zu Mittage befanden wir uns unter dem 9° 9′ S. B. und unter dem 56° 20′ der Länge. Drei Viertel auf 3 Uhr kam plötzlich die Belle Poule und gab uns durch einen Kanonenschuß Nachricht von einer Gefahr. In dem nämlichen Augenblicke bemerkten wir den Grund sehr deutlich; man unterrichtete sogleich den Admiral davon, der ebenfalls, so wie die Semillante, anlangte; man untersuchte die Tiefe; bei 10 Klaftern fanden wir Corallengrund und wendeten die Schiffe auf die Seite; wir hatten Südostwind und das Cap gegen Nordosten ¼ östlich. Wir stießen zum General, der uns befahl, voraus zu segeln und immerfort die Tiefe zu untersuchen. Um 3 Uhr richteten wir unsern Lauf nach Westen und fanden Nachmittags 13, 14, 16; 15, 16, 18; 12, 13, 19 und 20 Klaftern Tiefe.

---

*) Ist die größte der Seychelleninseln, hat 3 geographische Meilen im Umfange und liegt unter dem 12° 38′ S. B.

D. Uebers.

Nachdem wir um halb 10 Uhr wieder beisammen waren, fuhren wir voraus, um von neuem die Tiefe zu untersuchen; man fand alsdann bei 30 Klaftern einen Felsen- und Corallengrund; um 10 Uhr 60 Klaftern, und von halb 11 bis um 11 Uhr fand man bei 120 Klaftern keinen Grund mehr. Die Abweichung der Magnetnadel war 6 Grade 6 Minuten N. W. Ich glaubte diese ausführlichen Nachrichten über die Bänke Saya Mala und St. Michael mittheilen zu müssen, weil ihre Lage und ihr Grund auf keiner Charte des indischen Archipelagus genau angegeben sind.

Die ganze Zeit über, während welcher wir auf diesen beiden Bänken, wovon Eine an der Seite der Andern liegt, hinfuhren, sahen wir längs des Randes hin viele kleine Baumzweige und grüne Blätter so wie verschiedene Vögel schwimmen: wir schlossen daraus, daß Eine von diesen Bänken an gewissen Stellen aus dem Meere hervorrage. Zum großen Glück war das Meer ruhig; es gieng ein schwacher frischer Wind; hätten wir während dieser Gefahr stürmische Witterung gehabt, so hätten wir alle zu Grunde gehen können.

Den 20sten befanden wir uns zu Mittage unter dem 7° 6′ S. B. und unter dem 58° 8′ der Länge; die beobachtete Länge war 57° 16′. Abends erhielten wir wieder Befehl, voraus zu segeln, um die Insel St. Georg aufzusuchen; wir konnten sie aber nicht entdekken, da wir mit günstigem Wind um 11 Uhr in einer ungefähren Entfernung von 7 Stunden vor ihr vorbei gesegelt waren. Den 26. benutzte der Admiral die wenige Windstille und hielt mit seinen Schiffscapitains am Bord einen Kriegsrath.

Den 9ten November befanden wir uns zu Mittage unter 36′ S. B. und unter dem 85° 11′ der Länge. Um 11 Uhr des Nachts gab uns die Fregatte, Belle

Poule, die im Osten ein Feuer bemerkt hatte, den Auftrag, dies dem Admiral zu melden und ihm zugleich die Nachricht mitzutheilen, daß sie den Wind zu gewinnen suche, um jenes Fahrzeug auszuspüren. Da sie mit uns einerlei Cours hielt, so folgten wir ihr in beträchtlicher Entfernung nach. Um 1 Uhr des Morgens warf sie mehrere Zünder, um uns zu zeigen, wo sie wäre; eine halbe Stunde darauf schoß man auf dem Marengo zwei Kanonen ab, um in den Löchern auf der rechten Seite des Schiffs die Zünder abzubrennen, und um zu erfahren, wo die Belle Poule sey, die sich weit voraus, und zwar in einem Windwirbel, befand. Den Tag darauf, früh Morgens, schloß sie sich wieder an uns an, weil sie das Schiff aus dem Gesichte verloren hatte.

Zu Mittage befanden wir uns unter 3° S. B. und unter dem 86° 41′ d. L. Um 3 Uhr fiel Einer von unsern Schiffsjungen aus dem großen Mastkorbe ins Meer, und ob man ihm gleich eine Chaluppe und die Rettungs Ankerboye zu Hülfe schickte, so konnte man ihn doch nicht retten. Er schien sich auf Einem der Anker zu Tode gefallen zu haben; denn er zeigte keine Spur von Leben, als er längs des Bords hinstürzte und 10 bis 11 Fuß tief im Wasser erschien.

Den 11ten giengen wir unter der Linie weg und befanden uns 3° N. B. Den 12ten fieng man einen Hayfisch. Den Tag darauf zu Mittage giengen wir wieder über die Linie zurück und befanden uns unter 8° S. B. Wir sahen ein Stück Mast, mehrere ganze Bäume und Zweige von Cocosbäumen schwimmen; wir griffen daher einige Vorsichtsmaßregeln, weil wir vermutheten, es könnte in dieser Gegend irgend eine unbekannte Insel seyn, von der wir vielleicht nicht weit entfernt wären.

Die Stürme, die wir seit einigen Tagen ununterbrochen gehabt hatten, machten die Nächte so stockfinster, daß man nicht einen Fuß weit sehen konnte; auch hätten wir den 17ten um 8 Uhr Abends beinahe die Semillante angegriffen. Den 19ten um 8 Uhr Morgens bekamen wir mehrere Landvögel zu Gesichte und waren blos 70 Stunden vom Lande entfernt. Ein Matrose fieng einen artigen Fisch, den die Seeleute den grünen Colibri nennen. Er hat beinahe die Gestalt einer Bonite; ist aber länglicher und feiner; sein Körper ist nicht so groß; er war 2 Fuß und 6 Zoll lang; die Flossen und der Schwanz waren gespalten und gelb wie beim Thunnfische; der Rücken war grün, und an jeder Seite vier Streifen von blauem Schmelz. Man fand bei ihm im Leibe eine kleine Wasserschlange, die 6 Zoll lang seyn und $1\frac{1}{2}$ Linie im Durchmesser haben konnte; ihre Augen kamen mir, im Verhältniß zu ihrer geringen Länge, sehr groß und dick vor; nach unten hatte sie einen kleinen Sack, ungefähr einen Zoll vom Ende des Kopfs.

Den 20sten befanden wir uns zu Mittage unter dem 1° 19′ S. B. und unter dem 92° 22′ ö. L. Den 21sten um 2 Uhr Nachmittags wurden unsere Wachen ein Schiff gewahr; es war ungefähr 4 Stunden vor uns voraus und steuerte nach Osten. Wir meldeten dies dem Admiral und thaten einen Kanonenschuß; sogleich gab er der ganzen Flotte Befehl, auf dasselbe Jagd zu machen. Da die Corvette, der Berceau, auf der ich mich befand, sehr schnell segelte und sich immer voraus befand, so erreichten wir es um halb 6 Uhr Abends. Es war so groß und hatte so hohe Masten, daß wir es wenigstens für eine Fregatte hielten, bis wir ihm sehr nahe kamen. Bei seinem Anblick hatte man sich sogleich zum Gefecht bereit gemacht; Jeder war auf seinem Po-

sten; die Kanonen waren geladen, die Kanoniers befanden sich bei ihren Stücken und die Soldaten und Matrosen auf dem höchsten Orte des Hintertheils, und waren mit Flinten, Säbeln und Lanzen bewaffnet. Sobald wir ihm auf Schußweite nahe kamen, steckten wir englische Flagge auf, und brannten eine Kanone ab; da wir aber dies Fahrzeug für ein englisches erkannten, so pflanzten wir sogleich die französische Flagge auf, die wir durch einen zweiten Kanonenschuß bestätigten. Der englische Capitain ergab sich nicht, wir schickten ihm daher nach und nach zehn Kugeln zu, wovon dreie trafen; endlich zog er die Segel ein und ergab sich; seine Chaluppe war durchschossen und zwei Mann waren verwundet worden. Herr Lemarant verfügte sich an Bord dieses Schiffs und brachte es zu unserm Admiral, der es besetzen ließ.

Dies Schiff gehörte der englisch ostindischen Compagnie und hieß die Gräfin Sunderland; es war von 1500 Tonnen, führte 10 Kanonen und hatte 104 Mann Besatzung, wovon 6 Europäer den Generalstab ausmachten. Es hatte 7520 Ballen Baumwolle, 2 Ballen Muslin und 4000 Säcke Reis geladen; es kam von Calcutta und segelte nach China. Durch die Officiere erfuhren wir, daß eine starke Convoi unter Bedeckung zweier Fregatten von Bengalen nach China abgesegelt sey.

Zu Mittage befanden wir uns unter dem 1° 50′ S. B. und unter dem 93° 30′ der L. Während der Nacht vom 21sten auf den 22sten und den 22sten Morgens beschäftigte man sich mit der Ausladung des Takelwerks des eroberten Schiffs und seiner Vertheilung auf die Schiffe der Flotte; wir hatten 30 Lascars und Malabaren, und das Fahrzeug wurde nach der Insel

Frankreich geschickt, um daselbst zu unserm Vortheil verkauft zu werden.

Die Atmosphäre war so mit Dünsten beladen, daß in der Nacht alle Masten der Schiffe durch das Meteor erleuchtet waren, das unter dem Namen des Sanct Elmsfeuers bekannt ist, welches aus den Verdecken hervorzukommen schien. Um 2 Uhr fuhr unsere Prise, die Gräfin Sunderland, nach ihrer Bestimmung ab. Wir bekamen mehrere Landvögel zu Gesichte, von denen wir vermutheten, sie kämen von der Insel Großfortuna, von der wir noch 40 Stunden entfernt waren; diese Insel liegt der Westküste von Sumatra gegenüber.

Den 24sten zu Mittage befanden wir uns unter dem 3° 12′ S. B. Alles verkündigte einen fürchterlichen Sturm; auf allen Seiten stand der Himmel in Feuer; der Donner hörte um uns her nicht auf zu rollen und das Meer brüllte so sehr, daß seine Wellen mit Schaum bedeckt waren. Wirklich brach der Sturm auf einmal los und hielt bis den andern Morgen um 2 Uhr an. Mehrere Stürme bekämpften sich und stießen wüthend über unsern Häuptern gegen einander; die Blitze, die den ganzen Himmel in Flammen setzten und unaufhörlich auf einander folgten, brachen aus der dicksten Finsterniß hervor, stellten das schrecklichste Schauspiel vor, und blendeten diejenigen, die sich auf dem Verdeck befanden. Jeden Augenblick schien der Blitz auf die Schiffe herabzufallen. Bald darauf schien die tiefste Ruhe auf den Sturm folgen zu wollen; es war aber ein unter der Asche glimmendes Feuer; der Donner brüllte immer fort, aber schwächer. Um 4 Uhr Morgens endlich trennten sich die auf einander geschichteten Wolken von neuem, und wir sahen nochmals den Himmel in Wuth; der Wind tobte mit solcher Gewalt, daß

man kaum Zeit hatte, alle Segel einzuziehen und die höchsten herabzunehmen. Wir bekamen von dem Anprallen der Wellen fürchterliche Stöße; endlich brach der Tag an und der Sturm legte sich.

Den 25sten zu Mittage befanden wir uns unter dem 3° 9′ S. B. und unter dem 95° 31′ ö. L.; da wir nur 25 Stunden vom Lande entfernt waren, so drehten wir uns des Abends mit den Schiffen, weil wir in der Nacht demselben zu nahe zu kommen fürchteten. Den 27sten bekamen wir schwimmende Baumstämme zu Gesichte, auf denen sich Vögel befanden, deren Art wir aber nicht erkennen konnten. Mehrmals glaubte man Land zu erblicken, da wir nach den Beobachtungen der Seeuhren, die sich auf dem Marengo und der Semillante befanden, blos 5 bis 6 Stunden von der Insel Nassau entfernt waren. Das Meer sah trübe und schlammig aus. Zu Mittage befanden wir uns nach unsern Beobachtungen unter dem 2° 57′ S. B. und unter dem 97° und 3′ ö. L. Wir sahen einen Seeteufel; dieser Fisch ist platt und hat fast die Gestalt eines Rochen. Im Durchmesser hatte er 12 bis 15 Fuß; außerdem hatte er zwei kleine Floßfedern auf dem Rücken, in Gestalt von kleinen Flügeln und einen Kopf fast wie eine Dogge a). Wir lavirten die ganze Nacht hindurch. Den andern Tag Morgens untersuchten wir die Tiefe, ohne mit 150 Klaftern Grund zu finden, obschon das Meer noch immer trübe und schlammig aussah; an unserm Schiffe hin schwamm großes Schilfrohr. Zu Mittage befanden wir uns nach unsrer Rechnung unter dem 2° 50′ S. B. und unter dem 96° 5′ ö. L. Abends befahl uns der Admiral, wieder voraus zu segeln und zwei Raqueten zu werfen, im Falle wir Land entdeckten. Den 29sten gerade zu Mittage entdeckten wir es in Nordosten; es war die südlich-

ste Spitze der Insel Nassau. Wir befanden uns unter dem 3° 28′ S. B. und unter dem 97° 25′ der L. Abends stießen wir Alle zu dem Admiralschiffe und blieben die ganze Nacht bei einem ruhigen Meere im Angesichte dieser Insel. Den andern Tag Morgens waren wir noch 2 Stunden davon, weil uns die Strömungen ihr genähert hatten *).

---

*) Die Inseln Nassau heißen eigentlich die Poggyinseln, welche an der Westküste von Sumatra liegen, und deren Einwohner keine Aehnlichkeit in Sprache und Sitten mit den Bewohnern der letzten Insel haben. Die Poggyinseln erstrecken sich 20 bis 30 Seemeilen weit an der Küste von Sumatra hin. Die Nordspitze der nördlichen Poggyinsel liegt unter dem 2° 18′, und die Südspitze der südlichsten unter 3° 16′ S. B. Beide trennt die enge Straße See-Cockup unter dem 2° 4′ S. B. Die Zahl der Einwohner dieser Inseln ist nur klein; sie sind in schwache Stämme vertheilt, wovon jeder an einem Flüßchen ein kleines Dorf bewohnt. Porah oder Fortuneinsel soll von demselben Volksstamme bewohnt werden, wie die Poggyinseln. Die Farbe der Einwohner ist lichtbraun oder kupferfarbig, wie bei den Malayen. Das Tättoiren ist bei ihnen allgemein gewöhnlich. Ihre Zähne feilen sie spitzig. Die Hauptnahrung ist der Sago, der auf diesen Inseln häufig wächst. Ihre Fleischspeisen bestehen in Hühnern, Schweinen und Fischen. Muscheln essen sie roh. Den Gebrauch des Betels kennen sie nicht. Ihre Waffen sind Pfeile und Bogen. Ihre Gemüthsart ist sanft und mild und sie führen nie Krieg mit einander. S. die Nachrichten von den Einwohnern dieser Inseln, von Hrn. Crisp, Esq. in dem 6. Vol. der Asiatic Researches p. 77. wovon eine teutsche Uebers. im 31. Bande der Sprengel- und Ehrmannischen Biblioth. der Reis. D. Uebers.

Diese kleine Insel ist mit Wald bedeckt; die südliche Spitze ist viel niedriger als die übrigen Theile, und zwar in dem Grade, daß die Bäume, die darauf stehen, aus dem Wasser hervorzukommen scheinen. Den ganzen Morgen blieben wir ungefähr 1½ Meile davon entfernt. Vormittags um 10 Uhr bekamen wir westlich die kleine Insel la Heague zu Gesichte, die sehr nahe bei der Insel Nassau liegt. Um halb 7 Uhr Abends fuhren wir vor der Ersten, und um 9 Uhr vor der Zweiten vorbei. Die ganze Nacht hindurch hatten wir einen starken Sturm, der mit vielem Regen vermischt war.

Den 1sten December um 7 Uhr des Morgens hatten wir in Osten das Cap und entdeckten in S. S. O. die Insel Trieste. Dem Admiral gaben wir durch einen Kanonenschuß davon Nachricht. Diese Insel ist blos ein Felsen, der mit Riffen umgeben ist, welche sich sehr weit in die See erstrecken; wir waren ungefähr 7 Stunden davon entfernt. Eine Stunde darauf entdeckten wir in Nordosten die große Insel Sumatra, die sich vor unsern Augen von Osten bis nach Norden ausdehnte; man erblickte beträchtliche Hügel und eine sehr hohe Gebirgskette, die weit über die Wolken hinauf zu reichen schien. In dem nämlichen Augenblicke wurde man an unserm Schiffe hin einen Baumstamm gewahr, auf dem mehrere Vögel saßen; auch lagen mehrere Zweige von Badamierbäumen darauf, die Blätter und Früchte trugen.

Um 10 Uhr Morgens gab der Admiral der Flotte Nachricht, er wolle des Abends an der Küste vor Anker gehen, wenn man nicht auf die Rhede von Bencu-len, einer englischen Faktorei auf der Küste der Insel Sumatra, gelangen könnte, die wir angreifen sollten; alsdann wolle man den andern Morgen mit Tagesanbruch

sich segelfertig machen, um sich dahin zu begeben. Es sollte sich alles bereit machen, nichts sollte zurück bleiben, sehr wenige Mannschaft sollte sich auf den Castellen blicken lassen, so daß man nichts weiter als die Lascars und Malabaren sehen konnte; wenn endlich einige Fahrzeuge vom Lande an Bord kommen sollten, so sollte man sie bis auf neuen Befehl zurück behalten; er verbot das Glockengeläute und das Pfeifen. Zugleich erhielten wir Befehl, in der Nähe seiner Schießlöcher zu bleiben, um seine weitern Befehle zu vernehmen, und kurz darauf befahl er uns, voraus zu segeln und die Tiefe zu untersuchen, um ihm einen guten Ankerplatz mit einer Tiefe von 18 bis 20 Klaftern anzuzeigen; endlich giengen wir ungefähr um 6 Uhr Abends sehr weit von der Rhede von Benculen bei 21 Klaftern Tiefe vor Anker. Wir konnten deutlich drei englische Schiffe vor Anker unterscheiden, und einen Augenblick darauf ein viertes, das daselbst anlangte. Abends wurde alsdann am Bord des Marengo Kriegsrath gehalten.

Angriff und Verbrennung der englischen Schiffe und Magazine in der Bay Silabar.

Den 2ten December um 9 Uhr Morgens machten wir uns segelfertig und steuerten aus allen Kräften, um uns Benculen *) zu nähern; um 2 Uhr steckten wir

*) Benculen ist ein langer schmaler Landstrich auf der Westküste der Insel Sumatra, und macht Eine der vier englischen ostindischen Präsidentschaften aus. Das Land hat seinen Namen von der Hauptstadt, welche vormals die Hauptfaktorei der Engländer enthielt, die man aber wegen der hier herrschenden ungesunden Luft in das Fort Marl-

englische Flagge auf, um den Feind zu hintergehen, und machten uns zum Gefechte bereit. Den andern Tag früh bemerkten wir, daß blos noch zwei Schiffe vor Anker lagen; um 3 Uhr dreheten wir uns auf die Seite und schlossen uns an einander an; der Wind legte sich, um 4 Uhr aber näherten wir uns mit einem frischen Winde dem Lande. Um halb 6 Uhr kam ein Boot an Bord des Admiralschiffes; der Schiffer war ein alter Malaye, ein Eingeborner der Insel Sumatra, und überbrachte einen Brief von dem Gouverneur dieser Faktorei, der wähnte, wir wären Engländer; er bat daher den Admiral, ihm zu sagen, von welcher Flotte er wäre, wie seine Schiffe hießen, wo er herkäme, wo er hin wolle, und meldete ihm zugleich, daß er seine Befehle erwarte; auch ersuchte er ihn, im Fall er zu der Escadre des Admiral Reigner gehöre, die rothe Flagge oben auf dem Mittelmaste aufzupflanzen und dies durch einen Kanonenschuß zu bestätigen.

Da Herr von Linois den Irrthum des englischen Generals merkte, so folgte er dessen Rathe und pflanzte die rothe Flagge auf, die er auf die angegebene Art bestätigen ließ. Das Fort Marlborough erwiederte dies durch zwei Kanonenschüsse. Da wir aber natürlich den Brief des Gouverneurs nicht beantworten konnten, und den Schiffer nebst seiner Pirogue zurück behielten, so schienen wir mehr als verdächtig. Halb 7 Uhr Abends giengen wir sämmtlich eine kleine Stunde von

---

borough verlegt hat. Sie ist größtentheils von Malayen bewohnt. Die Präsidentschaft besteht aus zwei Abtheilungen, der Residentschaft des Fort Marlborough, welche das südliche Gebiet, und der Residentschaft Natal und Tappanuli, welche das nördliche Gebiet und die Nebenländer begreift. D. Uebers.

der Küste vor Anker; am Bord des Admiralschiffes wurde Kriegsrath gehalten. Bei unserer Annäherung bemerkten wir, daß sich die englischen Schiffe in eine Bay zurückzogen, die sich drei Stunden östlich von Benculen oberhalb der Ratteninsel *) befindet. Dies wurde uns auch von dem malayischen Schiffer bestätigt, der uns zugleich sagte, es befänden sich daselbst sogar sechs Schiffe von verschiedener Größe und diese Bay heiße Pullobay oder die Bay von Silabar. Zufolge dieser Nachrichten erhielten wir um 11 Uhr des Nachts Befehl, uns segelfertig zu machen, und die Fregatte, Semillante, bekam den Auftrag, die englischen Schiffe in ihrem Zufluchtsorte anzugreifen und sie zu besetzen. Kaum waren wir unter Segel gegangen, so mußten wir wegen des schwachen Windes schon wieder vor Anker gehen. Um 1 Uhr des Morgens that der Feind drei Kanonenschüsse und zündete an der Küste hin Feuer an, um unsere Fahrt zu beobachten und den Schiffen, die sich nach Pullobay zurück gezogen hatten, Nachricht davon zu geben. Eine Stunde darauf erhob sich für uns ein günstiger Wind und wir setzten unsere Fahrt fort.

Den 3ten endlich halb 5 Uhr Morgens, nachdem wir vor den Riffs von Benculen, der Ratteninsel und der Bay vorbei waren, gelangten wir in diese Bay neben der Semillante, die schon seit einer halben Stunde daselbst vor Anker lag. Diese Fregatte hatte ein dreimastiges englisches Schiff vor sich; sie schickte uns ihren Lootsen, den malayischen Schiffer, entgegen, so wie einen Lascar, der den Dolmetscher machte, um uns nach einem Ankerplatze zu führen, so, daß das

*) Ist eine kleine Insel, die dicht mit Cocosbäumen bewachsen ist. D. Uebers.

feindliche Schiff zwischen zwei Feuer gerieth. Wir erstaunten nicht wenig, als wir dies Schiff allein sahen, da wir doch wußten, daß es noch fünf andere Schiffe geben müsse und doch keines unserer Wachsamkeit entwischt seyn konnte; da es aber bald zu tagen begann, sahen wir Masten über die Bäume und Gesträuche auf der Küste hervorragen und bemerkten, daß sie sich in ein Becken zwischen Riffen (barachois) b) eingeschlossen hatten, das von einer Landzunge gebildet wurde, bei der wir vor Anker lagen.

Um 5 Uhr setzte der Befehlshaber der Semillante, der Capitain Mothard, seine Schaluppen aus, bemannte sie und schickte Eine davon bewaffnet vorwärts, um das englische Schiff anzugreifen, das am Eingange des Beckens vor Anker lag, und es zu entern. Als sie auf Schußweite kam, gab sie eine Salve aus kleinem Gewehr; der Feind erwiederte diese durch mehrere Kanonenschüsse und wir fürchteten jeden Augenblick, das Fahrzeug sinken zu sehen; allein nach und nach sicherte es sich unter seiner Batterie der rechten Seite gegen das Feuer, die Mannschaft sprang ins Schiff, und bemächtigte sich desselben. Der Schiffsfähndrich, Herr Maurice, befehligte die Schaluppe, und der Lieutenant vom 12. Bataillon, Herr Fleuron, die Truppen. Dieser Letztere wurde nebst einem Tambour beim Entern getödtet; ein englischer Matrose war verwundet. Die englischen Officiere ergaben sich und baten knieend um ihr Leben. Dies Schiff hieß Elisa Anna. Der erste Kanonenschuß, den es auf die Schaluppe that, war die Losung zum Verbrennen; die Engländer steckten Eines der vornehmsten dreimastigen Schiffe in Brand, die reich beladen waren und die sich in dem Becken befanden. Sogleich nach der Eroberung der Elisa Anna ließ man alle Schaluppen ins Meer,

um eine Landung auf der Landzunge zu bewirken, die übrigen Schiffe anzugreifen und die Magazine zu zerstören. Die Fähndriche unsers Fahrzeugs, die Herren Lemarant und Ducrest befehligten jeder ein Detachement; ihnen standen zwei andere Schaluppen von der Semillante bei; außerdem unterstützte und begünstigte sie noch das Kartätschen- und Flintenfeuer von unserer Batterie auf der rechten Seite des Schiffs, weil man befürchtete, der Feind könnte in dem Gesträuche seine Mannschaft und mit Pfeilen bewaffnete Indier versteckt haben, um sich unserm Angriffe zu widersetzen.

Die Landung wurde ohne Widerstand bewerkstelligt; die Truppen theilten sich in zwei Colonnen und marschirten bis am Gürtel im Wasser über die Landzunge weg. Als sie ins Innere des Beckens kamen, erblickten sie die vier noch übrigen Schiffe, die gescheitert und verlassen waren. Die Officiere und die Mannschaft hatten sich ins Innere des Landes, so wie die Indier geflüchtet, die ein Campong (Dorf) bewohnten, das mitten in dieser Einfassung lag und das man verlassen fand. Während der Zeit hatte sich die andere Colonne der Magazine bemächtigt, die für zwölf bis funfzehn Millionen an Waaren, in Opium, Vogelnestern, Pfeffer, Balsam, Benzoe, Campher, Patenas u. s. w. enthielten. Da es uns an Werkzeugen gebrach, diese Schiffe wieder flott zu machen, und da wir auch die Waaren nicht mit fortbringen konnten, so schiffte man auf die Schaluppen einige Säcke Opium, Indigo, Pfeffer, Patenas und Tabak ein, und verbrannte das Uebrige. Die Elisa Anna, die bei der Ebbe gescheitert war, wurde wieder flott gemacht; die Truppen schifften sich ein und kehrten mit allen Arten von Beute beladen zurück. Die Elisa Anna buchsirten wir bis Benculen gegenüber, wo uns der Marengo erwartete und wo

wir nach den Befehlen des Contreadmirals Linois zu Mittage eintrafen. Wir sahen, daß die Belle Poule auf eine feindliche Brick Jagd machte, die sie Abends wegnahm.

Den Tag darauf, den 4ten Morgens, schickte man diese Brick, die Menatchi hieß, nach der Insel Frankreich, um daselbst zum Vortheil der Abtheilung verkauft zu werden und dem Generalcapitain den Ausgang unserer Unternehmung zu melden; sie war mit Pfeffer und Reis beladen. Es wurde beschlossen, die Elisa Anna, die Tuch, Salz und 80 Ballen Madrastücher geladen hatte, mit nach Batavia zu nehmen, wohin wir uns begeben wollten. Nachts um 11 Uhr machte sich die Brick segelfertig und brach zu ihrer Bestimmung auf; eine Stunde darauf lichteten wir die Anker und reiseten ebenfalls ab.

Bei unserer Zurückkunft von der Unternehmung zu Silabar verlangte der malayische Schiffer, der uns als Lootse gedient hatte, ans Land zurück zu kehren; der Admiral aber wollte ihn zurück behalten, und gab ihm zu verstehen, daß er Gefahr laufe, gefangen zu werden; er sollte daher lieber bei der Flotte bleiben und gut behandelt werden. Dieser Greis, der 60 Jahr alt war, wollte nicht in diesen Vorschlag willigen; er hätte einen Sohn zu Benculen, sagte er, und diesen wollte er nicht verlassen; und ob ihm gleich der Generaladjutant Gosson eine Brick zu Batavia versprach, auf der er mit der Insel Sumatra Küstenhandel treiben und auch seinen Sohn abholen könnte, so wollte er doch lieber sein Leben wagen und sich wieder zu ihm begeben, weil er befürchtete, seine Entfernung könnte ihm wegen der Dienste, die er uns zu leisten gezwungen worden war, das Leben kosten. Man bezahlte ihn großmüthig; stellte ihm eine Bescheinigung aus, daß man ihn

mit Gewalt zurück behalten hätte, und wir giengen unter Segel.

Die Insel Sumatra ist 300 Stunden lang und 70 breit, und wird von Malayen bewohnt, die von einer schwärzlichen Kupferfarbe sind. Sie bekennen sich alle zum Mahomedism und werden von verschiedenen Königen regiert. Der Mächtigste darunter ist der König von Achem *). Die Malayen sind von Natur verrätherisch und boshaft; ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und vergifteten Dolchen. Ihre Sprache ist die schönste und sanfteste unter allen orientalischen Sprachen; auch ist sie im ganzen morgenländischen Asien und auf den Inseln des Südmeeres verbreitet.

Sumatra bringt Goldstaub **), Vogelnester, viel Reis und Elfenbein hervor. Zwei köstliche Bäume liefern den Benzoegummi ***) und den Campher †). Der Letztere hat den Vorzug vor dem Japanischen.

Wenn man von der Aussenrhede von Benculen in die Bay von Silabar (Pullobay) gelangen will, so muß man zwischen der Küste und der kleinen Ratteninsel hinsegeln, die man rechts liegen läßt und die sich ungefähr auf dem dritten Theile des Weges befindet. Diese kleine Insel ist von Felsenriffen, besonders an ihrer

---

*) Das Königreich Achem oder Atschem begreift den ganzen nördlichen Theil von Sumatra, der Bala heißt. Die Stadt Achem hat ungefähr 8000 Häuser. D. Uebers.

**) Die ganze Masse des in die Seehäfen an der Westküste gebrachten Goldes beträgt jährlich 10,000 Unzen. D. Ueb.

***) Storax Benzoin. D. Uebers.

†) Laurus Sumatrealis. Ueber den Campherbaum und seinen Anbau s. Marsdens Geschichte von der Insel Sumatra, in Sprengels Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde 6. Th. S. 254. D. Uebers.

Vorderspitze, umgeben; es ist ein Magazin und eine Hauptwache der Seapoys daselbst, die von etlichen dreißig Bäumen Schatten erhält.

Am Eingange des Beckens (barachois) ist auf der Küste derjenigen gegenüber, wo wir ans Land stiegen, eine Batterie mit einigen Kanonen, allein wir wurden sie erst bei unserer Abfahrt gewahr, wo sie einige Schüsse auf die Semillante that, die aber schon außer der Schußweite war. Wahrscheinlich hatten sie die Kanoniere, die sie bedienten, bei unserer Annäherung verlassen und kamen erst dann wieder zurück, als sie uns absegeln sahen c).

Der Erfolg dieser Unternehmung war die Wegnahme von drei englischen Schiffen, die Verbrennung von fünf Andern, die reich beladen waren, und aller Magazine in der Faktorei zu Benculen.

Anmerkungen

zu dem siebenten Kapitel.

Von Herrn Sonnini.

a) Die Schiffer und Fischer haben den Namen Seeteufel mehrern Arten von Fischen von einer häßlichen Gestalt und, dem Anscheine nach, mit Hörnern bewaffnet, gegeben. Das Seethier, von dem Herr Tombe spricht, ist ein sehr großer Plattfisch vom Geschlecht der Rochen. Man trifft ihn selten, und zwar stets in den Meeren der heißen Zone an. Sparrmann hat zwei solche Ungeheuer gesehen, das Eine unter dem Wendekreise des Krebses, das Andere in dem indischen Ocean. Levaillant

erzählt, es wären auf einmal drei Seeteufel um sein Schiff, bei einer langen Windstille, unter dem 10° 10′ N. B. und unter dem 355° d. L. erschienen. Ich habe auch Gelegenheit gehabt, ein solches Thier zu beobachten, und zwar kurz darauf, nachdem ich über den Wendekreis des Krebses hinaus war, als ich auf der Schnau, der Rateau, Capitain Andreau, von Rochelle nach Cayenne reiste. Das Wetter war schön, der Wind schwach, das Meer ruhig, und die Hitze außerordentlich stark; Morgens verbreitete das Geschrei: wir sitzen fest, das plötzlich der Steuermann ausstieß, Unruhe und Bestürzung unter allen Bewohnern unsrer kleinen schwimmenden Colonie; wirklich blieb, trotz der Anstrengung mehrerer Menschen, das Steuerruder unbeweglich, und das Fahrzeug, das einen leichten Stoß erhalten hatte, schien nicht mehr von dem Wasser getragen zu werden. Einige Augenblicke darauf erhielt das Steuerruder seine Beweglichkeit wieder, und das Fahrzeug setzte seine Reise fort. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Ursache dieser Erscheinung, als sich ein Seeteufel am Bord des Fahrzeuges oben auf dem Wasser zeigte. Seine Länge und seine Breite waren wenigstens eben so groß als das Fahrzeug, wenn nicht noch größer, und wir sahen mit Vergnügen, daß der vorgebliche Mangel an Tiefe des Wassers, der uns so viel Unruhe verursacht hatte, nichts weiter als unser Seeteufel war, der unter den Kiel des Schiffs gerathen war. Die Matrosen warfen Harpunen auf die große Oberfläche, welche der Körper des ungeheuern Rochen darbot; allein sie richteten nichts weiter aus, als daß sie den Seeteufel nöthigten, in die Tiefe des Oceans hinabzusteigen.

Der Kopf dieses Rochens geht nicht spitzig zu, sondern bildet an seinem Ende einen halben Mond, dessen Enden sich vorwärts verlängern, wie Hörner. Säugethi-

sche (echeneis remora) und Piloten begleiten dies Thier beständig wie die Hayfische.

Von den drei Seeteufeln, die Levaillant sah, und die sein Fahrzeug drei Tage lang nicht verließen, war der Eine 50 bis 60 Fuß breit. Man fieng den kleinsten davon; er hatte in seiner größten Breite 28 Fuß, und war vom Ende der Hörner bis an das Ende des Schwanzes 21 Fuß lang, der eine Länge von 22 Zoll, und eine dem Körper angemessene Dicke hatte. Der Mund, der gerade so wie bei dem Rochen steht, war so groß, daß er leicht einen Menschen auf einmal verschlingen konnte. Die Haut war unter dem Bauche weiß, hatte aber auf dem Rücken die braunen Farben, die dem Rochen eigen sind. Man glaubte, daß dies Thier wenigstens 2000 Pfund wiegen könne *). Es ist zu bedauern, daß Levaillant die Zeichnung nicht bekannt gemacht hat, die er von diesem Fische genommen haben will.

b) Barachois ist ein Becken zwischen Riffen, worin die Fahrzeuge flott gemacht werden können.

c) Die Insel Sumatra war im Alterthume unter dem Namen Taprobana **) bekannt. An Umfang übertrifft sie England und Schottland zusammen genommen. Die Einwohner sind nur halb civilisirt. Die zahlreichste Nation auf der Insel sind die Battas, die Menschenfresser sind. Bei ihren abscheulichen Festen verzehren sie das noch zitternde Fleisch der Kriegsgefangenen, so wie der Verbrecher, die wegen Hauptver-

*) Second Voyage de Leveillant en Afrique Tom. III. p. 511. t. Uebers. von J. R. Forster. 3. Th. S. 433. D. Uebers.

**) Unter Taprobana wird richtiger die Insel Ceylon verstanden. D. Uebers.

brechen verurtheilt sind. Der Kriegsgefangene oder der Verbrecher, dessen Haupt man mit einem Stücke Zeuch und mit einer großen Schüssel voll Salz und Citronensaft bedeckt, wird an einen Pfahl gebunden, um den sich die Einwohner mit gieriger Wuth herumdrängen; sie werfen ihre Lanzen auf ihn, und wenn er tödtlich verwundet ist, so stürzen sie auf ihn los, hauen ihn mit ihren Messern entzwei, tunken Stückchen davon in das Salz und in den Citronensaft, lassen sie leicht rösten, und verschlingen sie mit einem wilden Enthusiasmus. (Die Battas sind die ursprünglichen Einwohner mehrerer ostindischen Inseln, welche von den Eroberern z. B. den Malayen, ins Innere des Landes zurück getrieben worden sind. Battas findet man nicht blos auf Sumatra, sondern auch auf Borneo, Ceylon u. s. w. Die Sitten und der Charakter der Battas weichen in den verschiedenen Ländern, worin sie leben, etwas von einander ab. Auf Ceylon sind sie scheu und wild, auf Sumatra haben sie mehr Kultur, und ob sie schon grausam sind, so sind sie doch nicht schüchtern. Ueber die Battas auf Ceylon siehe Percivals Beschreibung d. Ueb. S. 324. und über die Battas auf Sumatra Wurmbs Merkwürdigkeiten aus Ostindien S. 21—54. und Marsden i. 3. B. von Sprengels Beiträgen S. 275. D. Ueb.)

Achtes Kapitel.

Abfahrt von der Küste von Sumatra — Wir begegnen einem malayischen Fahrzeuge, das dem Könige von Natal gehört — Unsere Ankunft zu Batavia — Landung der Truppen, welche die Expedition bildeten — Bedingungen, unter welchen sie von der holländischen Regierung aufgenommen werden. — Von dem Ingenieurcorps bleibe ich allein zu Batavia — Rückreise der Stabsofficiere nach der Insel Frankreich — Weigerung des Iman von Mascate, unsern Consul anzunehmen — Ankunft einer holländischen Abtheilung aus Europa.

Den 5ten December 1803 um 3 Uhr befanden wir uns noch sehr nahe am Lande, weil uns der Wind entgegen war; wir machten auf ein kleines Fahrzeug Jagd, das nach Bencuken segelte; wir konnten es aber nicht einholen, es flüchtete in das Becken von Pullobay. Zu Mittage bekamen wir ein anderes Fahrzeug zu Gesichte, auf das wir wieder Jagd machten; um halb 8 Uhr Abends näherte es sich dem Admiralschiffe; es war die Prise Menatchi, die wir wegen der Finsterniß nicht erkennen konnten. Man hatte sie so schnell fortgeschickt, daß der befehlshabende Officier vergessen hatte, sie mit Wasser und Holz zu versorgen, das er auf seiner Fahrt brauchte. Man brachte die ganze Nacht damit zu, ihr alle diese Bedürfnisse von dem Marengo und der Belle Poule zu liefern, was wegen eines heftigen Sturmes nicht leicht war, den wir von

10 Uhr bis um Mitternacht auszustehen hatten, und der uns sogar nöthigte, alle unsere Segel einzuziehen.

Den 6ten stießen wir auf ein malayisches Fahrzeug, das blaue Flagge führte; wir mußten mehrere Kanonenschüsse, und die Belle Poule mußte von ihren Vordercastellen einige Pistolen- und Flintenschüsse auf dasselbe thun, ehe es sich ergab; wir bugsirten es und führten es auf Befehl zum Admiral. Aus seinen Papieren und seiner Erklärung sah man, daß es von Natal auf der Küste Sumatra kam, daß es mit Pfeffer für Rechnung des Königs dieses Landes geladen, und nach Benculen bestimmt war. Man gab ihm seine Papiere wieder und ließ es aus Achtung für diesen indischen Fürsten frei, dem der Admiral von Seiten der französischen Regierung viel Freundschaft bezeugen ließ.

Der Capitain dankte dem Contreadmiral Linois, und versprach, seinem Könige die gute Aufnahme zu erzählen, die man ihm erwiesen hätte. Zu Mittage verließ man ihn; allein eine Stunde darauf erinnerte sich der Admiral, daß es der Flotte an Pfeffer gebreche, daß dieses Gewürz auf der See, besonders im indischen Meere, wo eine außerordentliche große Hitze herrscht, unentbehrlich, und daß diese Waare an den Gouverneur von Benculen gerichtet sey; er schickte daher einen Officier am Bord des malayischen Schiffs, ließ ihm 60 Ballen Pfeffer wegnehmen und gab ihm endlich seine völlige Freiheit. Dies indische Fahrzeug hatte beinahe die Gestalt einer Brick, war aber schmäler; es konnte ungefähr 80 Tonnen halten, und hatte zwei Steuerruder.

Die ganze Nacht vom 6ten auf den 7ten war außerordentlich stürmisch; es regnete sehr stark, und wegen des Donners und des Blitzes, die mitten in der

größten Finsterniß nicht aufhörten, waren unsre Schiffe alle Augenblicke in Gefahr, an einander zu stoßen.

Den 7ten um 9 Uhr Morgens entdeckten wir im Süden ein Viertel S. W. die betrügliche Insel (Ile Trompeuse). Das Meer war still. Zu Mittage befanden wir uns unter dem 4° 53′ S. B.; um 3 Uhr erblickte man zwei Fahrzeuge; wir sollten Jagd auf sie machen, aber sie entwischten uns. Den 8ten Vormittags bekamen wir die Insel Pullo-Pisang zu Gesichte, die ungefähr eine halbe Meile von dem festen Lande von Sumatra liegt; es ist eine kleine Insel, auf der man Wasser einnehmen kann. Zu Mittage waren wir unter dem 5° 8′ S. B.; den Ueberrest des Tages lavirten wir, um in die Meerenge von Sunda einzulaufen.

Den 10ten Morgens entdeckten wir die südlichste Spitze von Sumatra; um halb 11 Uhr die Insel Curatacoa; zu Mittage die Prinzeninsel und um 1 Uhr die Keflechinsel, die sämmtlich am Eingange der Sundastraße liegen. Zu Mittage befanden wir uns unter dem 6° 11′ S. B.; da sich das Wetter aufgeklärt hatte, und ein frischer Wind wehte, so liefen wir mit einem guten Winde in die Meerenge ein. Um 6 Uhr Abends segelte man um die Pfefferspitze auf der Insel Java in O. S. O.; um die Spitze, die glückliche Ankunft, auf der nämlichen Insel und um die Ostspitze der Prinzeninsel in S. S. O. unterm 5° S. B.; um Mitternacht um die Pfefferspitze in Osten. Da uns der Admiral des Abends den Befehl gegeben hatte, 4 französische Meilen weit voraus zu segeln, und einen Ankerplatz mit 18 Klaftern Tiefe aufzusuchen, so giengen wir um 1 Uhr Morgens mit 31 Klaftern vor Anker.

Den 11ten um 6 Uhr machten wir uns segelfertig und bekamen nebst der Semillante Befehl, voraus zu segeln, und die Bay von Bantam zu untersuchen, in die vielleicht einige englische Schiffe geflüchtet seyn könnten. In der nämlichen Stunde fuhr man um die Südostspitze der Insel in der Mitte gegen Nordosten, um die große Toque gegen N. O. ¼ N. und um die Sanct Niclasspitze in N. O. 3 Grade östlich. Um 8 Uhr segelten wir bei dem Posten Danieres vorbei; um 9 Uhr wurden wir vor uns ein dreimastiges Schiff gewahr; wir gaben dem Admiral Nachricht davon, und setzten unsere Reise längs der Küste von Java fort; es war ein amerikanisches Fahrzeug, das man untersuchte und alsdann frei gab. Zu Mittage fuhren wir um die Spitze von Bantam in S. O. und um die von Pullo-Baby in O. N. O.

Da wir in der Bay von Bantam kein Fahrzeug sahen, so legten wir uns quer vor, um den Morengo und die Belle Poule zu erwarten. Unterdessen kamen über vierzig Praums (platte malayische Fahrzeuge) aus der Bay heraus und fuhren längs der kleinen platten Insel hin, die am Eingange liegt. Wir hofften, sie würden uns einige Erfrischungen an Geflügel, Früchten und Gemüsen anbieten; allein sie schienen uns vielmehr zu fürchten; denn ein Theil flüchtete sich längs dieser kleinen Insel hin. Diese Insulaner gehen in den Archipelagus der Sundastraße auf den Fischfang, und verkaufen das, was sie fangen, um davon zu leben. Um halb 2 Uhr waren alle Schiffe beisammen und wir näherten uns den tambusischen Inseln, von denen man einen Kanonenschuß auf uns that; wir fuhren in Süden vor der größten vorbei, die auf der gegenüber befindlichen Seite eine Sandbank hat, worauf nur 18 Fuß Wasser ist; nachdem wir mit dem Senkblei in der

Hand vor ihnen vorbei waren, giengen wir Abends um 5 Uhr mit 17 Klaftern Tiefe bei diesen Inseln vor Anker.

Den 12ten um 6 Uhr Morgens kam vom Lande eine Prauw an Bord des Admiralschiffs, das sogleich eine Kanone abfeuerte; wir machten uns segelfertig und reisten ab; wir fuhren vor mehrern kleinen Inseln theils vorbei, theils zwischen ihnen hindurch, die ebenfalls sämmtlich eine Kanone abfeuerten. Um halb 9 Uhr fuhren wir vor der kleinen Festung auf der Insel Onrus vorbei, wo sich die Werfte zur Ausbesserung der Schiffe der holländisch-ostindischen Compagnie befinden; auf ihrer Rhede lag eine Fregatte und eine Corvette; wir wurden von diesem kleinen Fort begrüßt. Da der Contreadmiral Linois bemerkte, daß sich alle Schiffe, die auf der Rhede von Batavia lagen, bei unserer Annäherung in segelfertigen Stand setzten, und aus ihrem Manoeuver schloß, man halte uns trotz unsrer Flagge für Engländer, so gab er uns Befehl, schnell voraus zu segeln, um den Holländern ihren Irrthum zu benehmen, und neben ihnen vor Anker zu gehen. Um halb 10 Uhr langten wir auf der Rhede an; man setzte die Chaluppe aus und der Schiffsfähndrich Herr Dutrest erhielt Befehl, an Bord der holländischen Fregatte, die da das Kommando hatte, zu gehen, dem Capitain zu melden, daß wir Franzosen wären, und ihn von der Ursache unsers Einlaufens zu unterrichten. Endlich um 10 Uhr Vormittags gieng die Abtheilung auf der Rhede vor Anker. Den Befehlshaber der Rhede und seine Officiere lud der Admiral auf sein Schiff ein.

Den 13ten stiegen der Generaladjutant Gosson und sein Stab ans Land. Wir hofften ebenfalls von einem Augenblicke zum Andern Befehl zur Landung zu

erhalten; aber man ließ uns wider Erwarten bis zum 21sten Morgens an Bord, ob wir schon in der ungesundesten Jahrszeit waren. Die hohe Regierung hatte bei der Landung des Hrn. Gosson erfahren, daß sich mehrere Officiere ohne Soldaten, die zu seinem Generalstabe gehörten, und Officiere von Seapoys im Gefolge des 1zten Bataillons an Bord befänden, das blos aus 240 Mann bestehe, daß außerdem zwei Artillerie- und zwei Ingenieurofficiere nebst vier Bataillonschefs darauf wären, wovon zwei ihre Bestallung von Hrn. Gosson auf der Reise erhalten hätten; auch machte Hr. Gosson große Ansprüche, welche seine Aufträge und seine Gewalt weit überschritten; sie hielt daher diese Expedition mehr für eine Last als für einen Beistand für die Colonie. Sie machte die Bemerkung, sie habe mehrere Schiffe abgeschickt, um auf der Insel Frankreich 1000 Mann Truppen zu holen, sie sey aber nicht willens, ein Bataillon Officiere und Unterofficiere zu unterhalten. Diese Bemerkungen und Schwierigkeiten hatten, wie man sagte, ihren Grund in der Eifersucht des Brigadier Sandokroy, eines Schweizers, der Oberbefehlshaber der holländischen Truppen in Indien war, und in dem Rufe stand, als hasse er alles, was Franzose heiße, bis auf den Tod, und der in Hrn. Gosson, mit dem er in vorigen Zeiten einige Streitigkeiten gehabt hatte, einen Standesnebenbuhler erblickte. Bei dieser Gelegenheit benützte er bei dem Generalgouverneur Siberg seinen ganzen Einfluß, der ihm übrigens in allem, was das Militair betraf, die ausgedehnteste Macht überließ. Es fanden daher viele Unterhandlungen statt, und man mußte zu Hrn. v. Sinois Vermittelung seine Zuflucht nehmen, um diese Zwistigkeiten beizulegen und Erlaubniß zu unserer Landung zu erhalten.

Alle Truppen wurden auf einer Ebene, die Welte Freden genannt, 1½ Stunde von der Stadt, wegen der Ungesundheit der Letztern, in Casernen verlegt, wo ich auch Herrn Gosson fand, der mir eine Wohnung im Rücken des französischen Lagers an der Seite eines chinesischen und malayischen Dorfes verschaffte. Er sagte mir, morgen werde bei ihm eine Versammlung der höhern Officiere und Capitaine der Expedition statt finden. Zu der bestimmten Stunde verfügten wir uns dahin; wie groß aber war bei uns allen das Erstaunen, als er uns erklärte, die hohe Regierung wolle weder ihn in seiner Eigenschaft anerkennen, noch die Officiere seines Stabes und jene der Seapoys anstellen; er lege daher seine Stelle nieder, gebe dem 12ten Bataillon, das der Obristlieutenant Herr Jauffret befehligte, die Erlaubniß, vorläufig in Diensten der holländisch ostindischen Compagnie zu bleiben, und jeder Officier ohne Truppen und vom Gefolge habe die Freiheit, einen Entschluß zu nehmen, den er für den besten halte. Ueber diese Erklärung faßte man ein Protocoll ab, das man nach der Insel Frankreich schickte; um einen Entschluß in Betreff meiner zu nehmen, erwartete ich Nachricht von dem Entschlusse des Herrn Soleil, unter dessen Befehlen ich stand.

In dem Beschlusse der hohen Regierung befand sich ein Artikel, der Bezug auf uns hatte; es hieß darin, blos die Artillerie- und Ingenieurofficiere könnten bleiben, und man wolle sie anstellen, aber unter der Bedingung, daß wir den französischen Dienst verließen und in den der Compagnie träten, worein aber keiner von uns willigen wollte. Endlich wurde eine vorläufige Uebereinkunft über die Verwendung der Truppen und der Officiere vom Gefolge abgeschlossen, worin es hieß, daß beide so lange der batavischen Republik als

Hülfstruppen, und zwar unter den unmittelbaren Befehlen des Oberbefehlshabers der Landtruppen in Ostindien, des Herrn Simon Saldelroy, oder in seiner Abwesenheit des ältesten batavischen Officiers dienen sollten, bis sie der Generalgouverneur Decaën zurückrufe. Diese Uebereinkunft, die den 5ten Januar 1804 zu Welte-Froden bei Batavia abgeschlossen wurde, bestand in 17 Artikeln.

Unterdessen hatte der Contreadmiral Linois seine Flotte verproviantiren lassen, und war den 29ten December 1803 abgesegelt, um am Eingange der Meerenge von Malacca zu kreuzen, wo die Convoy nach China durchsegeln sollte; er hatte die holländische Brick, den Avanturier, mitgenommen, und die Prise, Elisa Anna, zu Batavia gelassen, um ihre Ladung an Reis vollständig zu machen, und sie alsdann nach der Insel Frankreich zu schicken, wo sie wie die übrigen zu unserm Vortheile verkauft werden sollte. Der Capitain vom Stabe des Herrn Gosson, Herr Tiroche, bat um die Erlaubniß zur Fahrt auf diesem Schiffe, welche er auch erhielt, um nach der Insel Frankreich zurückzukehren, und von Seiten seines Befehlshabers, den amtlichen Bericht von allen Vorgängen zu überbringen. Da der Obristlieutenant vom Ingenieurcorps, Herr Soleil, nicht wieder in seinem Grade angestellt werden konnte, so bat er ebenfalls um seine Rückreise; die hohe Regierung gab ihm die Antwort, sie habe ihm dieselbe in ihrer Berathschlagung am 16. Januar zugestanden; was mich anbetraf, so sollte ich in meiner Eigenschaft als Ingenieurcapitain als zu den Hülfstruppen gehörig, unter den Befehlen des Obristen des holländischen Ingenieurcorps und Directors der Festungen angestellt werden, und meine Besoldung sollte jener der Capitaine von meiner Waffe gleich seyn.

Den 20sten Jannar segelten die erwähnten Franzosen nach der Insel Frankreich ab; sie begleitete der Regimentschirurgus vom 12ten Bataillon, Herr Sauffre, der von der hohen Regierung den Auftrag erhalten hatte, auf der Insel Frankreich Kuhpockenimpfstoff zu holen. Da der Generalgouverneur Sjberg von dem Generalcapitain Decaën eine prächtige Flinte aus der Fabrike von Versailles erhalten, und auch durch das Fahrzeug des Japaners dasjenige bekommen hatte, das ihm jährlich der Kaiser dieses Landes schickt, so sandte er dasselbe ganz, so wie er es bekommen hatte, an den Herrn Generalcapitain Decaën, um ihn für das seinige zu danken; diese Geschenke, die man auf die Harmonie lud, bestanden in kostbaren Meubles zu verschiedenem Gebrauche.

Der Generaladjutant Gosson verlangte nunmehro amtlich von der hohen batavischen Regierung seine Rückreise nach der Insel Frankreich auf einem neutralen Fahrzeuge, die ihm durch eine Entscheidung vom 24sten auf einem amerikanischen Schiffe bewilliget wurde. Einige Tage darauf forderten auch die Herren Marbot, Robillard und Land-Voisin, Officiere von seinem Stabe, Opfer dieses Mißgeschicks und der Feindschaft, die man beständig gegen Herrn Gosson zeigte, ihre Rückkehr auf dem nämlichen Fahrzeuge, welche sie auch erhielten.

Den 26sten Jannar wurden mehrere Kriegsschiffe in der Sundastraße signalisirt: Einige hielten sie für die Abtheilung des Herrn von Linois, welche wegen einiger Beschädigungen zur Rückkehr genöthigt wäre; Andere glaubten, es wäre die Abtheilung des Contreadmiral Decker, die von der Insel Frankreich oder vom Vorgebirge der guten Hoffnung zurückkomme; denn man war fest überzeugt, daß es keine

englische Flotte seyn könne. Die Unfälle, welche diese Nation auf der Insel Ceylon durch die Eingebornen und den König von Candy und an der Küste durch die Maratten erlitten hatte, die sie so geschlagen, daß sie nach dem Berichte eines dänischen Capitains, der von Tranquebar kam, in einem einzigen Treffen 3 Generale und 20 Officiere, sowohl von den Europäern als Seapoys, verloren hatte; diese Unfälle, sage ich, machten natürlich die Zusammenziehung ihrer Kräfte auf diesen verschiedenen Punkten nothwendig. Endlich sah man, daß es eine holländische Abtheilung von 4 Schiffen war, wovon 2 von 74 Kanonen und 2 Fregatten, unter den Befehlen des Viceadmirals Hartsing, waren; sie kam von Ferrol in Spanien und war zu Rio-Janeiro in Brasilien eingelaufen; sie war zur Vertheidigung der Insel Java bestimmt; den 1sten Februar kam sie auf der Rhede an und gieng zu Mittage vor Anker.

Den Tag darauf um 8 Uhr Morgens traten alle Truppen unter das Gewehr und marschirten nach dem Schlosse, um den Viceadmiral zu bewillkommen und die folgenden Tage erhielt er den Besuch von allen Civil- und Militairgewalten.

Den 8ten langte die französische Fregatte Atalante von der Insel Frankreich an, von wo sie den 18ten December abgesegelt war, um den Herrn Lavaignac nach Mascate zu bringen, der dahin zum Consul ernannt war; sie brachte ihn aber wieder mit zurück, weil ihn der dasige Iman in dieser Eigenschaft nicht hatte anerkennen wollen. Indessen hatte ihn doch dieser arabische Fürst sehr gut aufgenommen und seines Schutzes versichert, wenn er als Privatmann da bleiben wolle; er sagte, er hätte eine große Menge

Schiffe in den indischen Meeren, welche ihm die Engländer sicherlich wegnehmen würden, wenn er einen Geschäftsführer der französischen Regierung bei sich hätte, weil sie ihn als einen Bundesgenossen unsrer Nation ansehen würden; endlich habe er nicht Macht genug, um ihnen Widerstand zu leisten, wenn sie ihm den Krieg erklärten; wolle ihm aber der erste Consul Beistand und Unterstützung senden, so wolle er alle seine Abgesandten annehmen.

Unglücklicherweise wußte die Atalante bei ihrer Abreise von Mascate noch nichts von der neuen Kriegserklärung, denn sie hätte vor ihrer Ankunft an ihrem Bestimmungsorte eine reiche Prise machen können. Als sie zu Mascate vor Anker gehen wollte, segelte ein englisches Schiff mit Ballast ab, das 5 Millionen Rupien (ungefähr 3 Millionen Thaler) an Bord hatte, und ein anderes englisches Fahrzeug war bei ihrer Ankunft noch da, das 300,000 Piaster und viele Waaren am Bord hatte; der Capitain desselben, der eine Vermuthung von den neuen Feindseligkeiten hatte, ließ bei der Ankunft der französischen Fregatte alles ausladen; erst acht Tage darauf erfuhr man durch ein mohrisches Fahrzeug den Wiederausbruch des Kriegs.

Auch erhielten wir zu gleicher Zeit die Nachricht, es wäre in China Eine von den Revolutionen ausgebrochen, die in diesem Lande ziemlich gewöhnlich sind. Eine Sommie (ein chinesisches Fahrzeug) *), die den 6ten anlangte, war aus den Häfen dieses Reichs entwischt; der Capitain erklärte, daß, da der Kaiser ohne männliche Kinder gestorben wäre, dies ganze ungeheure

*) Die chinesischen Fahrzeuge heißen sonst Junken.

D. Uebers.

Reich im Revolutionszustande sey; die Mandarinen wären mit einander in Krieg und man hätte sogar die Gemahlin, die Töchter, die Mutter und die Schwestern des verstorbenen Kaisers verhaftet. Den 13ten Februar langte eine englische Brick an, die die Abtheilung des Herrn von Linois an der Meerenge von Malacca weggenommen und die weiße indische Leinwand, Musline u. s. w. geladen hatte.

Den Tag darauf schifften sich die Herren Gosson, Marbot, Robillard und Land-Voisin auf das amerikanische Schiff ein, das sie nach der Insel Frankreich zurückbringen sollte, und reisten ab. Nachdem die Atalante Lebensmittel eingenommen hatte, gieng sie den 18ten unter Segel, um wieder zur Abtheilung des Contreadmiral Linois zu stoßen.

Neuntes Kapitel.

Beschreibung von Batavia — Seine Lage. — Seine Regierung — Sein Handel — Seine Verbindung mit Japan — Art, wie man in diesem Lande handelt — Allgemeine Bemerkungen über den Handel mit Colonialprodukten.

Batavia liegt auf der Nordküste der Insel Java *), im ehemaligen Königreiche Jacatra, unter dem 6° 10' S. B. und unter dem 122° 47' ö. L.; es läuft ein großer Fluß durch sie hin, der eine kleine Viertelstunde von der Stadt ins Meer fällt.

Diese Stadt ist eine der größten und reichsten in Asien; durch alle Straßen gehen Kanäle, auf denen Fahrzeuge von mittlerer Größe fahren können. Sie ist der Hauptort der holländischen Besitzungen in Ostindien und der Sitz des hohen Regierungsrathes. Dieser besteht aus zwölf Mitgliedern, zu denen der Generalgouverneur gehört, der den Vorsitz führt. Bei meiner Ankunft waren folgende Personen Mitglieder dieses Raths:

*) Die Insel Java liegt zwischen dem 6. und 10° S. B. und zwischen dem 192 der Länge von Ferro östl., und ist etwa zwei hundert Stunden lang und an den meisten Stellen dreißig Stunden breit. Ihre Bevölkerung kann man nach von Hogendorp ohne Bedenken auf 5 Millionen Seelen anschlagen. Ihre Fruchtbarkeit ist unglaublich. Die Küstenländer oder das Gouvernement der Nordküste hat wenigstens 1½ Million Einwohner. D. Uebers.

Herr Siberg, Generalgouverneur und Präsident;
— Wise, Generaldirektor der Regierung;
— Engelhart, Generaldirektor und Gouverneur von Java;

— Eyseldyck;
— Rymsdeck;
— Cantersvischer;
— Bailly;
— van Hausen;
— Rose, Resident zu Tscheribon;
— Holl;
— Waldeck;
— Sandolroi, Brigadier;

} Edlers (Räthe von Indien).

— van Braam;
— Mooreff;

} Secretaire.

Zwei Tage aber vor meiner Abreise von Batavia (den 1sten December 1804) langte ein neutrales Fahrzeug mit Depeschen aus Europa an, die zu einigen Veränderungen in der Regierung Veranlassung gaben. Der Generalgouverneur Siberg erhielt seinen Abschied, den er wegen seines hohen Alters schon mehrmals verlangt hatte; seine Stelle erhielt Herr Wise, dessen Posten der Rath Eyseldyck bekam.

Gewöhnlich wird alle Dienstage und Freitage von 7 Uhr Morgens bis zu Mittage Rathssitzung gehalten. An diesen Tagen erweist die Schildwache auf dem Posten des Gouverneurs jedem der indischen Räthe die nämlichen militairischen Ehrenbezeugungen, wenn sie vorbei fahren, wie einem General. Sobald man die beiden Läufer bemerkt, die vor ihren Wagen vorausgehen, kommen die Soldaten heraus, treten ins Gewehr und es wird die Trommel gerührt.

Dieser Rath hat eine unumschränkte Gewalt; er

giebt Gesetze und hebt ihre Vollziehung auf; unterhält Truppen, ernennt Könige, erklärt ihnen den Krieg, schließt endlich Friedens- und Bundesverträge mit allen orientalischen Fürsten ab, und hat bei sich Residenten. Außerdem entscheidet er über alle Handelssachen, so wie über die bürgerlichen und Militairangelegenheiten. Jedoch kann man die ganze Gewalt dieses Rathes als in der Person des Generalgouverneurs und Präsidenten vereinigt ansehen; denn dieser kann auf seine Verantwortlichkeit alle vorgeschlagenen Entschlüsse fassen, die gegen seine Meinung nicht angenommen werden.

Ein Fiscal verwaltet die Polizei, und besorgt die peinlichen Angelegenheiten; er hat viel Gewalt und kann ziemlich willkührlich die Geldbußen und andern Strafen bestimmen. Ein Schabendar (Generalagent des Handels) vertritt die Stelle der Consuls für alle Nationen; bei allen Handelsgeschäften macht er die Mittelsperson; endlich liegt ihm ob, die Fremden, Fürsten oder Privatpersonen, dem Rathe vorzustellen. Ein Marinefiscal hat alles das zu besorgen, was sich auf die Polizei der Rhede, des Flusses und der schiffbaren Kanäle bezieht.

Der Handel, den man zu Batavia treibt, ist beträchtlich, er ist aber eigentlich blos Tauschhandel; denn die Ausfuhr des baaren Geldes ist ausdrücklich verboten; kein Kauffartheicapitain, kein Kaufmann, der Piaster mitbringt, darf sie wieder mitnehmen; er muß sie ausgeben. Die Chinesen, die den Zoll gepachtet haben, untersuchen sehr sorgfältig alles, was man einschifft, und wenn sie gemünztes Gold oder Silber finden, so confisciren sie es nicht allein, sondern die Eigenthümer werden auch mit einer Geldbuße und mit Gefängniß bestraft.

Wenn ein Schiff anlangt, so wendet sich der Capitain an den Schabendar, und übergiebt ihm ein Ver-

gleichfalls seiner Ladung; dieser wählt diejenigen Sachen aus, zu denen die ostindische Compagnie gerade Lust hat, besonders solche, wovon sie sich den ausschließlichen Handel vorbehalten hat: z. B. Opium, Campher, Benzoe, Calin, Zinn, Eisen, Salpeter, Schießpulver, Kanonen, und kommt über die Artikel, die er dafür im Tausche geben will, und über den Preis jedes derselben überein. Diese Uebereinkunft findet bei dem Generaldirektor statt; der Capitain setzt hierauf ein Verzeichniß von dem auf, was ihm noch übrig bleibt, und giebt bei dem Rathe eine Bittschrift ein (aber immer durch die Vermittelung des Shabendar), um die Erlaubniß zu erhalten, diesen Ueberrest an die Meistbietenden zu verkaufen. Wenn er eine Entscheidung erhalten hat, die für ihn in einem solchen Falle immer günstig ausfällt, so schlägt er dies Verzeichniß in dem privilegirten Gasthofe der Stadt an; und von diesem Augenblicke an können sich die Kaufleute mit ihm in Geschäfte einlassen.

Selten erhalten diese Capitaine alles das durch Tausch, was sie verlangen; fast immer zwingt sie die Compagnie, ein Viertheil oder ein Drittheil in Gewürzen anzunehmen: dies sichert ihr einen gleichmäßigen Absatz von allem dem, was sie im Magazine vorräthig hat.

Da die Stadt Batavia die allgemeine Niederlage aller Gewürze der Molucken und der Produkte der Insel Java ist, die in Reis, Kaffee, Zucker, Arack und Pfeffer bestehen, so langen beständig Schiffe aus allen Theilen Indiens, aus Amerika, von den afrikanischen Inseln, ja selbst aus Europa an; und trotz des Krieges und der Ungesundheit von Batavia, ist doch die Rhede beständig mit den Flaggen aller Nationen angefüllt, welche der sichere Gewinn herbeilockt, den man da macht.

Aus Bengalen bringt man Droguereiwaaren,

Patenas, blaue Leinwand, verschiedene Arten Tuche und Opium, die man gegen Reis, Zucker, Kaffee, Thee, Gewürz, Arack, etwas Seidenwaaren und chinesisches Porzellan vertauscht.

Die Schiffe der Könige von Achem und Natal, auf der Insel Sumatra, bringen Campher (welches der beste ist, den man kennt), Benzoe, Vogelnester, Calin und Elephantenzähne und nehmen dafür Reis, Opium, einige Patenas und linnene Kittel mit zurück, die man auf Java, Macassar und auf den Molucken verfertigt.

Die Schiffe der Fürsten auf der Insel Borneo bringen Goldstaub, Diamanten und Vogelnester und laden dafür Reis, Opium, Patenas, linnene Kittel, Schießpulver, und bisweilen kleine Kanonen, um sich, wie sie sagen, gegen die Seeräuber zu vertheidigen, vielmehr aber, um sich derselben als solche zu bedienen.

Die Amerikaner bringen Casimire, Tücher, Hüte, Gold- und Silberdrath, Borten, Papiere, Wein, Bier, Selterwasser, Lebensmittel und Piaster; und nehmen dafür Gewürze, Zucker, Arack, Thee, Kaffee, Reis, Rohr und etwas Weniges Seidenzeuch und chinesisches Porcellan mit.

Von Mascate bringen die Schiffe Piaster und arabisches Gummi, das sie gegen Zucker, Thee, Pfeffer, Reis und Porcellan vertauschen.

Die Schiffe von der Insel Frankreich bringen Wein, eßbare Sachen, z. B. Olivenöl, Weinessig, Schinken, Käse, Seife, Quincailleriewaaren, etwas kurze Waaren und Ebenholz; und erhalten dagegen durch Tausch viel Reis, weißen und Candiszucker, Kaffee, Pfeffer, Arack, Thee, eine große Menge chinesisches Porcellan und Töpferwerk von Bantam, Atlas und Pekins, Calin und Rotangs.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung erhält man Gartensämereien, Butter, Madera- und Constantiawein, wofür man Reis, Zucker, Kaffee, Thee und Gewürze eintauscht.

Die Chinesen bringen eine sehr grosse Menge Porcellan und alle Arten von Seidenwaaren; man giebt ihnen dafür im Tausche Piaster, Opium, Eben- und Sandalholz, Gewürze und Vogelnester, wornach sie sehr lüstern sind.

Diese Nester sind fast so groß wie eine halbe Frauenzimmerhand; sie werden von einer sehr kleinen Seeschwalbe verfertigt, und bestehen aus einer klebrigten Substanz und aus dem Meeresschaume, die durch Fäden mit einander verbunden sind. Man findet sie an den Küsten aller Sundainseln hin und im Innern der Höhlen und steilsten Felsen. Die Art, wie sie die Indier aufsuchen, ist folgende: sie stecken oben auf die Spitze der steilen Anhöhen einen Pfahl, befestigen eine Strickleiter daran und lassen sich so in die gefährlichsten Orte hinab, um ihnen da nachzuspüren. Diese Nester machen einen sehr beträchtlichen Handelszweig mit China aus. Ob sie schon weder Geruch noch Geschmack haben, so besitzen sie doch die Eigenschaft, daß sie erhitzen, dem zerrütteten Magen wieder Spannkraft verschaffen und alle Arten von Empfindung erwecken; endlich sind sie Eines der stärksten Reizmittel. Man macht eine vortreffliche Brühe daraus und thut sie bei allen Fürsten und Gouverneurs von Indien in alle Ragouts. Da sie ausserordentlich theuer sind, so können blosse Colonisten sie nicht kaufen; denn das Pfund kostet 5 bis 6 Louisd'ors; die weissen Nester sind die gesuchtesten. Wenn man sie zubereiten will, so muß man sie vorerst drei- bis viermal in lauwarmen Wasser wa-

schen; sie schwellen an wie große italienische Nudeln, wenn sie eine Zeit lang darin gewesen sind.

Verbindungen mit Japan.

Da die Holländer die einzigen Europäer sind, die mit Japan in Verbindung stehen, so schickt der Generalgouverneur von Indien alle Jahre im Monat Juli ein Schiff von 12 bis 1500 Tonnen, mit Casimirs, feinen Tüchern, Uhren und Gewürzen dahin; alle diese Waaren werden fast gänzlich gegen Kupferstangen umgetauscht, woraus man eine sehr grobe Münze zur Bezahlung der indischen und europäischen Truppen, so wie der Angestellten in den Faktoreien der Insel Java und der Molucken macht. Diese Stangen sind von einem der schönsten rothen Kupfer, das man finden kann und so dick wie ein Finger; man schneidet sie in Stücke von 2, 4, 6 und 8 holländische Sous; der Werth ist darauf geprägt. Diese Münze nennt man in der malayischen Sprache Batu, das so viel als Stein sagen will. Auch zieht die Compagnie aus Japan Campher, der aber bei weitem nicht so gut als der von Sumatra ist.

Diese Reisen sind für die Schiffscapitaine, die dazu den Auftrag erhalten, sehr einträglich. Da ihnen außer dem, was sie in ihrem Zimmer und auf dem Verdeck haben, mehrere Tonnen erlaubt sind, so bringen sie für ihre Rechnung verschiedene Arten von Geräthschaften, Fächer, verschiedene Gegenstände von Kupfer und Säbel mit, deren Klingen von einer Härte sind, die den besten Damascenerklingen gleich kommen. Diese Säbel sind eine verbotene Waare; auf diese Art setzen in jedem Lande Eigennutz und Habgier die Kaufleute, die die Gesetze übertreten, großen Gefahren aus.

Von diesen Säbelklingen verkauft man zu Batavia das Stück für 4 bis 8 Louisd'ors.

Bei dieser Ladung befindet sich allemal ein Geschenk für den Kaiser dieses großen Reichs; dieser Regent schickt dagegen Eins mit an den Generalgouverneur der holländisch ostindischen Besitzungen. Dasselbe besteht gewöhnlich in Secretairen, Kommoden und Necessairen von einem kostbaren Holze, die entweder bunt oder einförmig und mit einem Firniß, der diesem Lande ganz eigenthümlich ist, überzogen und mit Blumen oder verschiedenen andern Zeichnungen von vielfarbigen Perlenmuttern verschönert sind.

Die Art, wie man in Japan Handel treibt, hat etwas ganz Eigenthümliches, seitdem die Jesuiten Missionarien aus dem Lande gejagt worden sind, weil sie durch Verbreitung ihrer Lehre den Saamen zur Zwietracht ausstreueten. Die ostindische Compagnie hat einen beständigen Geschäftsführer auf einer kleinen Insel (Nangasaky *)), die nicht weit von der Hauptinsel entfernt ist. Wenn das Schiff von Batavia nicht weit mehr entfernt ist, ruft ein Geschäftsträger des Kaisers den Capitain an, und fragt ihn, ob er ein Christ sey? Dieser erwiedert, daß er ein Holländer sey; dann giebt man ihm ein Zeichen, daß er sich nähern soll; von diesem Augenblicke an umringt ihn eine sehr große Menge bewaffneter Boote. Man untersucht ihn erstlich, um nachzusehen, ob er etwan Frauenzimmer oder Bücher bei sich hat; denn durch ein strenges Gesetz ist die Annäherung jedes Frauenzimmers an diese Insel und die Einführung jedes Buchs verboten; wagte es ein

*) Der Kaiserstaat Japan besteht aus einer Reihe großer und kleiner Inseln. D. Uebers.

holländisches Schiff dergleichen an Bord zu führen, so würde man es sogleich abweisen, ohne daß es irgend etwas durch Tausch erhielte, und dies würde eine hinlängliche Veranlassung einer Abbrechung in den Handelsverhältnissen seyn. Nach dieser Untersuchung schifft man alle Waaren aus; man entwaffnet das Fahrzeug, nimmt Masten und Taue weg, ohne daß der Capitain und seine Mannschaft etwas dazu sagen dürfen: alles schafft man ans Land; dem Geschäftsführer des Kaisers übergiebt der Schiffer ein Verzeichniß seiner Ladung und schreibt das auf, was er dafür eintauschen will, und erwartet seine Rückladung. Ohne Verzug schickt man ihm auf die Insel Lebensmittel und Frauenzimmer, die er verlangt, und die er und seine Mannschaft brauchen (die japanischen Gesetze erlauben den Umgang mit den Frauenzimmern des Landes). Unterdessen besorgt der Capitain seine eigenen Angelegenheiten und tauscht die Waaren ein, die er zu haben wünscht. Wenn alles zu Stande ist, und die Waaren, die zur Rückladung bestimmt, an die Küste geschafft sind, und der Kaiser ein Verzeichniß von demjenigen überschickt hat, was er im künftigen Jahre zu haben wünscht, dann schaffen die Japaner selbst die Ladung auf das Schiff, bewaffnen es, geben Tau und Masten zurück, und überliefern wieder alle Waffen, alle Papiere und Sachen, die sie bei der Ankunft in Beschlag nahmen. Man weiß kein Beispiel, daß je etwas gefehlt hat; die Ehrlichkeit geht in der That in diesem Reiche so weit, daß die Kaufleute ihre Buden und Magazine fast immer ohne Wächter und ohne Commis lassen. Hat ein Japaner etwas nöthig, so geht er in die Bude, worin es verkauft wird; findet er Niemand darinnen, so nimmt er es, legt dafür den angegebenen Preis hin und geht wieder fort.

Des Nachts sind alle Straßen in den Städten mit eisernen Gitterthüren verschlossen; jeder Japaner steht für seinen Nachbar; sie sind daher alle dabei interessirt, daß kein Unfall geschieht; würde außerdem in einem Quartier ein Diebstahl oder ein anderes Verbrechen begangen, dessen Thäter man nicht entdecken könnte, so müßten der Ausrufer, der eine Art von Polizeiagent ist, der Polizeicommissair, der die Aufsicht führt, der Bezirksrichter und die Nachbarn den Gegenstand ersetzen, und eine sehr harte körperliche Strafe erdulden; die Familie dieser beiden letztern würde zum Tode verurtheilt werden.

Dies Volk beobachtet seine Gesetze, seine Gebräuche, seine bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen sehr streng. Die Holländer haben sich bei ihren Gesandtschaften (und müssen es noch) erniedrigende Stellungen und Lagen gefallen lassen müssen, um mit Japan Verkehr zu treiben. Damit die Gesandten und ihr Gefolg das Innere des Landes nicht kennen lernen, schafft man sie in Palankins, die mit unbeweglichen Jalousien fest zugemacht sind, bis in die Hauptstadt, und nichts würde die Träger vermögen, ihnen den Anblick des Landes, durch das sie reisen, zu gestatten, und Ortskenntnisse einzusammeln, so, daß man von dem Innern dieses Landes sehr wenig Gewisses weiß. Die Meere, welche die Küsten von Japan bespülen, sind sehr gefährlich und wenig bekannt, und man hat keine einzige gute Charte davon; auch befehligen fast immer erfahrne Officiere von holländischen Kauffartheifahrern die Schiffe, die man von Batavia dahin schickt.

Herr Mouskitire, ehemaliger Fregattencapitain, den ich zu Samarang auf der Nordküste von Java kennen lernte, hatte das Kommando des Schiffs, das

man im Jahre 1805 *) dahin schickte; er kam von da mit seinem Schiffe zurück, das seine drei Masten in einem furchtbaren Sturme verloren hatte, den er bei seiner Rückkehr auszustehen, und während dessen er seine Rettung blos der Festigkeit seines Fahrzeuges und der Güte seiner Mannschaft zu verdanken hatte. Auf seiner Reise verbesserte dieser Officier die schlechte Charte von den Küsten von Japan, die man ihm mitgegeben hatte, und fand eine Menge Stellen mit hinlänglicher Tiefe und Felsen unter dem Wasser, deren Breite und Länge er bestimmte.

Beinahe wäre er von einer englischen Fregatte genommen worden, die er antraf; seine Rettung verdankte er blos seiner Kaltblütigkeit. Sobald er dies Schiff gewahr wurde, steckte er die englische Flagge auf, die Fregatte aber that einen Kanonenschuß auf ihn, damit er näher käme. Herr Mouskitire spricht vollkommen englisch, so wie ein großer Theil von seinen Matrosen, worunter Amerikaner und Andere waren, die während des letzten Kriegs in England in Gefangenschaft gewesen waren. Mit der größten Fassung kommandirte er das Manövre in englischer Sprache, trat in seine Schaluppe und begab sich am Bord der Fregatte; hier beschwerte er sich bitterlich über das Verfahren, sagte, sein Schiff gehöre der Compagnie von Bengalen und komme von China zurück, und erklärte zugleich dem

*) Dies ist wohl ein Druckfehler, weil der Verf. zu Ende des J. 1804 von Batavia abreisete. Der Herr von Krusenstern fand bei seiner Ankunft zu Nangasaky im Jahre 1804 Hrn. Mouskitire daselbst und nennt ihn Musquetier. Es waren zwei holländische Schiffe da, wie auch wirklich jährlich zwei holländische Schiffe von Batavia nach Japan gehen. D. Uebers.

Capitain, daß er bei seiner Ankunft zu Calcutta dem Gouverneur davon Nachricht geben werde. Die Lebhaftigkeit, mit der er sich äußerte, brachte den englischen Capitain so außer Fassung und erhielt ihn so gut in dem Irrthume, daß er sich bei ihm entschuldigte, weil er bei seiner Rückkehr Vorwürfe befürchtete, und zwischen ihnen Friede geschlossen wurde. Herr Mouskitire frühstückte mit ihm und lud ihn dagegen zu Mittage auf sein Schiff ein; der Engländer aber schlug es aus, weil ihm die Veränderlichkeit der Winde nicht erlaube, sich von seiner Fregatte zu entfernen. Als der holländische Capitain wieder auf sein Schiff zurück kam, fuhr er fort, in englischer Sprache zu befehligen; einen ganzen Tag lang fuhren die beiden Schiffe zusammen, und von Zeit zu Zeit unterhielten sich die Officiere durch das Sprachrohr mit einander. In der Nacht schlug Herr Mouskitire einen falschen Weg ein und entfernte sich. Die Wegnahme seines Schiffs wäre für den Handel von Batavia, besonders für die Compagnie, ein großes Unglück gewesen, denn es hatte für ungefähr drittehalb Millionen Kupferstangen und für 5 bis 600,000 Livres verschiedne Waaren am Bord.

Einige Zeit nach meiner Rückkehr auf die Insel Frankreich erfuhr ich mit Wehmuth, daß dieser brave holländische Capitain an der gefährlichen Krankheit von Batavia gestorben wäre.

Allgemeine Bemerkungen über den Handel mit Colonialwaaren.

Die Niederlassungen, die sich in Louisiana stets vermehren, diejenigen, welche die Engländer seit 12 Jahren auf der Insel Trinidad angelegt haben, die

großen Anpflanzungen in Indien, die beständig zunehmen, die neuen Zuckermühlen, welche man alle Jahre auf Java anlegt, endlich diejenigen, die man auf der Insel Frankreich errichtet hat, und die schon sehr bedeutend sind, werden in wenig Jahren Saint-Domingo in Ansehung des Zuckers ersetzen.

Der Pfeffer ist zu häufig worden, als daß der Preis desselben, troß der Nachfragen in Europa, nicht fallen sollte.

Der Preis des chinesischen Thees und der Würznelke wird sich behaupten, weil man sich jetzt derselben in Europa zum Färben bedient.

Zuckerrohr wächst gegenwärtig in allen Colonien unter den Wendezirkeln.

Der Preis der Muscatennuß behauptet sich ebenfalls; allein durch das neuerlich auf der Insel Bonaparte entdeckte Verfahren, durch das Befestigen zu pfropfen und auf diese Art alle männlichen Muscatenbäume in weibliche zu verwandeln, wird dieser Artikel für den Verbrauch von Europa mehr als hinreichend werden.

Noch lange Zeit wird der Kaffee seinen Preis behalten, weil sich alle Klassen der Einwohner an dieses Getränk gewöhnt haben; außerdem kann die Menge, welche die französischen und holländischen Colonien nebst der Levante hervorbringen und hervorbringen werden, die Nachfrage nicht übersteigen. Uebrigens kann dieser Strauch blos auf einem Boden gedeihen, der für ihn paßt; denn wenn er einer allzustarken Hitze oder heftigen Winden ausgesetzt ist, so geht er ein.

Anmerkung
zu dem neunten Kapitel.
Von Herrn Sonnini.

a) Diese Nester, die besonders in China so gesucht sind, sind das Werk einer Art Schwalbe, der Salangane (hirundo esculenta), die schwärzlich grau aussieht, das etwas ins Grüne spielt, mit einer Schattirung von Mäusegrau auf dem Rücken und unter dem Bauche; die mittelste Zehe übertrifft mit der Kralle an Länge den Fuß; die Kralle dieser Zehe ist sehr lang, scharf und gebogen; der Vogel bedient sich derselben, um sich an den Felsen festzuhalten; der Schwanz ist länger als der Leib, der Hals und der Kopf zusammengenommen; auch ist er etwas gabelförmig. Diese Schwalbe ist beinahe von der Größe der Uferschwalbe; sie ist aber so zart und leicht, daß zehn Vögel dieser Art nur ungefähr drittehalb Unze wiegen.

Die Salanganen bauen ihre Nester von ihren Excrementen und bringen mit diesem Baue zwei Monate zu. Die Gestalt dieser Nester ist die der Hälfte einer hohlen Ellipsoïde, die länglich und in der Mitte ihrer kleinen Axe rechtwinklig durchschnitten ist. In zweien von diesen Nestern, die ich gesehen habe, fand man Federn, die in ihrer halb durchsichtigen Substanz staken. Jemehr sich die Nester der weißen Farbe nähern, desto mehr werden sie geschätzt. Die Chinesen machen außerordentlich viel daraus, und man findet sie, auf verschiedene Arten zubereitet, auf reichen Tafeln, nicht blos als ein ausgesuchtes Gericht, sondern auch als ein stärkendes Mittel und als eins, das die Zeugungskräfte reizt. Der Gaum der Europäer findet an diesem sonderbaren Gerichte nichts weiter als einen unschmackhaften Teig, der

sich den italienischen Nudeln nähert. (Ein gutes Vogelnest, sagt Herr Elmore, ist ungefähr so groß wie eine kleine chinesische Theetasse, so weiß wie Schreibepapier, so durchsichtig, wie Marienglas und um dasselbe herum hängen einige wenige äußerst zarte Federn. Der Preis ist zwar sehr groß, richtet sich aber nach dem vorhandenem Vorrathe. Das gemeine schwarze Nest hingegen, das man fast überall in Ostindien findet und voll von Federn und allerlei Schmuz ist, kostet bei weitem nicht so viel. Die Nester bestehen aus einer animalischen Substanz, welche sich die Vögel zur Zeit der Ebbe von der Küste herholen. Sie setzen sich auf eine Art von Seestern, die eine schleimige Consistenz hat, und tragen von dieser einen Schnabel voll an den Ort hin, wo sie ihr Nest bauen wollen. Hier befestigen sie die mitgebrachte Materie fadenweise über und neben einander und fliegen dabei immer so lange hin und zurück, bis ihre Arbeit ganz vollendet ist. Viele behaupten jedoch, daß diese Vögel ihre klebrige Materie von den Austern oder von andern Schalthieren holen, deren es in diesen Meeren eine große Menge giebt. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß diese Schwalben die Materialien zu ihren Nestern sowohl von Seesternen als von Schalthieren hernehmen; denn daß sie es zu thun im Stande sind, beweist ihr starker gekrümmter Schnabel. D. Uebers.)

Zehntes Kapitel.

Vertheidigung von Batavia — seine Bänke — indische und europäische Truppen — seine Bevölkerung — verschiedene Nationen, aus denen diese besteht — seine Spaziergänge — seine Ungesundheit — Produkte seines Bodens.

Die Vertheidigungslinie von Batavia, das die Niederlage aller Reichthümer der Holländer in Ostindien ist, erstreckt sich von der Mündung des Flusses Antijol bis an den Anckee. Außer der Stadtmauer, die aus Bastionen besteht, die vortrefflich mit Mauerwerk bekleidet sind, und mit einem sehr breiten und sehr tiefen Graben voll Wasser umgeben ist, giebt es auch noch eine Citadelle, die in sehr gutem Zustande ist, und aus vier ebenfalls mit Ziegelsteinen bekleideten Bastionen besteht. Diese Citadelle beherrscht die Stadt und vertheidigt die Mündung des Flusses Jacatra, welcher der große Fluß heißt, durch Batavia geht und seine Gräben und jene der Citadelle mit Wasser versorgt. An der Mündung dieses Flusses und am äußersten Ende seines linken Ufers liegt das Fort Water Castel, das von dem Meere bespült wird. Sein Wallgang ist mit Mauerwerk bekleidet und seine Brustwehren sind trefflich mit Rasen belegt. Es enthält 30 Vierundzwanzig- und Sechzehnpfünder; in seinem Umfange ist eine Caserne von Bambusrohr für ungefähr 100 Mann, einige Offizierwoh-

nungen und ein Brunnen; das Ganze ist in gutem Zustande. Dies Fort wird von trefflichen Batterien am rechten und linken Flußufer beschützt, ehe man zu der Citadelle und zu dem Hauptwalle gelangt.

Der linke Flügel hat zu seiner Vertheidigung vier Werke, nämlich eine Redoute, die Flöte, die etwas oberhalb der Mündung des Flusses Anckee liegt, dessen Eingang sie vertheidigt, weil die Schiffe da einlaufen können, und eine sehr schöne Kunststraße, die bis an die Stadtmauer führt.

Längs der Küste hin sind der Bescherme und die Mittelbatterie; dies letztere Werk liegt in der Mitte zwischen dem Water-Castell. Zur Beschützung des Bescherme und zur Vertheidigung der großen Kunststraße von Anckee, hatte man eben auf der letztern die Redoute Siberg angelegt.

Der linke Flügel wird ebenfalls von vier Werken vertheidigt, wovon drei an der Küste liegen; nämlich:

Der Castor an der Mündung des Flusses der Emeraden, worin man drei, vier bis fünf Fuß Wasser findet; der Bottelier, dessen Flanken man eben vergrößerte, liegt auch an einem kleinen Flusse, in den aber schwerlich ein großes Fahrzeug einlaufen kann; der Zelucht, der an der Mündung und auf dem linken Ufer des Flusses Antijol liegt, und den man eben statt der Batterie anlegte, die sich abgesondert befand und die an der Spitze Stingerland lag: endlich der Tolbruck, eine starke Batterie bei und oberhalb der großen hölzernen Brücke, die über den Fluß Antijol geht, um den Weg und die Verkehr der großen Kunststraße zu vertheidigen, die von Tijelenking über Tanijong-Priock kommt. Der Tolbruck war ebenfalls erst statt des Werkes angelegt worden, das über die Kunststraße von Tijelenking nach Ba-

tavia gieng und das sich auf der einen Seite an den Fluß Antijol bei einem chinesischen Tempel, und auf der Andern an die Moräste lehnte, welche an der Küste hin sind.

Das kleine Fort Antijol ist sehr alt und von Ziegeln erbauet, seine Brustwehren sind blos 4 Zoll dick; daher kann es höchstens blos gegen einen Anfall der Landeseingebornen zum Schutze dienen. Es ist gleichsam aufgegeben.

In der zweiten Linie auf der großen Kunststraße von Batavia nach Tolbruck ist eine gute Batterie, die mit ihm in Verbindung steht und es vertheidigt.

Alle diese Werke sind von Erde und mit Rasen belegt; in ihrer Einfassung haben sie eine Caserne von Bambusrohr für ungefähr 100 Mann.

Zu Tolbruck, Bottelier und Water-Castel hält sich beständig ein europäischer Artillerieofficier auf; in den Uebrigen befinden sich Seapoysergenten, die daselbst kleine Abtheilungen von 15 bis 20 Malayen und Chinesen befehligen, welche die Wache mit Säbeln und Lanzen beziehen.

Der ganze linke Flügel ist wegen der Moräste, aus denen er besteht, und wo pestilenzialische Ausdünstungen aufsteigen, so ungesund, daß die unglücklichen Diensthuenden oft 5 bis 6 Stunden nach der Ankunft auf ihren Posten krank niederfallen; täglich muß man einen Theil dieser Wachen erneuern; diejenigen, die sich da halten, führen ein hinfälliges Leben, ob sie schon im Lande geboren sind.

Die beiden Seiten der Kunststraße, die sich von der Flöte bis an den Stadtgraben erstreckt, waren vormals mit schönen Landhäusern und Lustgärten verschönert, wovon man noch einige Ueberreste sieht; sie sind jetzt

aber sämmtlich wegen der ungesunden Luft, die man da einathmet, verlassen.

Die ganze Strecke der Ebene, welche diese Vertheidigungslinie bildet, besteht blos aus kothigen Moräßten, durch die man nicht hindurch kommen kann; sie geht bis jenseits der Stadt und ist außerdem noch mit Canälen durchschnitten. Bei großer Trockenheit ist die Bank, die sich an der Mündung des Flusses Jacatra befindet und die aus Schlamm besteht, bei der Ebbe gegen ihre Spitze hin ganz frei; die Schiffe, die einlaufen wollen, müssen auf der Ostseite um sie herum fahren. Wenn sie in dem Flusse beim Anfange des Dammes, der Jacpatte genannt, anlangen, finden sie Pferde, die sie bis ans Zollhaus, wo man ans Land steigt, hinauf ziehen.

An der Mündung des Flusses Anckee besteht der Grund aus Sand mit 3 Fuß Wasser bis in die Nähe des Ufers.

An der Mündung des Antijol, den die Eingebornen den Caimansfluß nennen, weil er von diesen Thieren wimmelt, ist der Grund Sand und Schlamm; dies ist auch mit der Bank der Fall, die seit vier bis fünf Jahren am Eingange entstanden ist; allein an der Stingerlandspitze beginnt der Grund am Ufer eine Mischung von Sand und Corallen zu werden; von Zeit zu Zeit ist er bis in die Nähe von Tijelenking mit kleinen Muscheln untermischt.

Die Küste von der Stingerlandspitze bis zu dem großen Dorfe Tijelenking ist nicht ungesund; auch bekommt man hier artige Landhäuser, einige ziemlich große Dörfer und Weiler zu sehen.

Ein Feind, der einen Angriff auf Batavia machen wollte, könnte höchstens die Schiffe zum Scheitern nöthigen, und vielleicht alsdann mit seinen Penischen,

wenn er das Feuer der Batterien nicht scheuete. Einige davon verbrennen: dies that im 7. oder 8. Jahre der französischen Republik die englische Escadre, als sie diese Rhede blokirte. Und wollte man auch annehmen, daß er Batavia, troz seinen natürlichen Vertheidigungsmittel und seiner Werke, eroberte, so wäre er doch noch nicht im geringsten Meister der holländischen Besitzungen auf der Insel Java; ja er wäre vielleicht nicht im Stande, sich darauf zu behaupten; denn die Gegenden um diese Stadt können bei weitem nicht so viel Lebensmittel liefern, als die Eingebornen und die große Menge Chinesen, die sie bewohnet, brauchen; außerdem hätte er noch den König von Bantam, einen benachbarten Fürsten und treuen Bundesgenossen der Holländer, zu fürchten, dessen Land sehr volkreich ist; begäbe sich alsdann der Rath von Indien nach Samarang, das auf der Nordküste liegt, so würde der Generalgouverneur große Hülfsquellen bei dem Kaiser von Mataran und dem Sultan von Jucki finden, die ihm leicht 25 bis 30000 muthige und trefflich bewaffnete Leute stellen könnten; hierzu sind noch nicht die Europäer, Madurier und Samqnapper gerechnet, die in Regimenter eingetheilt sind, und von Fürsten ihrer Nation befehligt werden.

Nach Samarang kommen die Erzeugnisse aller Niederlassungen auf der Nord- und Ostküste und aus den Reichen im Innern der Insel; aus dieser Niederlage versorgt man die Magazine zu Batavia. Zu seiner Zeit werde ich eine Beschreibung von jener kleinen Stadt mittheilen. Die Anzahl der europäischen und indischen Truppen, welche Batavia und seine Außenposten zu vertheidigen hatten, belief sich im Jahre 1804 auf 4540; hierzu kam noch das Ingenieurcorps, das größtentheils aus Europäern bestand. Unter dem-

mehr europäische Truppen hätten, als jetzt. Hierzu kommt nun noch, daß die Compagnie in dem größten Ansehen bei den Fürsten auf den übrigen Sundainseln steht; in einem solchen Ansehen, daß alle kleine Könige der umliegenden Gegenden, ob sie schon mit Batavia in keiner Handelsverbindung stehen, sich im Besitz ihrer Gewalt nicht sicher glauben, wenn sie nicht die Zustimmung des Generalgouverneurs erhalten haben, um welche sie sich durch Abgesandte bewerben.

Die Anzahl der Einwohner von Batavia schätzt man nebst jenen in den Vorstädten auf ungefähr 160,000. Die Chinesen allein betragen 100,000 Seelen, und wohnen größtentheis in der Hauptvorstadt; die Uebrigen haben ihre Wohnung in der Stadt; den Rest der Einwohner machen die Eingebornen, die Armenianer, die Perser, die Araber und die Europäer aus. Die Letztern belaufen sich auf 12 bis 1500, sowohl Angestellte der Compagnie als Privatkaufleute. Wenige davon schlafen des Nachts in der Stadt, in der sie ihre Magazine haben, wo sie sich des Morgens um 8 Uhr hin verfügen, und bis 10 und 11 Uhr ihre Geschäfte verrichten, worauf sich jeder wieder wegen der Ungesundheit der Stadt und der großen Hitze nach seinem Landhause zurück begiebt; der Geringste muß daher Wagen halten; die Hitze ist zu groß, und man läuft zu viel Gefahr dabei, als daß man den Weg zu Fuße machen könnte. Bleiben ja einige Europäer in der Stadt, so geschicht es blos aus Habsucht, ob sie schon Gefahr laufen, das Leben zu verlieren, oder in einen Zustand von Entkräftung zu fallen, um sogleich bei der Hand zu seyn, mit den Capitainen oder Subrecarguen der Schiffe, die täglich ankommen, einige Geschäfte zu machen.

Zu Mittage setzt sich Jedermann zu Tische und um

1 Uhr hält man die Siesta. Diese Lebensart ist wegen der Hitze durchaus nothwendig; auch bekommt man bis um 5 und 6 Uhr Abends Niemand zu sehen, mit dem man Geschäfte betreiben könnte; diese werden fast alle des Morgens zu Stande gebracht.

Nach der Siesta setzen sich die Holländer in den Wagen und fahren um das ehemalige Königreich Jacatra spazieren, wo sie über den großen chinesischen Todtenacker wegfahren, der beinahe im Mittelpunkte liegt. Auf diesem Todtenacker bekommt man eine sehr große Menge von Grabmälern von Quadersteinen mit Innschriften zu sehen, wo der Todestag, das Alter, der Name, die rühmlichen Eigenschaften und die Tugenden der darunter Begrabenen angegeben sind. Diese Grabmäler sind von Cypressen und verschiedenen andern kleinen Bäumen umringt und nach den Vermögensumständen der Anverwandten mehr oder weniger schön verziert. Sie sind von einem Quadersteine erbauet, der 3 Fuß breit und 3 Fuß lang ist; oben ist ein anderer Stein aufgerichtet, der eine elliptische Gestalt hat, und sich senkrecht an einen Erdhaufen lehnt, der sich hinten abhängig endigt: auf diesem Steine liest man die Innschrift; an beiden Seiten sind Sitze von Rasen oder Stein, damit sich die Anverwandten darauf setzen und im Schatten der Cypressen ausruhen können, wenn sie ihre Leichenopfer verrichten.

Dieser Spaziergang ist Einer der schönsten, den man sich vorstellen kann; alle Zugänge, die dahin führen, sind mit prächtigen Pallästen, Wohnungen der Räthe von Indien, der vornehmsten Angestellten der Compagnie und der reichsten Kaufleute verschönert. Vor diesen Pallästen, und zwar parallel mit der Kunststraße, ist ein schiffbarer Canal, über dem man auf sehr künstlich erbaueten Brücken von Bambusrohr geht und auf

das andere Ufer gelangt, das voll indischer kleiner Dörfer steht, wo man wegen der Menge von Cocos- und Bananasbäumen, Papajas und anderer dicker Gesträuche kaum einige Hütten bemerkt, die diese verbergen und wovon jedes Haus umgeben ist.

Wandert man von der Stadt gerade nach Jacatra, so bekommt man, ehe man auf den chinesischen Todtenacker gelangt, und bei einer der Freimaurerlogen, das alte Fort dieses Reichs zu Gesichte, in das sich der unglückliche Regent dieses Landes flüchtete, als es die Holländer eroberten, um sich darin anzusiedeln, und wo er im letzten Kampfe eines rühmlichen Todes starb.

Die Ursache der Ungesundheit von Batavia kann man zum Theil der großen Schlammbank, die der Mündung des Flusses Jacatra gegenüber entstanden ist, und die diesen durchschneidet; den Canälen von stehendem Wasser, die in den verschiedenen Quartieren sind, wo alle Unreinigkeiten und aller Unrath hinein geworfen wird, darin liegen bleibt, und in einem so heißen Himmelsstriche einen pestilenzialischen Geruch verbreitet; endlich der Beschaffenheit des Bodens zuschreiben, der aus kothigen Morästen besteht, die mit Miasmen angefüllt sind, welche unaufhörlich verdunsten und so viele Faulfieber verursachen, welche für die Europäer, ja selbst für die Eingebornen und Chinesen so verderblich sind.

Der gesundeste und stärkste Mensch, der sich keine Ausschweifung hat zu Schulden kommen lassen, kann von einem Augenblicke zum andern von einer Krankheit befallen werden, und bei den schnellen Fortschritten, welche die Fäulniß in den Eingeweiden macht, wenige Stunden darauf sterben. Man muß sich so wenig als möglich der kühlen Nachtluft aussetzen; alles mit Mäßigkeit

genießen und sich viel Uebung zu Pferde machen: dies sind die einzigen Mittel, auf eine sicherere Art seine Gesundheit zu erhalten.

Selbst im Lager Welter-Freden und zu Jacatra, die eine Stunde und 1½ Stunde von der Stadt liegen, und wo gewöhnlich alle Europäer als an den gesundesten Orten wohnen, ist man noch nicht gegen Krankheiten gesichert; denn in diesem Lande dünstet man beständig aus; die Schweißlöcher stehen stets offen, und wenn man dann blos eine geringe Kühlung spürt, was sehr gewöhnlich des Morgens und des Abends bei den kühlen See- und Landwinden der Fall ist, so ziehen sich sogleich die Schweißlöcher zusammen, und man empfindet bald einen geringen Fieberschauer. Kaum hat man sich niedergelegt, so nimmt das Fieber zu, und thut man ihm nicht schnell Einhalt, so verliert man 5 bis 6 Stunden nachher das Bewußtseyn. Ehe 12 Stunden vergehen, hat die Fäulniß schon Verheerungen angerichtet, und auf diese Art stirbt man, ohne daß die Anverwandten oder Freunde, mit denen man sich den Abend vorher beisammen gefunden hat, etwas davon erfahren können. Auch habe ich kein Land gesehen, wo man so wenig über die Nachricht von einem Todesfall erstaunt, so großen Antheil man auch an dem Leben desjenigen nimmt, der als ein Opfer gefallen ist.

Wenn ein Europäer heirathet, so macht der Notarius, der den Heirathskontrakt aufsetzt, auch zugleich das Testament der beiden Ehegatten; die Hagestolzen, die natürliche oder angenommene Kinder haben, was in dieser Colonie sehr häufig der Fall ist, oder die Freunden Vortheile verschaffen wollen, machen ebenfalls das Ihrige. (Die Kosten eines Testaments sind auf 10 Reichsthaler Papiergeld bestimmt, die so viel als 5 Piaster betragen, von welcher Beschaffenheit dasselbe auch

seyn und wie groß auch die Vermächtnisse seyn mögen.) Diese Vorsicht ist wegen eines Gesetzes nothwendig, daß die Regierung berechtigt, alles hinterlassene Vermögen in Beschlag zu nehmen, dessen Erben nicht durch ein Testament oder einen Heirathsvertrag *) bestimmt sind. Man kann ebenfalls annehmen, daß die Regierung, indem sie dieses Gesetz gab, den nachtheiligen Folgen für die Familien vorbeugen wollte, die von den plötzlichen Sterbefällen herrühren, welche durch das Klima verursacht werden.

Nach meiner Meinung besteht das einzige Mittel, Batavia weniger ungesund zu machen, darin, daß man die Bänke wegschafft, die sich an den Mündungen der Flüsse Antijol, Jacatra und Anckee befinden, daß man das Nämliche in allen Kanälen thut, und ihnen so viel Fall verschafft, damit das Wasser darin nicht stehen bleibt, sondern einen ungehinderten Lauf und so viel Schnelligkeit erhält, daß es alle Unreinigkeiten mit fortnimmt, womit sie immer angefüllt sind; auch müßte man gute Reinigungsschleußen, etwas oberhalb ihrer Mündungen, besonders an der des Jacatra anlegen, damit eine hinlängliche Wassermasse, die mit Gewalt fortgetrieben würde, alles das hinweg schaffen könnte, was sich am Eingange des Flusses befände, und man müßte dafür sorgen, daß sich der Schlamm nicht von neuem anhäufte und wiederum eine Bank bildete. Die Bank von Jacatra ist beständig mit einer ungeheuern Menge von Hayfischen und unförmlichen Caimans bedeckt, die den Unrath zu verschlingen bereit sind, welcher den Fluß herabkommt.

*) Außer dem Pflichttheile ist ein Testament nothwendig, damit die Erben ein Recht auf den übrigen Theil der Hinterlassenschaft haben.

Auch müßte man die Moräste austrocknen und sie fruchtbar machen. Man hatte diese Arbeit angefangen; auf dem linken Ufer des Flusses Jacatra, zwischen der Stadt und der Küste, hat man auf einer großen Ebene gearbeitet; allein dies Werk ist nur erst entworfen; man hat nur einen Theil dieses Bodens gereinigt, und derselbe ist immer noch morastig, kothig und ungangbar *).

Vielleicht hat auch die holländische Politik einigen Antheil an der Fortdauer dieser Ungesundheit. Erstlich sind diese Moräste eine natürliche Schutzwehr, und die englische Escadre, die im Jahre 7 oder 8 der französischen Republik Batavia blokirte, verließ es kurz darauf wegen der großen Sterblichkeit, die unter ihrer Mannschaft wüthete; Officiere, Matrosen, kurz, niemand entkam. Die Engländer verloren endlich so viel Leute auf dieser Rhede, daß, als sie die Anker lichten wollten, sie alle noch übrige Mannschaft auf 2 bis 3 Fregatten vertheilen mußten, um ihren Zweck zu erreichen. Wenn eine Fregatte unter Segel war, so that man das Nämliche mit den übrigen. Auch scheint ein anderer Grund diese Vernachlässigung in der Verbesserung der Gesundheit des Landes zu rechtfertigen; dieser Mangel an Gesundheit hält viele Fremde ab, die die Mitbewerber um das Glück, das man da machen kann, allzusehr vermehren würden. Die europäischen Regierungsmitglieder und Kaufleute, die sich da aufhalten,

*) Vor etwa zwei Jahren verbreitete sich in Europa die Nachricht, die Luft sey zu Batavia sehr verbessert worden, indem man die Moräste um die Stadt ausgetrocknet, und sie mit Bäumen bepflanzt habe. Alles dies sollte durch den jetzigen Generalgouverneur Daendels geschehen seyn. D. Uebers.

sich an das Klima gewöhnt, und ihr beständiger Aufenthalt auf dem Lande schützt sie gegen die üblen Folgen der ungesunden Luft, die blos für diejenigen, die sich da von fremden Orten niederlassen wollen, oder für die Fremden so nachtheilig ist, welche sich daselbst wegen Handelsgeschäften eine Zeit lang aufhalten.

Die Gegend von Batavia erbauet nur wenig Getreide, Mais und Reis. Die Obstbäume sind der Cocosbaum, der Palmite, der Arecabaum, verschiedene Arten von Bananasbäumen, der Papaia, der weiße und rothe Pampelmusbaum, der Mangostan, der Rambutan *), eine sehr große Menge Ananas, endlich viel Betel, der, wie man weiß, eine Liane ist, deren gewürzhafte Blätter alle Indier kauen. Auf dieses grüne Blatt thun sie etwas gelöschten Kalk, und an das eine Ende legen sie ein kleines Stück Arecanuß und Cardamom; hierauf rollen sie es zusammen und kauen beständig daran. Ganze Stunden lang behalten sie diese Mischung im Munde, die ihre Zähne schwarz und ihre Lippen und das Zahnfleisch roth färbt; allein die Chinesen und Malayen halten es für eine Schönheit, wenn Jemand kohlenschwarze Zähne hat. Viele Malayen thun an das Ende der Betelrolle etwas krausen Tabak, der ihnen beständig aus dem Munde herausfällt.

Zu Batavia kauet man auch Saffran und alle Arten von Piment, den man in großer Menge zu allen Speisen nimmt, besonders zum Reis, der die Hauptnahrung ausmacht; man braucht ihn als stärkendes Mittel, das in einem so heißen Klima höchst nothwendig ist, wo der Magen so leicht erschlafft.

*) Nephelium lappaceum. Thunb. Die Frucht dieses Baumes enthält ein sehr leckeres Mark, das sehr geschätzt wird.
D. Uebers.

Die Lebensmittel sind in diesem Lande nicht theuer; Geflügel ist in Menge vorhanden, besonders die manilkischen Enten; 10 grosse Hühner kosten nur 5 Franken (1 Thlr. 6 Gr.), das Uebrige nach Verhältniß. Blos der Wein ist theuer; bei meiner Ankunft kostete die Bouteille 10 Franken. Da aber während meines Aufenthaltes einige neutrale und französische Fahrzeuge von der Insel Frankreich Wein brachten, so fiel die Bouteille auf 50 Sous herab; dies ist gewöhnlich der niedrigste Preis.

Eilftes Kapitel.

Feierlichkeiten der Chinesen an ihrem Todtenfeste — Einige Nachrichten von diesem Volke — Sein Gewerbfleiß — Seine häuslichen Tugenden.

Den 4ten April brachte mir einer der chinesischen Kaufleute, der mich mit Lebensmitteln versorgte, die Nachricht, daß morgen ihr Todtenfest gefeiert werde; ich begab mich daher vor Sonnenaufgang mitten unter die Gräber auf den Todtenacker, um die Feierlichkeit mit anzusehen, von der ich hier eine Beschreibung mittheilen will.

Mit Sonnenaufgang strömte eine ungeheure Menge Chinesen von beiden Geschlechtern und von jedem Alter, die Einen zu Fuß, die Andern zu Pferde oder im Wagen, nach Jacatra auf die Stelle der Hauptstadt dieses ehemaligen Reichs, wo sich alle Gräber dieser Nation befinden. Diese Gräber waren schon mit Streifen von Papier oder Seide von verschiedenen Farben geziert, und auf jedem brannten drei rothe Wachskerzen.

Jeder Chinese brachte verschiedene Speisen (oder ließ sie durch seine Sklaven tragen), die man als Opfer auf diese Gräber hinsetzte. An den verschwenderischen Gerichten erkannte man leicht den Reichthum Einiger unter ihnen; es waren Schüsseln, die mit allen dem versehen waren, was die am reichsten besetzte morgenländische Tafel an Fleisch, Fischen, Nachessen, Zuckerwerk und Getränken darbieten konnte. Hatte man diese verschiedenen Speisen mehrere Stunden lang auf den Gräbern stehen lassen, so aß man davon, bot den Fremden davon an, welche Zuschauer waren und nahm das Uebrige wieder mit. Jedoch ließen Mehrere gebratenes Geflügel da stehen, das sie absichtlich ganz gelassen hatten.

Weiber weinten auf den Gräbern ihrer Gatten, Kinder beklagten den Verlust ihrer Eltern, Greise seufzten über den ihrer treuen Gefährtinnen und schienen zu bedauern, daß sie dieselben überlebt hatten. Nachdem ich einen Theil der Gräber durchwandert hatte, verfügte ich mich in die Tempel, die auf der nämlichen Ebene stehen und in die herum wandernden Schauspielhäuser, die an der Seite erbauet sind. Die Tempel sind große Säle, die mit seltsamen antiken Statuen, besonders mit solchen verziert sind, welche Josi in der Mitte seiner Familie vorstellen.

Josi, ein Schüler des Confucius, dessen Bedienter, alsdann Freund und inniger Vertrauter er gewesen war, und der der größte Gesetzgeber dieser alten Nation wurde, war in der niedrigsten und unglücklichsten Klasse des Volks geboren. Nach Confucius Tode fiel er beim Kaiser in Ungnade und wurde verbannt. Er zog sich in den Schooß seiner Familie zurück und mußte wieder seine erste Beschäftigung ergreifen, wo er, wie er sagte, das Glück wieder fand, das

er so lange verloren hatte, als er die Reichsangelegenheiten verwaltete. Ihm und seinen Gesetzen haben die Chinesen die Erhaltung ihrer Sitten, ihrer Gebräuche und ihres Anzugs zu verdanken. In den Tempeln sieht man ihn vorgestellt und angebetet, wie er in seiner Einsamkeit von seinen Anverwandten umringt ist; hieraus sieht man, daß die Chinesen den großen Verlust fühlten, den sie durch die Veränderung in der Verwaltung erlitten hatten, und daß sie die Güte und die Weisheit von Josis Gesetzen zu schätzen wußten. Jedem solchen altväterischen Götzenbilde gegenüber brannten rothe Wachskerzen von verschiedener Größe und kleine Lampen mit Weihrauch, die einen angenehmen Geruch verbreiteten. Vor und in der Mitte dieser Statuen ist eine Art von Altar, auf dem die ausgesuchtesten Speisen standen; in einer Kammer hinter diesem Altar ist ein anderer Altar, der sich an den Ersten anlehnt, und auf dem sich oben Josis Statue und andere Figuren befinden. Ein alter Bonze von einer ehrwürdigen Gestalt, mit einem langen weißen Barte, stand da und sagte mit leiser Stimme Gebete her; er gieng bedeckt, und bewegte den Körper auf eine sehr regelmäßige Art beständig hin und her; in der Hand hielt er ein kleines Stück Holz, das die Gestalt eines Walzenrades hatte, das er von Zeit zu Zeit fallen ließ und jedesmal wieder aufhob; nach einer halben Stunde entfernte er sich. Unter dem Vorhofe des Einen der Tempel waren als Brandopfer zwei Schlachtopfer erwürgt und lagen auf einem Gerüste; man hatte ihnen die Haut abgezogen, die Eingeweide heraus genommen und vor sie hin gelegt. Das Eine war ein Schwein, das Andere eine Ziege, der man die Hörner gelassen hatte. Die Wahl dieser Thiere zu Opfern rührt ursprünglich von Josi her, der diesen Vorzug dadurch rechtfertigte, daß, da diese Thiere

alles fressen und verheeren, was dem Menschen zur Nahrung dienen kann, sie auch ein angenehmes Opfer seyn könnten.

In dem Innern der Tempel stand eine Menge Tische, an denen man Zuckergebacknes und eingemachte Früchte aß, Thee trank und rauchte. Jedoch schien es, als ob dies blos den Bonzen und den Reichen erlaubt wäre; denn der große Haufe blieb draußen und wagte nicht herein zu kommen. Da sich alles zu den Feierlichkeiten bereit machte, so blieb ich mitten darunter; wir waren zwei Europäer. Ich trat in eine Kammer, die zu eben den Absichten dient, wozu unsere Sacristeien bestimmt sind; sie enthielt die gottesdienstlichen Verzierungen und Kleider; die Bonzen zogen sich da an und machten alles da zurechte; hinter dieser Kammer war eine Küche, die wahrscheinlich zur Zubereitung der Opfer diente.

Anzug der Bonzen und Bonzinnen.

Der Anzug der Bonzen besteht in einer Tunika von veilchenblauer Seide, die so durchsichtig wie Crep ist; sie ziehen sie über ihre gewöhnlichen Kleider; hierauf legen sie einen Gürtel von geflochtener Seide an, der mit Vergoldungen verziert ist, und an dem sie die Zierrathen und die Werkzeuge hängen, die zu den Feierlichkeiten nothwendig sind; darüber ziehen sie eine Robe, deren lange mit Gold gestickte Aermel sich an den Gelenken in Gestalt von Aufschlägen aufstülpen. Diese Roben sind ebenfalls veilchenblau, aber von einer Art gewebten, sehr starken und schönen Peking; vorne und hinten sind sie zugemacht und haben wie die Meßgewänder der katholischen Geistlichen blos nach obenhin eine Oeffnung, um den Kopf durchzustecken. Auf der Brust und dem

Rücken sind zwei Platten von sehr reichen und vollkommen gearbeiteten Goldstickereien. Diese Stickereien stellen einen Vogel vor, der beinahe einem Adler ähnlich sieht. Auf den Armen haben sie ebenfalls gestickte Verzierungen, welche viel Aehnliches mit den Pelzkleidern der Chorherren haben. In der Hand haben sie einen großen Fächer, dessen Futteral sie an dem Gürtel hängen haben wie eine Messerscheide. Ihre Kopfbedeckung besteht in einem weißen Hute von Stroh oder Binsen, von kegelförmiger Gestalt; an seiner Spitze befindet sich eine kleine Kugel von Gold oder Cristall, und hinter derselben hängt ein Büschel rother Seide herab und bedeckt die Hälfte der Mütze. Ihre Fußbekleidung besteht in Pantoffeln, die mit Gold gestickt, und vorne an der Spitze viereckig sind. Die Füße tragen sie blos.

In dieser Sacristei waren mehrere Bonzinnen; als sie mich aber gewahr wurden, schlugen sie die Augen nieder und wanden das Gesicht weg. Sie trugen auch veilchenblaue seidene Röcke, aber ohne Vergoldung und Stickereien. Diese Röcke waren vorne offen und bedeckten ihnen den ganzen Körper. Die Haare waren geflochten und hinten hinauf gebunden und bildeten einen runden Büschel, der mit zwei Nadeln befestiget war, deren Köpfe in Diamanten bestanden. Diese geflochtenen Haarbüschel waren nach malayischer Art wiederum mit Nadeln oder mit sehr reichen Aigretten umgeben, welche hell glänzende Sonnenstrahlen bilden. Ihre Fußbekleidung war die nämliche wie bei den Bonzen. An den äußern Feierlichkeiten nehmen sie keinen Antheil, wie ich aus ihrem Anzuge geschlossen hatte. Wahrscheinlich blieben sie wegen besonderer Feierlichkeiten in der Sacristei.

Feierlichkeiten.

Als die Stunde der Feierlichkeiten gekommen war, traten die Bonzen, an der Zahl 15, unter dem Klange einer rauschenden und kreischenden Musik, die Europäern geschmacklos vorkommt, aus der Sacristei. Sie giengen vor den Altar, wo sie mehrmals die Kniee verbeugten und mancherlei Bewegungen mit den Händen machten; hierauf überreichte man dem Oberpriester, dem Oberhaupte der Bonzen, an dem ich kein unterscheidendes Kennzeichen bemerkte, mehrere Gerichte, die auf dem Altare standen; er machte verschiedene Zeichen und sprach in einem seufzenden und kläglichen Tone: nachdem er mehrere Opfer von verschiedenen Getränken verrichtet hatte, die er unter einander mischte, und die er auf jene Opfer goß, setzten sie die andern Bonzen wieder auf den Altar. Hierauf nahm Einer eine Pappenschachtel, welche die Lieder enthielt, die er absang. Die Worte kamen mir zu dem Tage und der Feierlichkeit wenig passend vor, weil ein Theil der Zuhörer in lautes Lachen ausbrach. In der Hand hatte jeder Bonze eine Büchse oder ein kleines Futteral, das mit Weihrauchlichtern angefüllt war, die man anzündete und, sobald sie auslöschten, wiederum anzündete. Nachdem sie diese Feierlichkeit wiederholt hatten, während deren die Musik immerfort spielte, traten sie in das Seitenzimmer, um sich da zu erfrischen. Sie tranken Thee und verfügten sich hierauf in einem feierlichen Zuge nach dem zweiten Tempel, wo die nämlichen Feierlichkeiten statt fanden. Von da giengen sie in das Theater; als sie am Fuß anlangten, blieben sie stehen; das Oberhaupt der Bonzen stieg allein hinauf, machte viele Bewegungen mit den Händen und sprach öffentlich mit vielen Ausrufungen, und die Schauspieler fiengen das Schauspiel an.

Während dieser Feierlichkeiten und Auftritte waren die Thüren der Tempel und beide Seiten des Theaters mit Chinesen, besonders mit Kindern, angefüllt, die verschiedene Hazardspiele spielten, welche die herrschende Leidenschaft dieses Volks sind. So sind die Feierlichkeiten dieses Tags beschaffen, den die Chinesen dem Andenken ihrer Vorfahren und ihrer Freunde weihen.

Ein großer Theil des gebratenen Geflügels blieb die Nacht über auf den Gräbern stehen. Die unterste Volksklasse, die jederzeit bei allen Nationen die abergläubischste ist, hegt den Wahnglauben, daß sich die Todten in der auf diese Feierlichkeiten folgenden Nacht versammeln und sich etwas zu Gute thun. Die Unglücklichen streuen an den Gräbern ihrer Voraltern hin, die sie am meisten interessiren, Amulette, damit sie daran Theil nehmen können. Diese Amulette bestehen in Stückchen seidenen Papiers, auf die ein Blatt geschlagenen Silbers geklebt ist; sie sehen sie als Papiergeld an, das bei den Todten gilt.

Chinesisches Schauspiel.

Zu Batavia sind die Chinesen so zahlreich und unruhig, daß die holländische Politik dafür sorgt, daß sie immer etwas haben, womit sie sich zerstreuen können. In dieser Absicht muß ihr Oberhaupt, das den Titel Capitain führt, auf seine Kosten eine Truppe öffentlicher malayischer Mädchen unterhalten, die man Ronguinen und auf den Küsten von Malabar und Coromandel Bayaderen nennt. Diese Mädchen spielen alle Tage ohne Ausnahme von 9 Uhr Abends bis zum Anbruch der Morgenröthe mitten auf der Straße auf einer Art von Theater, das im chinesischen Lager erbauet ist, Komödie. Von dieser Komödie, die

mir jederzeit Kriege der Tataren gegen die Chinesen vorzustellen schien, kann man sich keine Vorstellung machen. Anfänglich kam es mir vor, als ob mehrere Oberhäupter in verschiedenen Anzügen und in schwarz und weiß beschmierten oder maskirten Figuren dem Volke einen neuen Krieg anzeigten, wovon sie sich viel Glück versprechen; sie halten Reden an die Soldaten und machen verschiedene Bewegungen mit den Händen oder wunderliche Gebehrden; hierauf kommt ein General oder Oberpriester, denn er hat den Anzug von Beiden; nachdem derselbe viel geredet, geschrieen und gestikulirt hat, steigt er auf eine Bambusrohrbank und setzt sich darauf nieder; dieselbe steht auf einem kleinen Tische von dem nämlichen Holze, der im Hintergrunde und in der Mitte des Theaters festgemacht ist. Nachdem er eine Art von Rede gehalten hat, treten die Streiter auf. Jeder Chinese hat einen besondern Kopfputz und einen verschiedenen Anzug; sie sind mit Lanzen, oder vielmehr mit Eisen beschlagenen Stöcken bewaffnet, die 7 bis 8 Fuß lang sind und deren sie sich als Schutz- und Trutzwaffen bedienen; sie winden sie um ihren Körper und bedienen sich derselben, um den Stößen auszuweichen, wie es die Bretagner mit ihren zweispitzigen Stöcken machen; sie wissen sie mit viel Geschicklichkeit zu handhaben. Die Tataren erscheinen in Uniformen, die in kurzen Röcken, weiten Pantalons und in Hüten oder Mützen, in Form von Käppchen, bestehen; sie sind mit einem Säbel und einem sehr großen Schilde bewaffnet, mit dem sie sich den Kopf und die Hälfte des Körpers bedecken. Diese Gefechte endigen sich mit neuen Reden, welche die Oberhäupter und der Oberpriester über den Muth der Soldaten halten.

Eine lärmende Musik von Gomgoms, die den Klang von 4 bis 5 Kesseln haben, auf die man schlägt, hört

während des ganzen Schauspiels nicht auf zu spielen; alle Rollen werden von Ronguinen gespielt. Man findet immer eine große Anzahl chinesischer Zuschauer und einige europäische Fremdlinge da, die von Batavia aus Neugierde dahin kommen.

Um das Theater und längs der Hauptstraße des chinesischen Lagers, das in der Mitte derselben erbauet ist, bekommt man eine sehr große Menge von Spiel- und Speisetischen dieser Nation zu Gesichte. Alle Bänke und Tische sind von Bambusrohr; viele Fremde speisen des Abends da und gehen spazieren; man ißt blos mit kleinen Stöcken, die statt der Gabeln dienen; die Löffel sind von gemeinem Porcellan, und ihr Stiel ist sehr kurz und zurück gebogen. Unter ihren stärkenden Speisen haben sie eine Menge verschiedener Gerichte; jede Portion wird auf einem kleinen Teller aufgetragen, der wie ein Präsentirteller ist. Jedes Essen ist entweder Mus oder zerschnitten oder Suppe und fast immer kalt; ihre Getränke hingegen sind stets warm; sie haben ein Getränk, das sie Tuiju nennen, welches aus Arack, Zucker und warmem Wasser besteht.

Eine ihrer Lieblingsspeisen ist das Hundefleisch, das sie zu allen Saucen essen. Sie haben eine besondere Art von diesem Thiere, die abgeschornes Haar hat, die sie mästen und nach der sie, so wie nach dem Schweinefleische, sehr begierig sind: denn es giebt keine Nation, die so viel solch Fleisch ißt, als die Chinesen. Man kann annehmen, daß die 100,000 Chinesen, welche zu Batavia leben, 3-, ja bis 400,000 Schweine haben. Es giebt keine Familie, die nicht eine große Anzahl davon besitze: dieser Umstand trägt nicht wenig zur Unterhaltung der ungesunden Luft und der Unreinlichkeit bei, welche in ihrem Lager und um ihre Häuser herrschen.

Außer der Komödie trifft man auf den Straßen des Lagers Aufzüge von verlarvten oder beschmuzten Menschen mit Pauken, Gomgoms und kleinen Trommeln an; hierunter sind Mehrere als Teufel verkleidet, die man im Triumph auf Tragebetten trägt; Andere erscheinen als Gliedermänner, die mit Papier, Bändern und Schellen geziert sind, und auf Ungeheuern oder auf dem, was wir Seepferde nennen, reiten.

Ich erkundigte mich bei ihnen nach der Ursache dieser Teufelsfeste und erhielt zur Antwort: der Gott des Himmels und der Erde wäre unendlich gütig; man brauche ihn nicht zu bitten; hingegen müsse man den Teufel anbeten und schmeicheln, um ihn hinzuhalten und hierdurch zu verhindern, daß er die Nation nicht in Versuchung führe, und ihr einige böse Streiche spiele. Daher giebt es auch kein chinesisches Haus, das nicht in dem Laden und in dem Zimmer eine große dicke Figur habe, die auf Papier oder an die Wand gemalt ist, und die ihren ersten Gesetzgeber Confucius vorstellt, dem man die Gestalt eines ungestalteten Chinesen giebt, und an der Seite befindet sich der Teufel, der ihn in Versuchung zu führen sucht. An beiden Seiten stehen Blumentöpfe und rothe und vergoldete Wachskerzen, die man an gewissen Tagen anzündet, so wie eine kleine Lampe, die vorne hängt, wie in unsern kleinen Kapellen.

Chinesische Heirathen.

Die chinesischen Mädchen leben beständig eingesperrt und beschäftigen sich mit Nähen und Stricken; nie bekommt man sie öffentlich zu sehen und man weiß nicht, daß ein Mädchen in einem Hause ist, außer durch ein irdenes Gefäß, das so groß wie ein gewöhnlicher Blumentopf ist, auf dem Dache steht und das man an dem

Tage zerbricht, wo sie sich verheirathen, um anzuzeigen, daß diejenigen, die sich darin befanden, nicht mehr zu haben sind. Die Heirathen werden zwischen den Eltern verabredet, ohne daß das künftige Ehepaar vor ihrem Hochzeitstage jemals mit einander sprechen kann. Sind die Frauenzimmer einmal verheirathet, so leben sie im Innern ihres Hauses ebenfalls eingezogen und können nur ihre Anverwandten sehen. Blos die Armen lassen ihre Töchter arbeiten und sich in ihren Läden beschäftigen, wo sie aber streng bewacht werden. Allein trotz dieser Lebensart, dieser Strenge und dieses sklavischen Zustandes, worin die chinesischen Frauenzimmer leben, giebt es doch kein Volk, das mehr häusliche Tugenden besitzt: der Chinese ist ein guter Sohn, guter Vater, guter Gatte und guter Freund, der die Dankbarkeit bis auf den höchsten Grad treibt; sie ist ihm angeboren und man hat oft gesehen, daß sie ihr Vermögen, oder das Wenige, das sie besaßen, den Europäern anboten und mit ihnen theilten, die sie unterstützt oder ihnen einige Dienste geleistet hatten und sich hernach selbst in Noth befanden. Indessen giebt es doch viele Chinesen, deren Sitten ganz verdorben sind, so wie bei allen Nationen; bei Einigen geht die Habsucht so weit, daß sie ihre Töchter oder ihre Nichten vermiethen, wenn diese unter ihrer Aufsicht stehen.

Zu Batavia weiß man viele Beispiele, daß Chinesen, die Geld nöthig hatten, um ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen oder ihren Handel auszudehnen, ihre Töchter zum Pfande geliehener Summen Europäern überlieferten. Die unglücklichen Schlachtopfer dieses niederträchtigen Handels bleiben alsdann so lange Sklavinnen, bis es ihren Eltern gefällt, das geliehene Geld zurück zu zahlen und sie frei zu machen. Zwar überlie-

fern sie vorzüglich die Wittwen, allein diese Sitte ist nicht weniger barbarisch.

Charakter, Sitten, Gebräuche, Anzug und besondere Abgaben.

Den Kunstfleiß und den Handelsgeist der Chinesen will ich nur kurz berühren, weil man ihre Neigungen in dieser Hinsicht genugsam kennt. Zu Batavia und in den umliegenden Gegenden sind es Chinesen, die alle Gewerbe und Handwerke treiben, alle Baue übernehmen und den ganzen Kleinhandel treiben. Sie sind außerordentlich thätig, sehr sinnreich und besitzen einen ganz eigenen Verstand. Uebergiebt man ihnen irgend einen Entwurf zur Ausführung, so schwierig er auch seyn mag, so gelingt er ihnen; allein sie besitzen eine unmäßige Eigenliebe und einen Dünkel auf ihre Kenntnisse, der lächerlich ist. Nach ihrer Meinung kann kein Volk außer ihnen die Vollkommenheit erreichen. Bei der Vergleichung zweier ähnlicher Gegenstände, wovon der Eine in ihrem Vaterlande, der Andere bei einer andern Nation verfertiget ist, so schlecht gemacht der Erste auch seyn mag, werden sie ihm doch den Vorzug geben.

Zum Kriege haben sie wenig Geschick, aber so feig, weichlich und verzärtelt sie auch sind, so sind sie doch zum Aufruhr geneigt. Ihre außerordentlich große Anzahl macht sie höchst unruhig; sie fangen aber nur dann einen Aufstand an, wenn sie fest überzeugt sind, daß sie drei- bis viermal stärker als ihre Gegner sind; dies ist auch der Fall bei ihren Privatstreitigkeiten. Der Aufstand, wovon eine chinesische Somme die Nachricht den 6ten Februar nach Batavia brachte, wurde bald wie-

der gestillt, nachdem der neu erwählte Kaiser von dem Throne Besitz genommen hatte.

Auf den Dörfern der Insel Java hält sich beständig ein chinesisches Oberhaupt auf, das den Titel Capitain führt. In den Städten sind zwei; der Zweite hat den Titel eines Lieutenants. Diese Oberhäupter haben alles das zu besorgen, was auf ihre Gesetze, Religion und besondere Polizei Bezug hat. In wichtigen Fällen und bei ihren Streitigkeiten mit den Europäern und Landeseingebornen nimmt man seine Zuflucht zu dem Fiscal.

Die Chinesen bezahlen jährlich für ihren Gewerbfleiß und Handel außerordentlich starke Abgaben, die die holländische Compagnie einnimmt. Für die Erlaubniß, ihre Nägel, besonders an den kleinen Fingern, sehr lang wachsen zu lassen, müssen sie eine besondere Abgabe erlegen. Bei ihnen ist dies ein sehr großer Luxus, der auf eine unzweideutige Art zeigt, daß sie des Lebensunterhaltes wegen nicht zu arbeiten brauchen.

Der geflochtene Zopf, den sie außerordentlich lang tragen, und der bisweilen bis auf die Kniekehle reicht, bezahlt nach Verhältniß seiner Länge; diese Länge ist durch eine Verordnung bestimmt, und wird alle Jahre zu einer bestimmten Zeit gemessen.

Ihr Anzug besteht in weiten Matrosen-Pantalons und in runden Röcken, die blos bis auf die Mitte der Schenkel gehen; diese beiden Kleidungsstücke sind beständig von einem schwarzen baumwollenen oder sehr lichten himmelblauen Zeuche. Die weiße Farbe ist die Trauerfarbe; die Trauer für die nächsten Anverwandten wird überdies noch durch einen Riß im Kragen der Röcke bemerkt.

Ich weiß nicht, warum sie die gefährliche Gewohnheit beibehalten, ihre Todten sieben ganze Tage lang in

ihren Häusern stehen zu lassen. In einem so heissen Klima geht der Leichnam wenige Stunden nach dem Tode in Fäulniß über. Die Polizei von Batavia sollte dies Volk nöthigen, diesen Gebrauch abzuschaffen, der nicht blos für die Familie des Verstorbenen, sondern auch für die Nachbarschaft nachtheilig ist. Ein chinesisches Haus, worin eine Leiche steht, erkennt man an einem weißen Tuche, das den Eingang versperrt und die Stelle der Thüre vertritt.

Zwölftes Kapitel.

Umliegende Gegend von Batavia — Welte-Freden, Tanabang, Mester-Cornelis, Inseln Onrus und Lambusa — Beschreibung von Tijelenking; seine falsche Bucht — geheiligte Bäume — Gräber der Kramaten.

Das Lager, das nahe bei der Stadt liegt, wo alle Truppen in Casernen von Bambusrohr lagen, befindet sich an einer niedrigen und ungesunden Stelle; das Letztere ist vorzüglich für die Europäer der Fall, die nicht an den Himmelsstrich gewöhnt sind; als daher die hohe Regierung von Batavia im Jahre 1799 das 12te französische Bataillon auf ihr Verlangen als Hülfstruppen erhielt, ließ man ein neues Lager in einer mit Holz bewachsenen Ebene 1½ Stunde im Innern der Insel in einer Gegend anlegen, wo die Luft einen freien Umlauf hat, und wo ein trockner Boden von sehr wenig Morästen umringt ist. Man nannte es Welte-Freden und das Lager der Franzosen, weil es für die Letztern errichtet wurde. Der Weg dahin geht auf

einer schönen Kunststraße, die einen Theil des Spaziergangs nach Jacatra ausmacht.

An einer ihrer Seiten stehen, wie ich schon oben erwähnt habe, Landhäuser, die den Räthen von Indien gehören, und die eben so viele Paläste sind; die Andere stößt an einen schiffbaren Kanal, auf dessen rechtem Ufer indische Weiler stehen. Wenn man aus der Stadt kommt, läßt man links ein Werk, der Water-Platz genannt, worin einige Kanonen von mittlerm Calibre sind; auch ist eine Caserne und eine Hauptwache für die Maburier und Samanapper daselbst. Eine Viertelstunde vorher, ehe man ins Lager kommt, läßt man rechts die Caserne und den Cavalleriepoſten liegen, der ganz aus Europäern besteht. Hierauf geht man vor dem Militairhospital vorbei; von da führt der Weg über die Brücke von einer sehr schönen Schleuße, die über den großen Fluß gebauet ist, um das Wasser aufzuhalten, das sich in einem Arm verlieren würde, der da hinein geht, um alle schiffbaren Kanäle mit Wasser zu versorgen und die umliegenden Gegenden zu überschwemmen, im Falle Kriegsereignisse diese Maßregeln nothwendig machten.

Wenn man über die Schleuße ist, läßt man links den Weg liegen, der mitten unter die chinesischen Gräber führt, und man bekommt das Lager zu Gesichte, das ein längliches Viereck ist, und im Umfange ungefähr eine halbe Stunde haben kann; auf den beiden Vorderseiten sind sämmtliche Officierswohnungen erbauet; die Häuser der obern Befehlshaber stehen einzeln, die Andern machen blos zwei Hauptgebäude aus, worin Jeder eine besondere Wohnung hat, die seinem Grade angemessen ist; die Casernengebäude, die von Holz und Mauerwerk erbauet sind, nehmen ein Drittheil des Bodens ein, und stehen auf der Seite dem Eingange gegen-

über. Der übrige Raum ist zu Manoevers bestimmt. Das Ingenieurlager, worin ich wohnte, ist für sieben Officiere eingerichtet; es steht abgesondert, 2 Schuß weit hinter dem äußersten Ende der rechten Seite des großen Lagers auf einer kleinen Ebene, die durch eine Bucht des großen Flusses gebildet wird. Unsere Wohnungen nahmen zwei Seiten dieser Bucht ein; die Strecke Land, die uns trennte, war mit Cocosbäumen und verschiedenen sehr großen Bäumen bepflanzt, die uns beständig Schatten, Kühlung und einen angenehmen Spaziergang verschafften; ihre Lage ist höchst malerisch. Da dieser Ort ganz einsam liegt, und da die Eingebornen etwas diebisch und grausam sind, besonders wenn sie Opium geraucht haben, so stellt man alle Nächte eine europäische Schildwacht dahin. Am Ende unsrer kleinen Gärten floß der Fluß hin; dem Meinigen gegenüber auf dem andern Ufer war ein malayischer Weiler und der Spitalgottesacker, auf dem verschiedene Arten von Bäumen standen. Ein Weg, der die linke Seite von Welte-Freden bildet, führt nach einem großen chinesischen Dorfe, das von den Casernen blos durch einen Graben abgesondert ist, über den eine Brücke erbauet ist. Alle Tage wird in diesem Dorfe ein starker Markt gehalten, wo man alles findet, was man wünschen kann. Der Weg nach Mester-Cornelis, von dem ich weiterhin sprechen werde, führt zu einer Brücke, und läuft der Wohnung der Officiere gegenüber, welche die rechte Seite des Lagers einnimmt, über die große Heerstraße, die zu einem artigen Landhause des ehemaligen Gouverneurs, Herrn Siberg, führt. Das Letztere stößt an das eine Ende des Lagers; im Angesicht des andern liegt das chinesische Dorf und darhinter läuft der große Fluß. Seine Gärten sind herrlich und stehen dem Publiko offen.

Zwischen dem Militairhospital und dem Cavalleriepsten, von dem weiter oben die Rede war, findet man die Kunststraße nach Tanabang, auf deren rechten Seite der große Todtenacker von Batavia liegt, der mit einer 7 Fuß hohen Mauer umgeben ist.

Tanabang ist ein großes malayisches Dorf, worin viele chinesische Familien wohnen, und wo alle Jahre ein großer Jahrmarkt gehalten wird. Es liegt drittehalbe Stunde von der Stadt auf einer Anhöhe, wo man ein sehr artiges Landhaus sieht, das dem Rathe von Indien, Herrn Rymesdeck, gehört.

Auf dieser nämlichen Kunststraße nach Tanabang, etwas über den Todtenacker von Batavia hin, und zwar auf der nämlichen Seite, ist eine große Ebene, wo Generalmusterungen und große Manoevres veranstaltet werden. Ich habe Einer von diesen Musterungen beigewohnt, wozu man für den Generalgouverneur und die Räthe von Indien sehr reich geschmückte Zelte aufgeschlagen hatte: in Einem derselben ließ man ein kaltes und kostbares Frühstück auftragen, woran alle Officiere ohne Unterschied Theil nahmen.

Mester-Cornelis ist ein kleines Fort, eine gute Stunde von dem Lager von Welte-Freden; der Weg dahin ist sehr schön und eben. Wenn man das Lager verlassen hat, geht man vor dem Haupteingangsthore des Landhauses des Herrn Gouverneurs Siberg vorbei. Einen Flintenschuß weiter hin steht auf der rechten Seite des Wegs ein beträchtlicher indischer Flekken; ein wenig weiter hin, und zwar auf der andern Seite, ist ein Weiler, worin Chinesen wohnen; alsdann sieht man von Zeit zu Zeit mehrere andere malayische Flecken von der nämlichen Größe, wie der Erste, die durch Wiesen getrennt sind; links ist eine große mit Mais besäete Ebene, worauf auch ein sehr großes ma-

layisches und chinesisches Dorf steht; ein Gang führt hierauf nach einem Landhause, das durch eine schöne Aussicht verschönert ist, die auf die Ebene geht.

Auf diesem Wege findet man mehrere Barons oder indische Wirthshäuser, wo man gekochten Reis und gerösteten Mais verkauft, den die Chinesen und Malayen außerordentlich gern essen, so wie einiges Obst und Betel.

So wie man sich Mester-Cornelis nähert, läuft der Weg unvermerkt in die Höhe und man entdeckt dasselbe eine halbe Viertelstunde weit. Dies Fort liegt in einem Hintergrunde am Ufer des großen Flusses und wird durch die kleine Anhöhe beherrscht; rechts und links am Wege stehen Caserenengebäude von Bambusrohr für die Madurier, die für die Artillerie bestimmt sind; hier ist das Depot. Es waren damals 600 Rekruten da, die man täglich übte.

Dies Fort ist von Mauerwerk erbauet und hat wenig Erhöhung; seine Brustwehren sind blos 2 Fuß dick und 4 Fuß hoch; es sind einige Kanonen von mittlerm Calibre darin und es ist mit einem trocknen Graben umgeben, der zum Theil ausgefüllt ist; der Eingang geht über eine hölzerne Brücke, die nicht aufgezogen werden kann; inwendig steht ein Hauptgebäude, das Herr Phils bewohnt, der von Abkunft ein Franzose und vom holländischen Artilleriemajor zum Oberstlieutenant und Befehlshaber dieser Waffe ernannt worden war.

Herr Phils ist ein junger verdienstvoller Officier, der mit bei der Expedition des Herrn d'Entrecasteaux um die Welt zur Aufsuchung des Herrn de la Perouse war; nach seiner Rückkunft blieb er zu Batavia, wo er Dienste nahm und sich mit der Tochter eines Raths von Indien verheirathete.

An der Seite dieses nämlichen Hauptgebäudes steht eine Hauptwache, wo die europäische Artillerie den Dienst verrichtet; auf der andern Seite geht man über eine andere Verbindungsbrücke aus dem Fort nach mehrern hölzernen Caserngebäuden, wo die Artillerieofficiere und die Compagnien wohnen, die da gebildet und geübt werden.

Seit mehrern Jahren lebt in diesem Fort ein malayischer Prinz eingesperrt, der in einem kleinen Zimmer hinter der Hauptwache wohnt, und der älteste Sohn des vorletzten Königs von Bantam ist. Beim Tode seines Vaters hatte er sein Erbschaftsrecht in Anspruch nehmen wollen; da es aber die ostindische Compagnie ihrem Interesse gemäßer fand, die Krone seinem Onkel zu geben, so hatte sich dieser Prinz im Reiche eine beträchtliche Partei gemacht, und seinem Onkel den Krieg erklärt, um den Thron wieder zu erobern; allein er wurde besiegt und gefangen genommen; hierauf brachte man ihn nach Mester-Cornelis, wo man ihn unter der Verantwortlichkeit des dasigen kommandirenden Artilleriebefehlshabers einsperrte.

Dieser unglückliche Prinz geht mit bloßen Füßen und hat keinen andern Anzug, als den der geringsten Malayen; er lebt blos von Reis, Piment und Fischen; auch giebt man ihm Betel; er hat einen Javaner zum Bedienten; ich habe ihn mehrmals im Hofe des Forts spazieren gehen sehen, wozu er die Erlaubniß hat. Einst fragte ich ihn, warum man ihn verhaftet und hierher gebracht habe; er erwiederte mir, er wisse es nicht, er hoffe aber in kurzem in sein Vaterland zurück zu kehren und das Ruder der Regierung zu übernehmen. Als ihm die europäischen Officiere ein Glas Arack gaben, war er so zufrieden, daß er ihnen Geschenke versprach, sobald er König seyn würde; einige Zeit darauf erhielten

hin, wo man durch einen kleinen Wald gehen muß, ehe man dahin kommt.

Eine halbe Stunde von Tijelenking sieht man an der Küste und an der Kunststraße nach Batavia ein sehr artiges Landhaus, das einem holländischen Kaufmanne, Herrn van Basel, gehört. Es ist von einem malayischen Dorfe umgeben. Die Eingebornen, die es bewohnen, leben blos von dem Fischfange und dem Ertrage der Cocosnußbäume, wovon die Küste und die umliegende Gegend voll steht. Das Oel, das man aus der Cocosnuß gewinnt, ist, wann es frisch ist, eben so gut als Baumöl; nach einigen Tagen aber taugt es blos noch zum Brennen und zum Gerben; indessen bedienen sich die Indier desselben doch als Schmalz.

Ein wenig weiter hin, wenn man von der nämlichen Seite kommt, liegt das große Dorf Coijack, wovon die Hälfte der Einwohner aus Chinesen besteht. Die Häuser nehmen an der Küste hin eine Strecke von einer Viertelstunde ein. Der Fischfang und die Cocosbäume machen ebenfalls einen Theil ihrer Nahrung aus: die Chinesen haben hier am Strande des Meeres zum Bau und zur Ausbesserung großer Piroguen mehrere Werften.

Als ich den Plan dieser Küste aufnahm und in diesem Dorfe war, fanden sich die vornehmen Indier ein, um mich arbeiten zu sehen. Der Pati, oder das malayische Oberhaupt, das in großem Ansehen zu stehen schien, erwies mir viele Gefälligkeiten; ich frühstückte bei ihm. Ich hatte Fische und Reis kaufen lassen, die ich in seiner Küche kochen ließ; Eine seiner Töchter nahm dies Geschäfte über sich, ich konnte sie aber nicht sehen, da die Sitten und die Religion der Malayen den Frauenzimmern nicht erlauben, sich

öffentlich sehen zu lassen, besonders wenn sie jung sind. Dies junge Mädchen fügte zu meinem Frühstück mehrere kleine Schüsseln voll eingemachter Früchte und Thee hinzu, um diesen zu trinken.

In diesem Dorfe sind fast alle Häuser von Bambusrohr erbauet, und stehen auf Pfahlwerk von 10 Fuß Höhe; besonders ist dies mit denjenigen der Fall, welche am Seestrande liegen. Diese Vorsicht ist deshalb nöthig, um sich gegen die Tiger und Schlangen zu sichern; die ganze Familie lebt in einer einzigen Stube; das Täfelwerk ist durchbrochnes Rohr, damit die Luft einen leichten und freien Umlauf haben kann; die Betten bestehen in einer einzigen Matte, wie dies bei allen übrigen Eingebornen der Sundainseln der Fall ist.

Ueber dies Dorf hinaus gelangt man, wenn man immer an der Küste hingeht, zur Spitze Tanijong-Priock, das der Name eines großen und schönen Landhauses von Mauerwerk ist, welches dem Rathe von Indien, Herrn Rymesdeck, gehört. Es steht ganz einzeln am Seestrande, und es gehören blos einige indische Hütten für die Wächter dazu. Wegen des Geschäftes, das mich dahin führte, mußte ich da zwei Nächte schlafen.

Die Spitze Tanijong-Priock ist wegen mehrerer Bäume merkwürdig, die ein Kramatengrabmal umgeben. Die Kramaten sind malayische Priester, die eine Reise nach Mecca gemacht haben und nach ihrem Tode als Heilige betrachtet werden. Diejenigen, die am Leben bleiben, pflanzen, um ihren Gräbern Schutz zu verschaffen, Bäume, die die Gestalt des Tamarindenbaumes haben und die sie für heilig und giftig ausgeben; es fließt ein sehr fressendes Harz davon herab. Uebrigens pflanzen sie am Fuße jedes Baumes eine Liane, die sich in kurzem um den Stamm und die

Zweige schlingt, und aus der ein Saft kommt, der ein sehr starkes Gift ist. Der französische Naturforscher, Herr von Lechenault, aus Chalons an der Saone, den ich zu Surabaye in der Meerenge von Madura kennen gelernt habe und der beständig auf den Inseln Java und Madura herumreist, um alle Arten von Untersuchungen anzustellen, sollte Pröbchen von dieser Liane an den Direktor des Pflanzengartens auf der Insel Frankreich, Herrn Cerr, schicken.

Höchst wahrscheinlich hat diese Liane Veranlassung zu dem Mährchen gegeben, das ein holländischer Chirurgus über den Boom-Upa, einen Baum, verbreitet hat, dessen „Ausdünstung“, wie er sagt, „so stark und giftig ist, daß in einer Umgebung von $1\frac{1}{2}$ Stunde keine Pflanze wachsen kann, und daß alle Vögel, die sich ihm bis auf diese Entfernung nähern, todt niedersteigen.“

Die Malayen sind so abergläubisch und leichtgläubig, daß, als ich diesen Theil der Küste aufnahm, und eine Flagge an der Spitze, etwas jenseits eines Grabes aufgesteckt hatte, und den Fuß meines Graphometers nicht sehen konnte, der dem Landhause, wovon diese Küste den Namen hat, gegenüber stand, ich durchaus diejenigen, die meine Instrumente trugen, nicht dahin bringen konnte, daß sie die Zweige von diesen Bäumen abhieben, die mir bei meiner Arbeit hinderlich waren. Ich wollte sie daher selbst wegschneiden; allein die Malayen gaben mir die Dolche nicht, die man Kries und Kleban nennt, womit sie beständig bewaffnet sind. Ich mußte also von dem benachbarten Landhause ein scharfes Instrument holen lassen. Als sie endlich sahen, daß ich das weggeschnitten, was mir im Wege stand, und meinen Winkel aufgenommen hatte, ohne daß mir ein Unglück wiederfahren war, entschlossen

sie sich, aber nicht ohne Mühe, über die abgehauenen Zweige wegzugehen, um die Entfernung meiner beiden Punkte zu messen. Dieser kleine Umstand war die Veranlassung, daß ich mich genau nach der Beschaffenheit der Bäume erkundigte, die die Gräber umgeben; denn der Boom-Upa ist im Lande nirgends bekannt. Ich habe mich ein ganzes Jahr zu Batavia und in der umliegenden Gegend aufgehalten; in das Innere der Insel Java bin ich zu Lande über 80 Stunden weit von dem östlichen Theile des Landes Balembouang in der Meerenge von Baly, bis nach Surabaye in der Meerenge von Madura gereist; alsdann habe ich die ganze Nordküste dieser Insel durchwandert, und weder ein malayischer Fürst, noch ein Chinese, die ich darum befragt habe, konnten mir die geringste Nachricht davon geben, ob ich mich schon sehr gut verständlich machen konnte, da ich ein wenig malayisch sprach; endlich wußten auch die wenigen Europäer, die ich in den Faktoreien der Compagnie fand, nichts davon a).

Ehe ich dieses Kapitel schließe, muß ich noch die Unannehmlichkeiten erwähnen, die wir in unserm Lager zu Weltz-Freden von den Schlangen, Salamandern, weißen geflügelten und ungeflügelten Ameisen, den Carias, Mutuken, Eidexen u. s. w. auszustehen hatten.

Auf der Insel Java trifft man alle Arten von Schlangen an. Die gefährlichsten, deren Bisse tödtlich sind, sind die kleinsten; sie haben beinahe die Stärke eines gewöhnlichen Kerzenlichtes und sind 2 bis 3 Fuß lang; ihre Farbe ist verschieden, Einige sind grau, mit weißen Flecken, Andere grün mit schönen rothen Flecken und weißen Streifen. Auf der Ebene Welte-Freden und um das Ingenieurlager sind sie ziemlich gemein; daher war man auch so aufmerksam, von Zeit zu

Zeit die Wohnungen zu durchsuchen; denn diese Thiere schleichen sich oft unter die Tische und unter die Betten. Als ich eines Tages bei offner Thüre die Siesta hielt, wurde ich plötzlich von meinem Nachbar, einem Lieutenant vom holländischen Ingenieurcorps, aufgeweckt, der eine sehr große Schlange verfolgte, die in mein Zimmer lief. Dieser Officier, der mich aufweckte, um mir Nachricht davon zu geben, hatte einen großen Stock in der Hand: das Thier hatte sich in einen Winkel hinter meine Thüre geflüchtet und suchte auf seinen Gegner loszuspringen, um sich gegen die Schläge zu vertheidigen, die er ihm gab, um dasselbe zu betäuben und zu tödten. Da ich ihm beistand, so gelang es mir, der Schlange zwei Hiebe mit dem Säbel auf den Kopf zu versetzen, worauf sie an zu bluten fieng; wir glaubten nunmehro, sie sey todt. Wir trugen sie daher auf dem Stocke in einen großen Kasten, den ich in meinem Hofe hatte; allein wir geriethen in kein geringes Erstaunen, als wir sie eine Stunde nachher sich bewegen sahen. Sie lebte noch 14 Tage, ohne zu fressen, worüber man sich nicht wundern darf, da dies Thier außerordentlich langsam verdauet. Sie war 16 Fuß lang, und sah eisengrau, mit weißen Flecken, und war von der gefährlichsten Art.

Der Oberste Legrévisse, ein Franzose von Geburt, aus Givet, der seit 23 Jahren in Diensten der Compagnie stand, hatte in seinem Zimmer eine lebendige Schlange, die alle Europäer besuchten. Sie war armsdick und beinahe 20 Fuß lang. Ein Huhn verschlang sie, wie man eine Auster verschlingt, sie war aber nicht gefährlich. Dieser Oberste hatte noch eine andere Schlange, die, ausgestopft, so stark wie ein Mensch und 15 Fuß lang war. Diese großen Arten

findet man gewöhnlicher auf den chinesischen und malayischen Todtenäckern.

Der Salamander ist eine Eidexe, die armsdick und ungefähr 2 Fuß lang ist. Er flieht den Menschen, frißt aber das Geflügel, wenn man nicht Acht darauf giebt; daher nennen ihn die Indier auch den Hühnerfresser. Da er ein Amphibium ist, so fand sich alle Morgen in meinem Garten, am Ufer des Flusses, dergleichen, die meine Bedienten verfolgten h).

Aber Eine der größten Plagen, die ich besonders in der Regenzeit auszustehen hatte, waren die Schwärme von großen geflügelten Ameisen, die über mich herfielen, und mich durch ihr Gesumse so quälten, daß ich mitten in der Nacht das Bette verlassen, und im Hofe herum gehen mußte, bis sie sämmtlich in meinem Zimmer waren und niederfielen; denn wenn diese Insekten einmal drinnen waren, so fielen sie sogleich nieder, und zerstreuten sich allenthalben, besonders um eine Nachtlampe; ich setzte diese daher auch oft in eine Kufe voll Wasser, um sie sämmtlich dahin zu locken. Auch mußte ich des Abends im Finstern essen, um mich dagegen zu sichern. Den andern Morgen lagen diese Insekten, die so groß als Bienen sind, wie todt auf dem Boden, oder krochen herum; diejenigen, die nicht schnell genug Löcher fanden, um sich dahin zu verbergen, wurden von einer andern Art schwarzer Ameisen verschlungen und fortgeschleppt, die sehr klein war, und wovon man alle Augenblicke in allen Häusern Ameisenhaufen findet. So viel Vorsicht man auch gebrauchen mag, um sich dagegen zu sichern, so bahnen sie sich doch allenthalben den Weg hin. Will man Lebensmittel aufbewahren, so muß man die Füße des Gefäßes, in das man dieselben thut, in Holzschuhe oder in Geschirre setzen, die voll Wasser sind, das man alle Tage erneuern muß. Es

giebt hier auch die Maurerameise, welche die meisten Verheerungen anrichtet. Diese Ameisen erbauen in einer Nacht Röhren von Erde; auf diese Art gedeckt, laufen sie aller Orten herum und dringen ins Innere der Geräthschaften und zerfressen einen Koffer mit Wäsche, Büchern und Papier, so, daß man sie nicht weiter gebrauchen kann. Wenn die Bedienten nur ein einziges Mal diese Arten von Gängen nicht zerstören, so läuft man Gefahr, seine Sachen zu verlieren. Diese Ameisen, die man Carias nennt, richten solche Verheerungen an, daß sie nach und nach das Holz so durchbohren, daß man Häuser verlassen hat, weil sie einstürzen wollten, so sehr war das Holzwerk damit angefüllt c).

Der Mutuke ist kein so lästiges Thier, richtet aber dennoch viele Verheerungen an; es ist ein dicker weißer Wurm, der im Holze lebt, und es so zerstört, daß die Stuhlfüße und die Kommodenbeine, ob sie schon äußerlich noch ganz zu seyn scheinen, inwendig oft faul sind, und dann in Staub zerfallen, wenn man sich es am wenigsten versieht. Bisweilen hört man dies Thier arbeiten, das so groß wie ein Seidenwurm ist, und sehr weiß aussieht; es ist blos ein Fettklumpen. Man ißt es geröstet, und steckt einige dreißig solcher Würmer an einen kleinen Stock, um sie zu braten; es ist ein sehr vortreffliches Gericht. Gewöhnlich findet man solche Thiere in den Füßen von altem Bambusrohr d).

Anmerkungen
zu dem zwölften Kapitel.
Von Herrn Sonnini.

a) An dem Vorhandenseyn des Bohon-Upa auf der Insel Java läßt sich nicht zweifeln, und wenn Herr Tombe keinen so gefährlichen Baum angetroffen hat, so kommt es daher, weil er keine Gelegenheit gehabt hat, in denjenigen Bezirken zu reisen, wo der Bohon-Upa zum Unglück der Menschheit wächst. Folgende Stelle, die ich aus dem Monthly Repertory übersetze, liefert einige besondere Nachrichten über den erwähnten Baum. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist ein Engländer, der sich blos mit den Anfangsbuchstaben seines Namens C. H. unterzeichnet hat. (Dieser Bericht rührt von keinem Engländer her, sondern ist die fabelhafte Nachricht, welche der holländische Wundarzt Försch (Andere schreiben ihn Förtsch) im Jahr 1784 von dem Bohon-Upa geliefert hat. Als dieser Bericht in Batavia bekannt wurde, wurde zweien Mitgliedern der Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia, den Herren van Rhyn und Palm, aufgetragen, genauere Nachrichten über diesen Wunderbaum einzuziehen. Herr Palm, Resident der holl. ostind. Compagnie bei dem Kaiser von Java, erkundigte sich unmittelbar bei dem Letztern, ob in seinem Lande ein solcher Baum wachse? Die Antwort war, daß er nie etwas davon gehört habe. Man nahm also an, daß die ganze Erzählung von diesem Giftbaume ein Mährchen sey. Wir lassen daher hier die ganze Erzählung des Chirurgus Försch weg, die Herr Sonnini aus dem Monthly Repertory einrückt. Auch in der englischen Gesandtschaftsreise nach China, herausgegeben von Staunton, findet man die Nachricht

von dem Bohon-Upas für ein Mährchen erklärt; indessen versicherte doch Einer der Vorsteher des botanischen Gartens zu Batavia dem englischen Gesandtschaftsarzte, dem Doktor Gilan, es sey darin ein Giftbaum vorhanden, dessen Saft tödtliche Wirkungen hervorbringe, man halte aber die Sache sehr geheim, damit die Sklaven keinen Mißbrauch davon machten. D. Uebersetzer.)

Andere Reisende haben beinahe das Nämliche von dem Bohon-Upa erzählt; aber ihre Nachrichten grenzen mehr an das Wunderbare, als sie sich der Wahrheit nähern. Ein Gelehrter, der Herrn d'Entrecasteaux auf seiner Reise zur Aufsuchung des Herrn de la Perouse begleitete, Herr Deschamps, ein Arzt, versichert, der Bohon-Upa sey wirklich auf Java vorhanden; allein die Wunder, womit man seine Geschichte vermehrt hat, rühren blos von einem Mißverstande her. In den düstern Wäldern der Insel Java, sagt Herr Deschamps, wächst der Bohon-Upa; im Lande ist er unter dem Namen Antjar bekannt, und man findet ihn nebst vielen andern Bäumen in der Provinz Balanbonang; seine Nähe ist nicht gefährlicher als die der andern Gewächse, die als giftig bekannt sind. Den verdickten Saft gewinnt man durch Einschnitt aus seiner Rinde, und derselbe heißt Upas. Dies Gift ist so wirksam, daß, wenn man es nur durch die leichteste Wunde in den Körper bringt, man auf der Stelle stirbt.

Wenn sich die Malayen desselben bedienen wollen (denn es ist auf allen Molucken bekannt), so vermischen sie es mit einigen andern Dingen, woraus sie ein Geheimniß machen; man weiß aber, daß darunter Knoblauch und Galanga ist. Sie tauchen die Spitze der kleinen Bambuspfeile hinein, die sie mit einer Art Blaserohr schießen. Auf diese Art habe ich einen Affen auf einem Baume tödten sehen. Der vergiftete Pfeil fuhr

ihm in den fleischigten Theil des Schenkels; derselbe stieß ein Geschrei aus, und fiel todt zu unsern Füßen nieder. Ich untersuchte die Wunde, der Pfeil war durch keine Kralle gedrungen, und hätte ihn nicht an der Flucht gehindert, wenn er nicht in den Upas getaucht gewesen wäre.

Die Javanesen, die seit langer Zeit mit den Holländern und mit ihren übrigen Nachbarn in Friede und Freundschaft leben, bedienen sich nicht mehr dieser vergifteten Pfeile, die auch wenig gegen unsere Feuergewehre ausrichten würden; blos auf der Jagd können ihnen diese Pfeile noch von Nutzen seyn, aber selbst in diesem Falle geben sie der Flinte den Vorzug, wenn sie eine haben können. Indessen scheinen sie nichts zu besorgen zu haben, wenn sie das Wildpret essen, das sie auf diese Art getödtet haben; es scheint, daß das Gift sich unmittelbar wie das Nattergift mit dem Blute vermischen muß, wenn es Wirkung thun soll.

Der Baum, der den Upas liefert, ist blos im östlichen Theile der Insel bekannt, wo er den Namen Bohon-Antjar oder Bohon-Upas, d. h. Upasbaum, führt. Er wird 30 bis 40 Fuß hoch, und hat das Ansehen und die Blätter der Ulme. Wenn man seine Zweige abbricht, oder einen Schnitt in seine Rinde macht, so fließt ein milchartiger Saft heraus, der sich in der Luft verdickt. Seine Blätter stehen wechselsweise, sind oval und rauh anzufühlen. Die Blüthen wachsen an den Blättern. Auf einem und demselben Baume sind sie bald männlich, bald weiblich. Die männliche Blüthe besteht in einem runden Behältniß, das oben gleichsam abgekürzt und mit einer Menge Staubfäden, beinahe wie in der Dorstenia, bedeckt ist. Die weiblichen Blüthen gleichen einer entstehenden Feige; es ist blos ein Eierstock, auf dem oben zwei Griffel stehen; es folgt eine runde Frucht darauf, die einen Kern von der nämlichen Gestalt

enthält; allein ich habe diese Frucht in ihrer Reife nicht gesehen. Von diesem Baume findet man im 2ten Bande des Herbarium Amboinense Tom. II. Tafel 87. von Rumphius unter dem Namen Ipo eine schlechte Abbildung. Die Javanesen essen die Thiere ohne Schaden, die man vermittelst dieses Giftes getödtet hat.

Es ist ungegründet, daß die bloße Atmosphäre dieses Baumes tödtlich sey, von dem ich Zweige abgeschnitten habe. Das Mährchen, das man in dieser Hinsicht verbreitet hat, gründet sich auf einen andern Umstand. Die Beherrscher von Java, die die große Menge von Brüdern in viele Verlegenheit setzt, welche ihnen die Sitte der Vielweiberei auf den Hals schiebt, entledigen sich derselben, indem sie sie eine Zeit lang mit andern Staatsverbrechern auf die außerordentlich morastigen und höchst ungesunden Inseln verweist, die an der Südküste der Hauptinsel liegen. Da die meisten dieser Verwiesenen daselbst sterben, so bildet sich das Volk ein, sie wären an den Ausdünstungen des Bohon-Upas gestorben. S. die Anmerkungen zu Malte-Bruns französischer Uebersetzung von Barrows Reise nach Cochinchina T. II. p. 267. und einen andern Aufsatz über den Bohon-Upas von Hrn. Deschamps in Annales des Voyages etc. T. I. cah. I. p. 69. D. Uebers.)

b) Ich glaube kaum, daß das kriechende Thier, wovon Herr Tombe an dieser Stelle spricht, wirklich ein Salamander sey. Es scheint mir wahrscheinlicher, daß es eine Art von Leguan, der amboinische Leguan (Iguana amboiniensis) sey, den Daubenton den Iguane porte-crete nennt. Dies Thier ist auf den Inseln Java und Amboina ziemlich gemein; sein Fleisch ist zart und wohlschmeckend.

c) Diese weißen Ameisen sind die Termiten.

d) Dies ist die Larve irgend eines großen Käfers.

Dreizehntes Kapitel.

Die französische Abtheilung des Contreadmiral Linois stößt in der Meerenge von Malacca auf die englische Convoy, die von China kommt — Gefecht — Unglückliches Ereigniß — Die Schiffbrüchigen werden gerettet — Ihre Abentheuer — Entwürfe der Holländer auf die Insel Banca — Ihre Beschreibung — Hülfsquellen, die sie gewähren kann — Fortsetzung der Abentheuer der Schiffbrüchigen.

Den 18ten Februar landeten drei chinesische Sommen an, auf denen sich 5 bis 600 Familien befanden, die sich zu Batavia niederlassen wollten. Sie bestätigten die Revolution in ihrem Vaterlande und brachten zugleich die Nachricht mit, daß der Krieg zwischen ihnen und den Tataren ausgebrochen sey. Diese Sommen hatten viel Thee, Porcellan, Quincaillerie-waaren, Nanking, Peking, und andere Seidenwaaren verschiedener Art geladen.

Den 25sten Februar kam die Flotte des Herrn von Linois von ihrem Kreuzzuge zurück; sie gieng Abends um 6 Uhr auf der Rhede vor Anker, und brachte eine feindliche Brick mit, die sie erobert hatte. Den andern Tag verbreitete sich das Gerücht, sie hätte ein ziemlich lebhaftes Gefecht gehabt, die chinesische Convoy, 14 Fahrzeuge stark, wäre von 2 englischen Fregatten begleitet; außerdem wäre jedes Compagnieschiff mit 50 Kanonen bewaffnet und mit 200 Mann besetzt gewesen; als das Gefecht angefangen, habe es dem Marengo

an Wind gefehlt, der sich darauf unter dem Winde befand, und daher nicht habe fechten können, blos die Fregatten und die Corvetten hätten sich geschlagen, und da man endlich keinen glücklichen Ausgang habe erwarten können, so habe der Admiral Linois Befehl zum Rückzuge ertheilt; allein die Sache verhielt sich eigentlich so: die Abtheilung kreuzte in der Meerenge von Malacca und stieß wirklich bei Pulo-Aor, ungefähr unter dem 2° 35′ N. B. auf die chinesische Convoy, die aus 27 Segeln bestand, die alle 50 Kanonen führten, und wovon jedes wenigstens 150 Mann Besatzung hatte; 24 von diesen Schiffen waren Dreimaster. Der Admiral Linois griff die Convoy an und schlug sich nebst seinen Fregatten mehrere Stunden lang auf halbe Kanonenschußweite; da aber die Engländer viermal stärker waren, als seine Abtheilung, und Anstalt trafen, ihn zu umringen, so mußte er Befehl zum Rückzug geben; der Feind machte mehrere Stunden lang Jagd auf ihn, er verlor aber keinen einzigen Mann, blos seine Segel waren durchschossen, und einiges Tauwerk zerrissen, da ihm die Engländer die Masten wegzuschießen suchten. Die holländische Brick Aventurier, die zur Abtheilung gehörte, segelte sehr schlecht, und da sie sich folglich beim Zurückzuge immer zuletzt befand, so mußte sie mehrere Lagen von einem englischen Schiffe ausstehen, das ihr sehr zusetzte; allein sie entkam und Keiner von ihren Leuten wurde verwundet, ob sie schon eine Kugel am Bord erhielt; der Marengo hatte durch sein Feuer eines der feindlichen Schiffe fast ganz zerschossen.

Dies war der Ausgang eines Unternehmens, das den Engländern über 60 Millionen gekostet haben würde, wenn es gelungen wäre; denn man schätzt den Werth jeder Ladung der Compagnieschiffe bei ih-

rer Rückkehr aus China auf ungefähr 3 Millionen Franken.

Ehe die Abtheilung diese Convoy antraf, hatte sie Einen von jenen Unfällen auszustehen, denen man auf dem Meere nur allzuoft ausgesetzt ist. Sie nahm ein schönes Fahrzeug von Bengalen, das zum Theil Opium geladen hatte, und nach Borneo bestimmt war. Es war Nacht, als man den Schiffslieutenant, Herrn Martel, der die Stelle eines Generaladjutanten bei dem Herrn von Linois vertrat, den Fähnrich Herrn Lanoue und den Commissair der Abtheilung, Herrn Robinot, auf das eroberte Schiff schickte. Das Meer war außerordentlich stürmisch und ungestüm; sie fuhren in einem großen Boote mit 26 Mann ab. Da man mehrere Stunden lang vergeblich auf ihre Rückkehr gewartet hatte, so glaubte man, sie wollten des Nachts am Bord des eroberten Schiffs bleiben. Als aber der Admiral den andern Tag keine Nachricht bekam, schickte er an Bord; allein mit welchem Schmerz erfuhr man, daß sie den Abend vorher wieder abgefahren waren, um von der Ausführung ihres Auftrags Bericht abzustatten. Vergeblich stieg man oben auf die Masten, um sie zu entdecken; die ganze Abtheilung machte einige Stunden lang Halt, weil man hoffte, die Wachen würden sie in der umliegenden Gegend gewahr werden; denn sie konnten nicht weit von den Schiffen entfernt seyn, wenn sie nicht etwa heftige Strömungen in der Nacht mit fortgerissen hätten. Nachdem man vergeblich gewartet hatte, glaubte man, die Unglücklichen wären von dem Meere verschlungen worden. Dies Unglück ereignete sich unter dem 2° 35′ N. B. in der Meerenge von Malacca, 15 bis 20 Stunden von der Küste, und ungefähr 6 Stunden von Pulo-Aor. Da sich aber der Unglückliche noch immer mit einiger Hoffnung schmei-

theilt, so glaubte man anfänglich, auch sie wären vielleicht durch die gewaltigen Strömungen und die Winde an die Küste von Malacca geworfen worden, die dahin trieben.

Den 1sten März gieng der holländische Admiral Hartsing mit zwei Linienschiffen und einer Fregatte zu einer besondern Unternehmung auf den Sundainseln unter Segel; aber nichts wurde von seiner Sendung bekannt. Den folgenden Sonntag, den 4ten März, segelte der Admiral Linois von Batavia mit seiner ganzen Abtheilung um 7 Uhr Morgens ebenfalls ab; man gab ihm zum Lotsen bis an den Ausgang der Sundastraße eine kleine Brick mit, die ein ehemaliger holländischer Kauffartheicapitain befehligte. Vor seiner Abfahrt erhielt er noch 135,000 Piaster für den Verkauf des englischen Schiffs Henriette, das er erobert hatte; zu dieser Summe waren die 35 Kisten Opium gerechnet, die dasselbe geladen hatte, und wovon man jede auf 1600 Piaster schätzte.

Den 6ten März erhielt ich durch den Courier von Java Nachrichten von dem Schiffe Harmonie, das den Oberstlieutenant vom Ingenieurcorps, Herrn Soleil, nach der Insel Frankreich zurückbrachte, und durch die Meerenge von Madura gesegelt war, um eine Ladung Reis einzunehmen und wieder durch die Meerenge von Baly hinaus zu segeln. Ich erfuhr, daß dies Fahrzeug an der Spitze von Japara wegen der Windstillen und Strömungen, die eine Viertelstunde von dieser Spitze vorbeigehen, beinahe verloren gegangen wäre; seine Rettung hatte es blos dem vortrefflichen Zustande der Küste zu verdanken. Auch gab man mir die Nachricht, das englische Schiff Elisa Anna, das wir zu Pulo-Bay an der Küste von Sumatra genommen hatten, wäre zwei Tage zuvor nach seiner Be-

stimmung abgesegelt, nachdem es seine Ladung an Reis ebenfalls vollständig gemacht hatte.

Die geretteten Schiffbrüchigen.

Den 11ten März 1804 Nachmittags langte auf der Rhede von Batavia eine kleine holländische Brick an, auf der sich die Herren Martel, Lanoue und Robinot, nebst den 14 Matrosen befanden, von denen man glaubte, sie wären in der Meerenge von Malacca entweder vom Meere verschlungen, oder auf die gefährliche und wüste Küste dieser Halbinsel geworfen worden. Sie verfügten sich sogleich in das Lager von Welte-Freden, wo sich Jeder beeiferte, ihnen seine Besorgnisse über ihr Schicksal, und das Vergnügen über ihre Zurückkunft auszudrücken. Alle drei begaben sich zu dem Oberstlieutenant, Herrn Jauffret, der die Franzosen befehligte. Die Matrosen verlegte man in eine Caserne, wo man für sie sorgte.

Von ihren Schicksalen theilte uns Herr Martel folgende Nachricht mit: „Nachdem sie einige Leute auf das eroberte Schiff Henriette gethan, und dasselbe wieder verlassen hatten, und bereits im Begriff standen, den Marengo zu besteigen, in dessen Kanonierkammer sie schon die Gegenstände erkannten, überfiel sie auf einmal ein starker Wind, nebst einem heftigen Wirbelwind, und brachte das Boot trotz aller Mühe, die sich die Matrosen gaben, um zu rudern, von dem rechten Wege ab. Wegen der Dunkelheit der Nacht, und der Heftigkeit des Wirbelwindes, war es ihnen unmöglich, genau zu erfahren, wo sie sich befanden: so brachten sie diese ganze Nacht zu. Den andern Morgen mit Tagesanbruch sahen sie sich allein mitten auf einem stürmischen Meere und unter schäumenden Wogen, und konnten we-

ihr Land noch die Abtheilung entdecken. Sie ruderten unaufhörlich fort; bald wurden sie die Spitze der Masten eines Schiffs gewahr; sie näherten sich ihm und erkannten die Corvette Berceau, die das Vordertheil auf sie gerichtet hatte: sie glaubten sich nunmehro gerettet, aber ach! auf einmal wendete sich die Corvette und verschwand mit dem Tage, nachdem sie Signale gemacht hatte, die sie deutlich erkannten. Noch einen Tag und eine Nacht brachten sie mitten unter Wellen zu, hatten den Tod vor Augen und befanden sich in der grausamsten Verlegenheit. Da sie sich ihrem Schicksal überließen, welches das einzige Mittel war, das sie ergreifen konnten, und nicht weit vom Lande waren, so landeten sie den Tag darauf auf einer kleinen unbewohnten Insel, in der Gegend von Pulo-Aor, die nicht weit von der Spitze von Malacca entfernt war; sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, daselbst einige Cocosbäume zu finden; denn in 48 Stunden hatten sie weder gegessen noch getrunken, aber sie fanden nichts weiter als eine Kohlpalme, die sie in 23 Theile theilten; denn sie hatten drei englische Officiere von dem eroberten Schiffe, nebst ihren Bedienten, bei sich. Der Capitain sprach Französisch, und der zweite Capitain, der ein Amerikaner war, Malayisch, was ihnen in der Folge von sehr großem Nutzen war. Da sie in den Hintergrund einer kleinen Bucht eingelaufen waren, so waren sie so glücklich, daselbst eine Pirogue und zwei Malayen zu entdecken, die da auf Befehl des Sultans von Rio Wache standen, um auf die Seeräuber Acht zu geben, die in diesen Meeren herumstreichen. Durch diese Indier ließen sie sich bis nach Rio lootsen, ob sie schon der Gefahr ausgesetzt waren, von den Eingebornen ermordet zu werden; allein es war das einzige Mittel, das sie in ihrer grausamen Lage ergreifen

konnten, die ihnen auf allen Seiten nur einen beinahe gewissen Tod zeigte. Anfänglich wollten sie diese Malayen nicht zu ihrem Fürsten bringen; man bot ihnen Geld an; sie verlangten 100 Piaster, man wollte ihnen 10 geben, allein sie schlugen sie aus. Da sie jedoch sahen, daß diese Officiere entschlossen waren, sich ohne sie nach dem Hauptland zu begeben, so nahmen sie dieselben an und führten sie.

„Sie langten zu Rio auf der Küste von Malacca an, wo sie ein englisches Kauffartheischiff fanden, das mit den Landeseingebornen Tauschhandel trieb. Der Capitain desselben war der einzige Europäer; seine übrigen Leute waren Lascars und Malabaren. Er ehrte das Unglück der Schiffbrüchigen, und gab ihnen eine Charte von den Sundainseln, die, so schlecht sie auch war, ihnen doch Dienste leistete, einen Compaß und einige Lebensmittel.

„Hierauf ließen sie sich dem Sultan vorstellen; der amerikanische Officier, der Malayisch sprach, diente ihnen als Dollmetscher; nachdem er ihre Abentheuer erzählt hatte, erwiederte dieser Prinz, daß er sie in seinen Schutz nähme, da er mit keiner europäischen Nation im Kriege sey; er ließ ihnen einige Lebensmittel reichen; Herr Martel gieng selbst zum Sultan. Unterdessen lud das Oberhaupt der Chinesen, der in Rio sich aufhält, die übrigen Officiere zu Tische ein; sie geriethen in ein angenehmes Erstaunen, als sie sich auf europäische Art bedient sahen, und dieses Oberhaupt ihnen zu ihrer Erquickung herrlichen Bordeauxwein vorsetzte.

„Herr Martel dankte dem Sultan für seinen Beistand und für die gute Aufnahme, die er erhalten hatte, und versprach ihm, der französischen Regierung

entfernen, und sich der Mündung der Bucht zu nähern, um heraus zu segeln. Nachdem die Theilung der Schnupftücher zu Ende war und die Seeräuber das Boot schon weit von sich sahen, segelten und ruderten sie mit aller Anstrengung, um es wieder einzuholen; sie kamen ihm sehr nahe, ohne es jedoch wieder erreichen zu können. Als sie bemerkten, daß diese unglücklichen Schiffbrüchigen entschlossen waren, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, wenn sie sie wieder angriffen, und da ihnen der Commissair Robinot seinen Dolch und ein Matrose eine Fouane (eine Art von Dreizack, dessen eiserne Spitzen die Gestalt von Klingen haben, und deren man sich auf dem Meere bedient, um einen Fisch zu durchbohren) zeigte, und da sie nach dem Striche urtheilten, den das Schiff hielt, daß es aus der Bucht heraus seyn könnte, ehe sie es einzuholen im Stande wären, so standen sie von ihrer Verfolgung ab, gaben ihnen ein Zeichen, sich fortzumachen und schlossen sich wieder an die fünf andern Praws an, die ihnen in geringer Entfernung folgten.

„Diese Seeräuber, die grausamerweise alle diejenigen, die sie gefangen nehmen können, besonders die Europäer und die Chinesen, ermorden, waren blos mit Kries und Hassagayen bewaffnet. Zum Anführer haben sie den Neffen des Sultans von Palimbang, einen schlechten Menschen, den man aus Mangel an Kräften noch nicht hat unterwerfen können. Als er den Hof von Palimbang verließ, um sich an die Spitze der Seeräuber von Banca zu stellen, nahm er die Frau des holländischen Sergeanten mit. Dies Oberhaupt flüchtete nach Munlock, einem kleinen Dorfe bei Rangam, wo es seinen Hauptaufenthalt hat.

„Nachdem die Schiffbrüchigen aus den nördlichen Buchten von Banca heraus und glücklich den Seeräu-

fern entgangen waren, fuhren sie an der Küste dieser Insel hin, um in ihre Meerenge einzulaufen; im Vorbeigehen bekamen sie die westliche Rhede zu sehen, die tief ist. Außer dieser Rhede giebt es noch eine Andere in Osten, die aber nicht so groß ist; man findet da 12, 11, 10, 9 und 8 Klaftern Wasser; in beiden ist der Grund gut. Nachdem sie durch diese Meerenge von Banca hindurch und bis zur Mündung des Flusses Palimbang auf der Küste von Sumatra gekommen waren, glaubten sie, die auf der Charte, welche ihnen der englische Capitain zu Rio geschenkt hatte, angegebene Niederlassung zu finden; sie erstaunten aber höchlich, als sie mehrere Stunden weit auf diesem Flusse hinauf gefahren waren, daß sie keine Spur von Wohnung fanden; sie glaubten sich daher getäuscht. Einige Indier, die sie an der Mündung und etwas weiter hin an der Küste erblickt, und denen sie das Wort Palimbang zugerufen, hatten ihnen durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen gegeben, daß sie noch weiter heran kommen sollten; aber welches Zutrauen sollten sie zu jenen Malayen haben, die sie auf Banca in so große Gefahren gestürzt hatten? Endlich entschlossen sie sich, aus diesem Flusse heraus zu segeln und an der Küste hin denjenigen aufzusuchen, von dem sie mit Recht glaubten, er müsse der Fluß Palimbang seyn. Sie kamen an der Mündung der Salsen an. Nachdem sie ebenfalls mehrere Stunden weit in derselben hinauf gefahren waren, ohne eine Wohnung gewahr zu werden, und da sie blos ein mit Wald und Bergen bedecktes Land sahen, das durchaus unbewohnt war, so hielten sie sich von neuem für verloren; von Hunger und Strapazen waren sie ganz entkräftet; ihre Kleidungsstücke befanden sich bei den Wirbelwinden, die sie fortdauernd Tag und Nacht auszustehen hatten, in dem elendesten Zustande.

In dieser neuen und grausamen Verlegenheit fuhren sie den Fluß wieder hinab, verließen ihn und suchten nochmals denjenigen auf, den sie zuvor verlassen hatten; sie waren entschlossen, ihn so weit hinaufzufahren, bis sie einige indische kleine Flecken fänden, wo sie Nachrichten von Palimbang zu erhalten hofften, weil sie überzeugt waren, diese Ufer könnten nicht ganz unbewohnt seyn, besonders seitdem sie die beiden Malayen angetroffen hatten. Sie fanden die Mündung des Flusses wieder, und nachdem sie mehrere Stunden weit auf demselben hinaufgefahren waren, hatten sie endlich das Glück, einen militairischen Posten zu finden, dessen Befehlshaber ein holländischer Unterofficier war; man kann sich leicht ihre Freude vorstellen. Man gab ihnen sogleich einen bewaffneten Mann mit, der sie bis nach Palimbang zu dem holländischen Residenten, Herrn Palm, brachte, der sie sehr gefällig aufnahm, ihnen Kleidungsstücke und Hemden lieh, alle mögliche Unterstützung leistete und die Hemden und Pantalons den Matrosen schenkte.

„Herr Palm wollte den unglücklichen Umstand benutzen, der unsere Landsleute auf diese Insel geworfen hatte, sie dem Sultan und seinen Prinzen vorzustellen, um ihnen den Irrthum von der abscheulichen Schilderung zu benehmen, die einige Engländer von uns gemacht hatten, die in dies Land gekommen waren, um daselbst Tauschhandel zu treiben. Man hatte uns als Ungeheuer, Bösewichter und Menschenfresser geschildert, und für so etwas hielten uns auch dieser Sultan und sein Hof. „Sehen Sie," sagte Herr Palm zum Sultan, indem er ihm die Schiffbrüchigen vorstellte, „sehen Sie diese braven Franzosen; das sind die Menschen, die ihnen die abscheulichste Verläumdung und die verruchteste Bosheit als Wilde geschildert hat! Ur-

theilen Sie selbst, wie man sie verläumdet, und wie man Sie getäuscht hat: sie sind die Freunde und Bundesgenossen meiner Nation und verdienen Ihre Achtung und Ihre Freundschaft."

„Nach einigen Ruhetagen lieh ihnen Herr Palm eine Brick, auf der sie sehr glücklich zu Batavia anlangten, wo sie ungefähr 3 Monate blieben und auf eine Gelegenheit warteten, um nach der Insel Frankreich zurückzukehren, wo sie die Abtheilung des Contreadmiral Linois wieder anzutreffen hofften. Herr Martel aber hatte nicht dies Glück; denn er unterlag den ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen. Er starb von jedermann bedauert, und seine Unglücksgefährten hatten den Schmerz, seinem Leichenbegängnisse an dem nämlichen Tage beizuwohnen, an dem sie sich wieder einschifften."

Der Sultan von Palimbang war mit dem Sultan von Rio im Kriege, als die Schiffbrüchigen auf dieser Insel landeten, und da ihm der Sultan von Rio seit langer Zeit drohte, ihn mit 100 Praws bewaffneter Seeräuber zu überfallen, so war der Erste beständig auf seiner Hut; die beiden Flußufer waren bis auf 10 Stunden von Palimbang hinunter mit kleinen Kanonen besetzt, und an den Hauptpunkten führten Prinzen den Befehl.

Insel Banca; Anschläge der Holländer auf dieselbe.

Ich habe die Erzählung der Abentheuer und des Schiffbruchs unsrer Landsleute nicht unterbrechen wollen, um von der Insel Banca zu sprechen, in deren Buchten sie wegen der Verfolgung der Malayen großen Gefahren ausgesetzt waren. Nunmehro will ich

einige Nachrichten über diese Insel und über die Anschläge mittheilen, welche die Holländer gemacht haben, um sich derselben zu bemächtigen.

Palimbang, das an dem Flusse gleiches Namens liegt, der in die Meerenge von Banca fällt, ist der Hauptort des Reichs des Sultans dieses Landes. Diese Stadt liegt im Innern der Insel Sumatra, 20 Stunden von der Flußmündung. Da der Sultan die Nothwendigkeit einsah, sich mit einer europäischen Macht in Verkehr einzulassen, um die Produkte seines Landes zu verkaufen, und da er überdies zu schwach war, als daß er den Krieg gegen seine Nachbarn aushalten und sich gegen die Seeräuber vertheidigen konnte, die ihn seit langer Zeit bedrohten, weil sie wissen, daß er Einer der reichsten Fürsten Asiens an Diamanten und Goldstaub ist a), so wandte er sich an die Regiernng zu Batavia um Unterstützung. Von der Zeit an wurde er ihr zinsbar; man schloß mit ihm einen Vertrag ab, durch den er sich verbindlich machte, jährlich eine ziemlich beträchtliche Summe zu bezahlen, und allen Reis, Pfeffer und Calin seines Landes für einen sehr niedrigen Preis zu liefern. Hierauf schickte man ihm ein Detachement von 18 Europäern, das ein Sergent befehligte; auch befand sich ein Resident da, der bei meiner Abreise der holländische Major Herr Palm war, und der nachmals durch den Ingenieurobersten, Herrn Barbier, abgelöst wurde, unter dessen Befehlen ich mich das Jahr hindurch befand, wo ich in Diensten der hohen Regierung stand.

Der Sultan von Palimbang war in Ansehung der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten im Rückstande; da aber die hohe Regierung, die seit langer Zeit Absichten auf Banca hatte, damals keine hinlängliche Macht besaß, um ihre Entwürfe auszuführen, so ließ sie im

Verlaufe des Jahres 1803 die Fregatte Maria Reigensbergen ausrüsten, blos unter dem Vorgeben, diese Insel zu untersuchen. Der Obristlieutenant Lamotte, der damals Major war, erhielt den Befehl über diese Unternehmung und sollte anfänglich gleichsam im Vorbeigehen zu Palimbang einlaufen, um die Gesinnung des Sultans, sowohl über seine Rückstände als über seine Entwürfe zu erforschen; besonders aber wurde ihm aufgetragen, die Insel Banca zu untersuchen, ihre Gestalt zu bestimmen, die bisher auf allen Charten unrichtig angegeben war, den Plan der ganzen Küste, nebst den Felsen, Riffen und Banken aufzunehmen und endlich nicht blos längs der Küste hin, sondern auch in den Buchten und in der Meerenge zu sondiren. Nicht lange nach seiner Zurückkunft, erhielt ich den Auftrag, seine Arbeit ins Reine zu bringen. Man sieht aus meiner Charte, daß diese Insel sich viel weiter gegen Osten erstreckt, als man bisher angenommen, und daß diejenigen Charten, die im Süden eine Insel haben, der man den Namen Salzinsel gegeben hat, durchaus unrichtig sind; denn diese Salzinsel macht einen Theil von dem Hauptlande von Banca aus b).

Da Herr Lamotte einen vortheilhaften Bericht von dem Boden von Banca und von den Hülfsquellen dieser Insel abgestattet hatte, so beschloß die hohe Regierung, daselbst eine Niederlassung anzulegen. Sie wählte Rangam, das in einer Vertiefung liegt, welche eine offne Bucht an dem kleinen Flusse Belu bildet, der in die Meerenge fällt; nicht etwan, daß sich diese Stelle wegen ihrer Sicherheit und jener der Schiffe am besten dazu geschickt hätte, sondern man konnte hier Truppen in der Nähe von Palimbang versammeln und mit diesem Theile der Insel Sumatra in nähere Handelsverhältnisse treten.

Die Stelle, die sich am besten zur Anlegung einer Hauptniederlassung schickt, welche Sicherheit und Bequemlichkeit, sowohl für die Magazine, in denen man die Erzeugnisse aufbewahrt, die man daraus zieht, als für die Schiffe, die man zu ihrer Fortschaffung braucht, vereint, befindet sich im Norden, wo eine Vertiefung ist, welche drei Buchten, Eine nach der Andern, bildet; es sind diejenigen, wo unsere schiffbrüchigen Landsleute von den Seeräubern angegriffen wurden; in den beiden vornehmsten können die größten Schiffe vor Anker gehen; man hat nicht weniger als 5½ Klafter Wasser und guten Ankergrund; alsdann ein sehr großes Becken mit hinlänglichem Wasser für die Transportfahrzeuge; denn man findet an der Küste 2½ bis 3 Klaftern Tiefe. Freilich würde man in diese Buchten blos mit vollem Wind ein- und auslaufen können, weil man wegen der Riffe und Felsen, die sich am Eingange befinden, und wegen der geringen Breite der Kanäle nicht laviren kann; allein die Schiffe und Magazine würden durch die günstige Lage gegen jeden Angriff gesichert seyn, welche die Natur darbietet, um daselbst einige Werke anzulegen, welche nebst den Riffen einem weit stärkern Feinde zu schaffen machen würden.

Auch glaube ich recht gern, daß es die Regierung zu Batavia nicht bei der Niederlassung von Rangam bewenden lassen wird, die man blos als einen Vorläufer ansehen kann. Diese Meinung äußerte ich in Ansehung des nördlichen Theils dieser Insel, als man mich deshalb fragte; schon sah man die ganze Wichtigkeit dieses Entwurfes ein, und man hatte dessen Ausführung beschlossen, sobald es die Umstände erlaubten. Dies war der Grund, warum der Direktor des Festungsbaues von mir den Plan der drei Buchten nach

einem grössern Maßstabe verlangte, um darauf die Niederlassungen zu bemerken.

Die Insel Banca ist fast unbewohnt und hat blos an der Küste hin und an den Ufern der Flüsse einige Seeräuberdörfer. Sie liegt zwischen 15 Minuten und dem 8° S. B.; ihre Länge beträgt daher ungefähr 80 Stunden, ihre Breite beläuft sich ungefähr auf 25 Stunden. Auf der Einen Seite liegt die Insel Borneo, auf der Andern die Insel Sumatra. Ausserdem stößt sie an die Halbinsel Malacca, mit der sie sehr wichtige und vortheilhafte Handelsverbindungen unterhalten können wird; auch kann sie nicht blos eine gute Niederlassung, sondern auch eine schöne und reiche Colonie abgeben. Der Boden ist gut und sehr fruchtbar, das Wachsthum üppig. Es sind sehr schöne Zinn-(Calin-) bergwerke darauf, die grosse Vortheile gewähren werden, sobald man sie sorgfältig bearbeitet; auch kann sie eine grosse Menge Pfeffer, und wahrscheinlich alle Gewürze der Molucken liefern.

Die Luft ist sehr gesund, ob sie schon unter der Linie liegt, weil die Insel sehr hoch und voller Berge ist, die mit Holz bewachsen sind und in deren Innerem man in Menge Bruchsteine zum Bauen findet.

Anmerkungen
zu dem dreizehnten Kapitel.
Von Herrn Sonnini.

a) Marsden, Geschichte von Sumatra (teutsche Uebers. von Sprengel, in dessen Beiträgen 4. B. S. 270.) zieht die ungeheuern Reichthümer, die man dem Könige von Palimbang beilegt, in Zweifel; nie hat er die Eingebornen diese Reichthümer erwähnen gehört, wovon das Gerücht doch denen zu Ohren hätte kommen müssen, mit denen die Engländer im Innern des Landes in Verbindung stehen, wenn sie wirklich vorhanden wären. Indessen bringt doch der Calin- oder Zinnhandel eine ungeheure Menge Silber nach Palimbang, indem selbst die Holländer einen großen Theil der Gegenstände, die sie für ihre Ladungen einkaufen, in Piastern bezahlen müssen. Aber, setzt Marsden hinzu, dies würde beweisen, das Land müsse reich seyn, wenn es der König nicht ist, denn dieser scheint kein ausschließliches Recht auf den Ertrag der Bergwerke zu haben; und doch bemerkt man keine Spur von seinen Reichthümern.

b) Herr Tombe bestätigt das, was die Beobachtungen der neuern Seefahrer fast zur Gewißheit gebracht hatten, daß nämlich der östliche Theil der Insel Banca, woraus die alten Charten eine Insel unter dem Namen Salzinsel machen, eine Halbinsel ist, die mit dem Hauptlande von Banca vermittelst so niedriger Landstriche zusammenhängt, daß man sie in einer gewissen Entfernung nicht bemerkt. Die Felsen, welche die Nordostküste dieser Halbinseln einfassen und deren Farbe weiß ist, haben das Ansehen von Salzfelsen, woher dieser hervorspringende Theil von Banca, den man unrichtig für eine Insel genommen, den Namen Salzinsel erhalten hat.

Vierzehntes Kapitel.

Ermordung des Königs von Bantam — Krönung seines Nachfolgers — einige Nachrichten von diesem Reiche — Absichten der Holländer auf das Land der Lamponen — Faktoreien auf den Inseln Borneo, Timor und Byman.

Den 20sten März 1804 Morgens erfuhr man das traurige Ende des Königs von Bantam, der in der Nacht vom 18ten zum 19ten des nämlichen Monats durch Einen seiner Urenkel, einen jungen Prinzen, in seinem Bette ermordet worden war; derselbe war ein Sohn desjenigen, der im Fort Meßer-Cornelis eingesperrt war. Um seine Absicht auszuführen, verkleidete er sich in ein Frauenzimmer, damit er in das Serail seines Onkels und in sein Zimmer gelangen könnte, wo er sich unter dem Bette verbarg, und die Rückkunft des Königs abwartete, der am Bord des holländischen Schiffes zu Tische war, auf dem sich der Admiral Hartsing befand, dessen Abtheilung auf der Rhede vor Anker lag.

Der Sage nach war dies Ereigniß die Folge einer Volksverschwörung gegen den König, den man nicht für den rechtmäßigen Regenten hielt, da er blos der Bruder des letzt verstorbenen Königs war.

Der Urheber dieses Meuchelmords suchte sich nicht etwa durch die Flucht zu retten, oder diejenigen anzugreifen, die sich um ihn befanden oder auf ihn los kamen, wie es gewöhnlich alle Malayen machen, wenn

sie in Wuth sind, sondern er gestand sein Verbrechen ein, und überlieferte sich dem holländischen Residenten: „er hätte," sagte er, „das Unrecht gerächt, das man gegen seinen Vater, den rechtmäßigen Regenten des Landes, begangen hätte, den man gefangen hielte." Sobald der Admiral Hartsing diesen Vorfall erfuhr, ließ er 500 Mann Europäer ans Land setzen, um jeder Revolution zuvorzukommen.

Nach dem Vergeltungsrechte, das bei den Indiern in diesem Theile Asiens im Gebrauch ist, wurde der Meuchelmörder auf der Stelle mit dem Tode auf die nämliche Art bestraft, wie er sein Verbrechen begangen hatte; die hohe Regierung versammelte sich außerordentlich, um zur Ernennung des Nachfolgers dieses unglücklichen Fürsten zu schreiten.

An dem nämlichen Tage verlor der Schabandar, Herr van Braam, das schöne englische Schiff Henriette, das die Abtheilung des Herrn von Linois in der Meerenge von Malacca weggenommen, und das ihm dieser Admiral nebst der Ladung verkauft hatte. Aus Unvorsichtigkeit hatte er einige Lascars und englische Officiere am Bord gelassen, die in der Nacht unter Segel giengen und abfuhren, ohne daß man ihnen ein Schiff nachsenden konnte, da keins dazu auf der Rhede vorhanden war.

Der Rath von Indien, Herr Eykeldyck, gegenwärtig Generaldirektor, erhielt von der hohen Regierung den Auftrag, den neuen König von Bantam im Namen der Compagnie zu wählen und zu krönen. Den 27sten März reiste er auf einem ausdrücklich dazu ausgerüsteten Fahrzeuge in Begleitung der vier ersten Kaufleute, die den Titel Commissairs bekamen, nach Bantum ab. Außerdem hatte er eine Ehrenwache von einem Lieute-

nant, einen Sergenten, 2 Caporalen, 18 Grenadiren vom 12ten französischen Bataillon und eben so viele Holländer bei sich: diese Garde befehligte der Oberstlieutenant, Herr Legrevisse, damals Major.

Bei seiner Ankunft zu Bantam ließ der Rath von Indien die Prinzen und alle Patys und Mandors in Gegenwart des Volks versammeln; sprach mit ihnen über die Pflichten gegen ihren Regenten und zeigte ihnen den Prinzen an, den die hohe Regierung zu ihrem Fürsten bestimmt hatte. Vor dem Thore des Palastes richtete man eine große Wage auf; junge Mädchen brachten in Körben Früchte, Blumen und alle Arten von Gemüse, welche das Land erzeugt, und thaten sie in die eine Wagschale. Der ernannte Fürst setzte sich in die andere und da er durch sein Gewicht über alle diese Produkte, welche die Erzeugnisse der Erde vorstellen, den Ausschlag gab, so wurde er sogleich als König anerkannt und bekannt gemacht. Der Rath setzte ihm zugleich die Krone aufs Haupt und umarmte ihn; alle Prinzen, seine Brüder und selbst sein Vater warfen sich ihm zu Füßen und bezeugten ihm ihre Ehrfurcht. Der König versprach alsdann ein treuer Bundesgenosse der Compagnie zu seyn und genehmigte die Verbindlichkeiten seiner Vorgänger gegen sie, in Ansehung der Unterstützung an Mannschaft, die sie im Fall eines Krieges nöthig haben könnte, und in Betreff der Lieferung aller Erzeugnisse seines Gebiets und der dazu gehörigen Länder, für die Preise und auf die Bedingungen, unter denen man sie sonst erhalten hatte.

Diese Feierlichkeit hatte unter dem Donner der Kanonen von dem Fort und dem Palaste statt, und endigte sich mit vierzehntägigen Festlichkeiten. Während der Zeit führte man den König in seine neue Würde ein und er unterrichtete sich von dem Zustande seines Reichs. Je-

der, von dem Rathe an bis zu dem geringsten Soldaten herab, erhielt von dem neuen Könige ein Geschenk im baaren Gelde, das der Schatz zu bestreiten hatte.

Für diejenigen, die man dahin schickt, fallen diese Feierlichkeiten zu Bantam jederzeit verderblich aus; denn die Luft ist daselbst noch ungesunder als zu Batavia; auch starben alle Grenadiere und europäischen Unterofficiere, entweder noch während ihres dortigen Aufenthaltes, oder gleich nach ihrer Rückkehr; blos zwei bis drei Franzosen und die Officiere kamen mit dem Leben davon. Auch der Secretair Schmith wurde ein Raub des Todes; Herr Eyfeldyck, seine Gattin, die ihn begleitet hatte, und der Major Legrevisse fielen nebst den vier Kaufleuten hierauf in ein Faulfieber, das sie an den Rand des Grabes brachte.

In alten Zeiten war das Königreich Bantam das größte, und seine Beherrscher besaßen die meiste Gewalt auf der ganzen Insel Java; allein es ist sehr in Verfall gerathen, seitdem ihnen die Holländer die Gelegenheit zum Verkehr mit den übrigen Ländern auf Java benommen haben, als sie sich des Reiches Jacatra bemächtigten. Demohngeachtet nimmt es noch eine große Strecke Land ein; es erstreckt sich wirklich von dem Flusse Tangarang, der 2 Stunden von Batavia entfernt ist und ihm zur Grenze dient, bis zur westlichsten Spitze der Insel. Die Anzahl seiner Einwohner ist beträchtlich und wird noch durch alle madurischen Ausreißer, durch die Sklaven, Sklavinnen, chinesischen Banquerouteurs, ja sogar durch die Meuchelmörder vermehrt, die sich dahin flüchten; denn außer der nahen Nachbarschaft lockt sie noch die Gewißheit dahin, daselbst eine Freistätte zu finden, weil die Eingebornen keine Unterthanen der Compagnie sind, das Land besondere Vorrechte hat, und die holländische Justiz

keinen von denjenigen, die sich dahin begeben, verfolgen noch verhaften kann, obschon die Regenten unter der Herrschaft der hohen Regierung stehen.

Die Hauptstadt ist ganz von Bambusrohr erbauet, liegt am Seestrande und erstreckt sich beinahe bis zur Mündung eines grossen Flusses, der in die Bucht fällt. Der König wohnt daselbst in einer Art von Pallast, der innerhalb eines alten verfallenen Forts auf europäische Art erbauet ist, das mit 80 metallenen Kanonen von jedem Calibre besetzt ist, die theils ohne Lavetten und gänzlich unbrauchbar sind.

Hingegen besitzen die Holländer an der Seite ein Fort, das in ziemlich gutem Zustande ist und das jenes des Königs nebst der Stadt beherrscht. Sie haben darin einen Befehlshaber, einige Artillerieofficiere, einen Ingenieurofficier und 50 Mann europäische Truppen, die außerhalb der Stadt gelagert sind, weil diese ungesund ist.

An grossen feierlichen Tagen geht der König von Bantam auf europäische Art gekleidet; er hat einen scharlach rothen Rock oder von einer andern Farbe an, der mit Gold gestickt ist, nebst Stiefeln, Sporen, Hute, Säbel und Dolchen. An andern Tagen geht er wie die übrigen Malayen, aber sehr reich gekleidet, und ist beständig mit zwei Dolchen bewaffnet. Gewöhnlich unterscheidet man die Eingebornen seines Reichs von denen von Java; die Ersten tragen zerstreute Haare nebst einer kleinen Mütze oder einem runden, schmalen Hute, der keinen Rand hat; auch sind ihre Augen und ihre Blicke wilder als bei den Javanern. Im Serail des Königs befinden sich 3 bis 400 Frauenzimmer.

Dies Reich erbauet eine sehr große Menge Reis und Pfeffer und etwas Zinn und Calin. Von Batavia nach Bantam sind zu Lande 36 Stunden.

Das Land der Lamponen auf der Insel Sumatra, das größer als das Reich Bantam ist, ist davon abhängig. Vor einigen Jahren zog der König weit mehr daraus; da sich aber die Lamponen empört und den Seeräubern, mit denen sie gemeinschaftliche Sache machen, einen Zufluchtsort zugestanden haben, so ist sein Ansehen daselbst beinahe vergessen und die Calinbergwerke werden nicht bearbeitet.

Absichten der Holländer auf die Bucht der Lamponen.

Schon seit langer Zeit wünschte die Regierung zu Batavia sehnlichst eine Faktorei auf der Insel Sumatra, und zwar um so mehr, da diese Insel von der Insel Java blos durch die Sundastraße getrennt ist, und sie die Eröffnung verschiedener einträglicher Handelszweige durch ihre Erzeugnisse an Campher, der der beste ist, den man kennt, und viel Benzoe, Pfeffer, Reis und Calin erleichtern kann. Sie richteten also ihre Absichten auf die Bucht der Lamponen, die breit und tief ist, für jedes Fahrzeug einen guten Ankerplatz hat, und am Eingange der Sundastraße an der Südspitze der Insel fast der Spitze von Bantam gegenüber liegt; da aber diese Bucht und die umliegende Gegend der Zufluchtsort eines großen Theils der Seeräuber ist, welche diese Meere unsicher machen, so hat man keine Niederlassung daselbst anlegen können, weil es fast nicht möglich war, sie daraus zu vertreiben, oder vielmehr, weil man zu dieser Absicht blos wenige Kräfte anwandte. Mehrmals schickte man Kriegsschiffe dahin, die die Dörfer dieser Seeräuber verbrannten; da man aber bei dieser Unternehmung stehen blieb, so kamen sie immer wieder zurück. Diese ganze Gegend, die blos

von herumschweifenden und räuberischen Indiern bewohnt wird, ist selbst großentheils im Aufstand gegen ihren Regenten, den König von Bantam.

Demohngeachtet schickte die hohe Regierung bei ihrer letzten Unternehmung den Ingenieurofficier, Herrn Brandels, dahin, um eine Stelle aufzusuchen, die zur Anlegung eines Forts, von Casernen und Magazinen, taugte. Diese Unternehmung hatte keinen bessern Erfolg als die übrigen; man verbrannte die Hütten; die Indier flohen ins Innere und dieser Officier stattete den Bericht ab, er habe keine taugliche Stelle zur Anlegung einer solchen Niederlassung entdecken können. An der Küste hin, und selbst bis tief ins Land hinein, hatte er nichts als unwegsame sumpfige Oerter gefunden.

Die Holländer ließen sich jedoch durch den geringen Erfolg solcher Versuche nicht abschrecken; um ihre Absichten zu erreichen, gewann die Regierung zu Batavia den König von Bantam, den nämlichen, der bei meinem Aufenthalte auf der Insel ermordet wurde. Als man diesen Fürsten auf den Thron gesetzt, hatte er sich verbindlich gemacht, der Regierung eine beträchtliche Menge Pfeffer und Reis um einen geringen Preis zu liefern; da er sie aber nicht ganz zusammen bringen konnte, weil er sie größtentheils aus dem Lande der Lamponen ziehen mußte, das die reichste unter seinen Besitzungen ist, und weil ihn der Aufruhr seiner Unterthanen, so wie die Menge von Seeräubern daran verhinderte, so sah er ein, daß es sein Vortheil erfordere, die hohe Regierung zu unterstützen. Er machte sich daher verbindlich, diese Aufrührer, es koste was es wolle, zu unterwerfen und zum Gehorsam zu bringen, wenn ihm die hohe Regierung 300 Mann europäische Truppen in Sold und Kost geben wollte. Sein Vorschlag wurde angenommen, und man schickte ihm unter dem

Major Legrevisse die verlangten 300 Mann. Diese Truppen begaben sich nach Bantam, wo sie unter den Befehlen des Königs blieben, bis alles bereit sey, um sie nach dem Lande der Lamponen einzuschiffen. Da aber unterdessen die Nachricht von dem gegenwärtigen Kriege durch ein amerikanisches Fahrzeug nach Batavia kam, so rufte die Regierung eilig ihre Truppen zurück und die Ausführung des Vorhabens wurde nochmals auf eine günstigere Zeit verschoben.

Es ist ausgemacht, daß wenn es den Holländern gelänge, sich in dem Lande der Lamponen auf eine ehrfurchtgebietende Art festzusetzen, und wenn sie da ein Fort, eine Besatzung von 3 bis 400 Europäern, einige Compagnien Madurier und einen Residenten hätten, sie leicht mit dem Sultan von Palimbang in Verkehr treten könnten; auch könnten sie sich mit den verschiedenen Königen und kleinen Fürsten verbinden, die sich bis unter die Linie erstrecken, welche zur Grenze des Königreichs Achem dient, dessen Regent der mächtigste Fürst auf der ganzen Insel ist; sodann könnten sie in der Folge, und zwar nach und nach, die Faktorei der Engländer zu Benculen zerstören und vernichten; endlich durch ihre Verbindungen der Macht des Landes Achem das Gegengewicht halten, und sich fast alle Erzeugnisse des größten Theils der Insel Sumatra verschaffen, die wegen des Reichthums ihres Bodens und ihrer Größe sehr beträchtlich sind. Das Land der Lamponen erbauet nicht blos Reis und Pfeffer, sondern hat auch reiche Calinbergwerke, deren Bearbeitung man aber seit dem Aufruhre aufgegeben hat.

Den 2ten April um halb 10 Uhr Abends langten auf der Rhede von Batavia vier holländische Transportschiffe und eine Corvette der nämlichen Nation an, die jene von dem Vorgebirge der guten Hoff-

nung aus begleitet hatte, von wo sie den 15ten Januar abgesegelt waren. Diese Convoy brachte das 23. holländische Bataillon, das zur Verstärkung der Besatzung den Tag darauf ans Land trat. Einige Tage darauf traf die Abtheilung des holländischen Admirals Hartsing wieder zu Batavia ein, und gieng vor Anker.

Den 11ten kam ein Geschäftsführer der Compagnie von Malacca mit den Praws zurück und brachte die Nachricht mit, die Engländer wären von den Maratten so geschlagen worden, daß sie zum Schutz der Küste Coromandel die 300 Europäer zurückgefordert, die sie in ihren Faktoreien dieser Halbinsel haben, und daß sie ihre Niederlassung unter dem Schutz des Sultans von Rio gelassen hätten.

Den 20sten April traf die Fregatte Scipio und das Transportschiff Mousquetaire mit 200 Mann Truppen ein, die den Ueberrest des 23sten holländischen Bataillons ausmachten. An dem nämlichen Tage langte auch der Rath von Indien, Herr Enfeldyck, dem man die Krönung des Königs von Bantam aufgetragen hatte, von seiner Sendung mit seinem Gefolge an. Man schickte ihm 300 Mann entgegen, und er wurde auf dem Schlosse unter Kanonendonner empfangen. Ihn begleiteten der erste Minister des neuen Königs und zwei Prinzen von Geblüte.

Den 30sten Mai feierte man den Jahrestag der Eroberung und der Besitznahme des Königreichs Jacatra, der auch der Stiftungstag der Stadt Batavia war; diese Eroberung leitete damals der Admiral Couny, der die Unternehmung befehligte. Eine Artilleriesalve, die man frühmorgens aus allen Forts und Batterien der Vertheidigungslinie that, kündigte dieses Fest an. Der Generalgouverneur Siberg verfügte sich in

Begleitung aller Räthe von Indien in großem State um 7 Uhr in den Audienzsaal des Schlosses. Der Edelerbailli (der Präsident des Stadtrathes) verließ diesen, zog einen schwarzen Rock und Mantel an, und stellte sich an die Spitze aller Rathsverwandten, die eben so gekleidet giengen, um im Rathe den Eid der edlen Compagnie, der hohen Regierung und der batavischen Republik zu erneuern: hierauf hielt der Gouverneur eine den Umständen angemessene Rede an sie, und sie entfernten sich mit den nämlichen Ceremonien; hierauf setzte sich der Oberbürgermeister wieder unter seine Collegen und es war bis Nachmittag um 1 Uhr große Rathsversammlung. Abends war bei dem Gouverneur große Gesellschaft.

Den 7ten langte das französische Fahrzeug Minerva, Capitain Dumaine, an, das auf der Insel Frankreich ausgerüstet worden war. Dieser Capitain, der sich wegen Mangel an Wind 9 Tage lang in der Sundastraße aufgehalten hatte, weshalb er die Regierungsdepeschen an den Posten Anieres abzuliefern genöthigt gewesen war, von wo man sie zu Lande schickte, war der Ueberbringer eines Paquets, das an den Oberstlieutenant Herrn Gauffret, den Oberbefehlshaber aller französischen Truppen, gerichtet war. Dies Paquet enthielt einen Beschluß des Generalcapitains Decaën, der alles das genehmigte, was dieser Befehlshaber gethan, und der den Officieren, die ohne Truppen waren, wozu auch ich gehörte, die Erlaubniß ertheilte, unter den Fahnen der batavischen Republik als Hülfstruppen, und zwar auf eine Art zu dienen, die für sie und die beiden Regierungen die vortheilhafteste wäre. So diente ich schon seit meiner Ankunft zu Batavia in meinem Grade als Ingenieurcapitain unter den Befehlen des holländischen Obersten, der die Auf-

sicht über die Festungswerke hatte. Meine Hauptbeschäftigungen bestanden während eines einjährigen Aufenthaltes darin, daß ich verschiedene Entwürfe zu Arbeiten machte, verschiedene Plane zeichnete, und einen Theil der Küste von Java, und der Gegend von Batavia aufnahm, worin die Vertheidigungslinie mit begriffen ist. Alle diese Arbeiten hatte mir die hohe Regierung aufgetragen, und ich hatte den nämlichen Sold, wie die Ingenieurcapitaine der Compagnie.

Faktorei auf der Insel Borneo.

Borneo, das vor der Entdeckung von Neuholland die größte Insel war, ist noch fast unbekannt. Keiner andern Nation, als den Holländern, hat es gelingen können, sich da anzusiedeln, noch mit den Eingebornen in Verkehr zu treten. Indessen wagen sich doch bisweilen die Engländer zu einer Fahrt an der Küste hin; sie kommen aus Bengalen mit gut ausgerüsteten Schiffen, um Opium, Schießpulver, Patenas und blaue indische Leinewand gegen Vogelnester und Goldstaub umzutauschen; allein sie müssen diesen Handel sehr vorsichtig betreiben; denn die Eingebornen sind boshaft, ja sogar wild. Bei meinem Aufenthalte zu Java erfuhr ich, daß ein englisches Schiff aus Mangel an Aufmerksamkeit und Vorsicht geplündert und die ganze Mannschaft ermordet worden war.

Trotz dieser Schwierigkeiten aber ist es der hohen Regierung dennoch gelungen, ein Bündniß mit dem Könige von Bagnar-Messin abzuschließen, dessen Land ungefähr im südöstlichen Theile der Insel liegt. Dieser Hauptort, wo der Fürst wohnt, liegt an der Küste im Hintergrunde einer Bucht, wo es für die Kauffahrer einen guten Ankerplatz giebt. Hier unterhält die Regie-

bewachen, in welchem drei bis vier Kanonen sind. Sie bleiben sämmtlich zu Keppen, auf einer Rhede, deren Grund größtentheils blos aus Korallenboden besteht. Ein Schiff, das da einzulaufen genöthigt ist, muß jederzeit einen Lootsen suchen, ehe es vor Anker geht. Auch die Portugiesen haben daselbst eine Faktorei; aber auf der gerade entgegengesetzten Seite und am Ende des östlichen Theils.

Die zweite Faktorei befindet sich auf der kleinen Insel Byman, bei der Insel Sombawa, die selbst in der Nähe der Insel Flores liegt. Die Compagnie unterhält daselbst ebenfalls einen Residenten und einige Soldaten. Sie zieht blos Pferde daraus, die zwar klein sind, aber außerordentlich viel Feuer haben, und von einer vortrefflichen Art sind; auch sind sie auf der ganzen Insel Java und zu Batavia sehr geschätzt.

Es finden sich auch viele salpeterreiche Ländereien daselbst, von denen aber die Compagnie bis jetzt noch keinen Vortheil gezogen hat.

Funfzehntes Kapitel.

Meine Anstalten zur Abreise, um nach der Insel Frankreich zurückzukehren — Gesandtschaft des Sultans von Palimbang — meine Einschiffung — wir stoßen auf Riffe — Unmöglichkeit, mit einem Gegenmansuhn aus der Sundastraße heraus zu kommen.

Während sich das französische Schiff, die Minerva, zu Batavia aufhielt, um Tauschhandel zu treiben, hatte ich bei der Aufnahme des Plans der falschen Bucht von Tijelenking das Unglück, von einer Art von Blutgeschwüren befallen zu werden. Ich befand mich in einer Pirogue und war damit beschäftigt, die Krümmungen des Fahrwassers, das mitten in der Bucht ist, zu untersuchen und an jedem seiner Winkel Tonnen legen zu lassen, um einen richtigen Plan zu erhalten, indem ich sie von der Küste aus aufnähme; hier überfiel mich ein geringes Frösteln, das von einem Winde herrührte, der plötzlich von der See herkam. Anfänglich achtete ich nicht darauf; den andern Tag aber war ich nicht wenig erstaunt, als ich den Leib mit rothen Flecken, wie mit Blutgeschwüren, bedeckt sah, die heraus gewollt hatten. Da ich mit der Aufnahme der Vertheidigungslinie von Batavia und der umliegenden Gegend, womit ich viertehalben Monat zugebracht hatte, beinahe zu Ende war, so setzte ich meine Arbeit fort, weil ich sie zu beendigen wünschte, da ich blos noch zwei Tage zu arbeiten hatte, ehe ich nach Hause zurückkehrte. Ich

stieg also wieder in meine Pirogue, wo mir die Malayen, die ich bei mir hatte, zu meiner Bequemlichkeit einen Stuhl hinsetzen. Abends fühlte ich mich ganz krank und den andern Tag konnte ich mich kaum ankleiden. Demohngeachtet kehrte ich nach der Küste zurück und beendigte meine Arbeit; allein die Indier mußten mich in meinem Wagen fortschaffen, und ich kam vom Kopfe bis zu den Füßen mit Blutgeschwüren bedeckt nach Batavia zurück.

Der Doktor Rasp, von Geburt ein Preuße, der seit 12 Jahren durch seine Kenntnisse und durch die Behandlung der einheimischen Krankheiten den größten Ruf erlangt hatte, besuchte mich sogleich, gab mir eine Purganz ein und befahl mir, alle Tage 2 Bouteillen Selterwasser mit Milch zu trinken; dies einfache Mittel rettete mich. Sechs Wochen lang konnte ich weder liegen noch sitzen; während dieser Zeit beendigte der Befehlshaber der Minerva, der Capitain Dumaine, seine Geschäfte. Ich benutzte seine Rückkehr nach der Insel Frankreich und schrieb an den Generalcapitain Decaën, um ihm meine Lage zu schildern und um meine Zurückberufung anzuhalten, um meine Gesundheit wieder herzustellen. Sechs Monate darauf, d. h. im folgenden November erhielt ich sie durch ein Kauffartheischiff von Batavia. Sogleich bedung ich meine Rückreise auf dem kleinen Alfonsus, Capitain Souriac, der auf der Insel Frankreich von dem Hause Larosin ausgerüstet war, von woher er seine Ladung an Wein und Hüten brachte und im folgenden Monat sollte er wieder abreisen. Da ich trotz meiner Krankheit meine Arbeit ins Reine gebracht hatte, so bewilligte mir die hohe Regierung eine Vergütung von 100 Piastern zu meiner Reise. Von nun an traf ich alle Anstalten; ich war fast gänzlich hergestellt, hatte blos noch an einer

lichen Krankheit zu leiden, die ihre völlige Reife erlangt hatte, und da ich übrigens beständig auf dem Meere eine vortreffliche Gesundheit genossen hatte, so fühlte ich mich im Stande, die Ueberfahrt zu ertragen, besonders da ich mich sehr freute, ein Land zu verlassen, wo man nie weiß, ob man morgen noch leben wird, und wo der gesundeste und stärkste Mensch beständig Unpäßlichkeiten spürt, die theils von der großen Hitze, theils von der ungesunden Luft herrühren: so viele Beweggründe waren mehr als hinreichend, mir dazu Muth einzuflößen.

Den 25sten November langte zu Batavia eine Gesandtschaft von Palimbang an, die aus einem Prinzen von Geblüte und aus zwei Ministern bestand. Sie wollten mit der hohen Regierung wegen der Streitigkeiten unterhandeln, die seit langer Zeit zwischen beiden Regierungen bestanden, und die davon herrührten, daß die Erste zögerte, ihre Verbindlichkeiten gegen die Compagnie zu erfüllen; auch wollten sie das ehemalige Bündniß erneuern; im Fall eines Angriffs von Seiten des Sultans von Rio, der sie beständig damit bedrohete, um Unterstützung bitten, und endlich eine Uebereinkunft über die Abtretung der Insel Banca als Schadloshaltung abschließen. Es war mir angenehm, daß ich noch vor meiner Abreise den Empfang dieser Gesandtschaft mit ansehen konnte, der auf den nächsten 1sten December bestimmt war.

Dieser Empfang hatte im Schlosse statt, wie dies bei allen vornehmen Personen der Fall ist; es waren 100 Mann europäischer Infanterie und 50 Mann Cavallerie dazu beordert, die des Morgens nach der Citadelle marschirten. Diese Abtheilungen befehligte als Oberanführer ein Franzose, der Herr Artillerieoberst Ormencey d'Ormoi, der seit 40 Jahren in Dien-

sten der ostindischen Compagnie steht, und damals Platz-commandant zu Batavia war. Um 8 Uhr langte die Gesandtschaft in zwei prächtigen Kutschen an, die wegen ihrer Vergoldungen und Verzierungen außerordentlich kostbar waren; ihre Begleiter waren der Shabendar (Generalagent der Compagnie), Herr van Braam und der erste Kaufmann. Das Gefolge des Prinzen war schon da; es bestand aus einigen 30 Malayen ohne Uniform, die außer ihren Kries mit Lanzen, Säbeln und Schilden bewaffnet waren; drei trugen die Sonnenschirme, drei andere die Betelbüchsen; der Sonnenschirm des Prinzen unterschied sich durch die gelbgründige Farbe, welche das Kennzeichen der kaiserlichen Familie ist; die Betelbüchse war von Dukatengold. Der Sonnenschirm des ersten Ministers war nicht so hoch und hatte blos eine gelbe Einfassung; die Betelbüchse war ebenfalls von Gold, aber nicht so groß und so reich und glatter. Der Sonnenschirm des zweiten Ministers bestand aus einer Mischung von roth und veilchenblau, und seine Büchse war von Silber.

Der Generalgouverneur Siberg langte erst um 9 Uhr an; man ließ daher die Gesandtschaft eine ganze Stunde lang im Schloßhofe unter der Varanga *) eines kleinen Magazines warten, das sich bei der Hauptwache befindet, wo es weder Sessel noch Lehnstühle gab. Der Gouverneur kam in seinem Ceremonienwagen an; vor ihm voraus giengen wie immer zwei Trompeter von der europäischen Ordonanz in scharlach rother Monti-

*) Bei andern Reisenden heißt dieser Theil eines Hauses Viranda, der in einem großen offenen Raume besteht, der mit einem Dache versehen ist, das auf hölzernen Säulen ruht. D. Uebers.

rung, die mit Gold besetzt war und malayische Couriere mit Röhren mit goldnen Knöpfen. Herr van Braam und Mooress, Secretaire des Raths von Indien, folgten Jeder in seinem Wagen.

Die Infanterie war in zwei Reihen im Hofe aufmarschirt, und die Cavallerie stand am Fuße der Schloßtreppe. Sobald sich die Gesandtschaft in Marsch setzte, verkündigte dies der Kanonendonner; die Wache trat unters Gewehr und der Tambour rührte die Trommel. Der Prinz-Gesandte, den der Shabendar führte, der ihm bei der Hand hielt, gieng obenan; hierauf folgten der erste Minister, den der Erste Kaufmann eben so führte und dann der zweite Minister, den der zweite Kaufmann begleitete. Dieser letztere Minister trug eine Schüssel von massivem Golde, auf dem der Brief des Sultans von Palimbang an den Generalgouverneur lag. Er gieng unter einem Baldachin, den vier europäische Ordonanzen trugen, die nach Art der Alten gekleidet giengen; diese vier Mann hatten kurze scharlachrothe Camisöler an, an denen sich unten goldene Franzen befanden; der Baldachin war carmoisinroth, reich gestickt, und ebenfalls mit goldenen Franzen versehen. Sie giengen langsam durch die beiden Reihen von Soldaten, welche die Gewehre präsentirten, und deren Tambours ebenfalls die Trommel rührten; zu gleicher Zeit bliesen die Trompeter, der Kanonendonner hörte erst dann auf, als die Gesandten in den großen Audienzsaal getreten waren, wo sie der Gouverneur auf seinem Lehnstuhle erwartete, auf dem er als Präsident des Raths von Indien sitzt. Nach einer ungefähr einstündigen Audienz traten die Abgeordneten mit der nämlichen Feierlichkeit heraus und wurden mit den nämlichen Ehrenbezeugungen von den nämlichen Ministern und dem nämlichen Gefolge bis an ihre Wagen zurückbegleitet. Man

wies ihnen eine große schöne Wohnung an, die dazu im chinesischen Lager eingerichtet war.

Die Geschenke, welche der Prinz-Gesandte von Seiten des Sultans überreichte, und die an der Treppe abgelegt wurden, welche zu dem Audienzsaale führt, bestanden aus 6 Elephantenzähnen von 5 Fuß Länge, 6 großen Kisten mit Vogelnestern, 6 Ballen Seide aus Cochinchina, 6 großen Tischplatten von seltnen Holzarten und 4 Rouleaus von großen Rotangmatten, die künstlich gearbeitet waren. Sogleich nach der Feierlichkeit wurde alles in das große Magazin der Compagnie getragen, das im Schlosse selbst ist.

Der Audienzsaal ist groß und zeichnet sich durch reiche Verzierungen und Vergoldungen aus; ist aber sehr antik. Er ist mit den Bildnissen aller Generalgouverneure vom Ursprunge der Colonie von Batavia an verziert.

Die Gouverneurs wohnten sonst im Schlosse, wo der Rath seine Sitzung hielt; aber wegen seiner Ungesundheit haben sie ihren Aufenthaltsort aufs Land verlegt, wo sie zu den gewöhnlichen Rathssitzungen einen besondern Saal haben. Wirklich ist die Luft um das Schloß herum so dick und die Atmosphäre in diesem Theile von Batavia mit so vielen Dünsten überladen, daß oft die Flamme der Fackeln und Lampen nicht senkrecht bleibt, sondern sich immer waagerecht neigt, so stark wird sie durch die Luft niedergedrückt, und so sehr ist die Wirkung des Feuers gehemmt.

Da mir der Capitain Souriac hatte sagen lassen, daß ich mich einschiffen müßte, weil seine Geschäfte beendiget und seine Ladung vollständig wäre, die in weißem Zucker von Java, in Arack und Calin bestand, so begab ich mich den 14ten um 10 Uhr Morgens an Bord des kleinen Alphonsus. Mein Reisegefährte

war ein junger französischer Kaufmann, Herr Jansfaud von Forcalquier, der zu Batavia mein Freund worden war. Er war mit uns von der Insel Frankreich auf dem Schiffe Marengo, als Secretair des Herrn Gosson angelangt, und hatte eine Anstellung in den Bureaus des Generalgouverneurs erhalten. Wegen der geringen Vortheile, welche ihm diese Stelle verschaffte, und wegen der geringen Aussichten in die Zukunft, besonders für einen Fremden, hatte er sich entschlossen, seine Stelle niederzulegen und wieder Kaufmann zu werden. Der Capitainadjutant des Gouverneurs, Herr Marolles, und der Befehlshaber der Franzosen, Herr Jauffret, begleiteten uns bis auf die Rhede, wo wir auf dem Schiffsverdecke frühstückten. Mit recht lebhaftem und aufrichtigem Bedauern verließ ich diese beiden guten und ächten Freunde. Auch fanden wir, und zwar als Reisende, am Bord einen Sergenten vom 12ten französischen Bataillon und einen Artilleriecaporal, die man wegen ihrer Krankheiten nach der Insel Frankreich zurückschickte.

Die Mannschaft bestand aus dem Capitain, einem ersten und zweiten Lieutenant, einem Zimmermann, der alle Tage das Fieber und ein arabisches Fahrzeug verlassen hatte, auf dem er diente. Er hatte die Erlaubniß erhalten, in seiner Eigenschaft nach der Insel Frankreich zu reisen, weil er hoffte, daß ihn 2 bis 3 Tage auf der See wieder herstellen würden; ferner war noch auf dem Schiffe ein Schiffsjunge, der Sohn des Capitain, und endlich 14 Indier, unter denen sich ein Amerikaner und ein Malaye befanden; die Uebrigen waren Lascars und Malabaren; alle aber waren krank, blos drei ausgenommen.

Wegen der Winde braucht man zu der Reise von der Insel Frankreich nach Batavia 2 Monate

ja sogar $2\frac{1}{2}$ Monat; zur Rückreise aber sind blos 30 bis 35 Tage nöthig; die Südostwinde, die, wenn man aus der Meerenge heraus kommt, unter dem 10ten und 11ten Grade wehen, führen die Schiffe nach der Insel Frankreich, ohne daß sie ihr Segelwerk zu verändern brauchen, so daß wir, trotz der schlechten Mannschaft unsers Fahrzeugs, frisch und gesund anzukommen hofften, wozu uns auch der Capitain die Versicherung gab; übrigens nimmt man es auch nicht so genau, wenn man Batavia verlassen will, und man rechnet ungefähr 30 Tage zu der Reise, um zu seinen Landsleuten zurückzukehren und eine reine Luft einzuathmen. Nachdem wir alles eingeschifft und die nöthigen Lebensmittel für uns an Bord gebracht hatten, segelten wir den 16ten December um halb 4 Uhr Morgens ab. Die Mannschaft war so schlecht, daß unser Capitain bat, wir möchten seinen Officieren die Spille drehen helfen, damit sie desto schneller die Anker lichten könnten. Wegen unsers Vortheils willigten wir in sein Verlangen ein, legten mit Hand ans Werk, sagten ihm aber auch zugleich, daß er hätte 6 bis 8 Matrosen mehr, und zwar Gesunde nehmen sollen; allein es war zu spät, und wir mußten ohne sie abreisen. An dem nämlichen Tage giengen wir wegen widriger Winde um 3 Uhr Nachmittags der Insel Harlem gegenüber vor Anker; man umsegelte sie Ost $\frac{1}{2}$ Süd und die Spitze von Edinburg, eine andere kleine Insel West 5 Grade Nord.

Den andern Tag darauf, den 17ten um 5 Uhr Morgens, giengen wir wieder unter Segel und setzten unsere Reise fort. Wir mußten den Officieren wieder die Spille drehen helfen, und wir hofften, daß dies das letzte Mal seyn würde. Da uns die Winde und Strömungen entgegen waren, weil der Capitain mit Gegen-Mansuhn hinaus zu segeln wagen wollte, so lavirten

wir den ganzen Tag, um vor allen kleinen Inseln vorbei zu kommen und die Spitze St. Niclas zu gewinnen, die am Eingange der Meerenge liegt; allein da wir wegen der kranken Mannschaft nicht die nöthigen Segel aufziehen konnten, um die Strömungen zu besiegen, die uns von der Insel Hoorns nach der Insel Arme führten, so geriethen wir um 1 Uhr Morgens auf Riffe; zum großen Glück warf man noch zeitig genug den Anker aus, um den Stoß des Schiffs zu hemmen, das augenblicklich zerschmettert seyn würde. Sogleich setzte man die Schaluppe ins Meer, und Jeder dachte an seine Rettung. Der Capitain lief auf dem Verdeck wie ein Verzweifelter herum, klagte und schrie, daß wir verloren wären, und daß es für uns kein anderes Mittel gäbe, als uns vermittelst des Bootes auf die Insel zu retten. Wirklich war der hintere Theil des Schiffes blos noch 6 Zoll weit von einer Masse ungleicher Felsen entfernt, deren wagrechte Spitzen scharf waren; der geringste Wind vom Meere her hätte uns in die Tiefe begraben, weil diese Felsen steil waren und das Meer 30 Klaftern tief war. Ich lief nach meinem Mantelsacke, zog zwei Hemden und meine Uniform an, weil sie oben drauf war, nahm meinen Hut, die Depeschen der Regierung von Batavia, die ich an die Regierung der Insel Frankreich hatte, meine Papiere und meine Geldkatze, die 50 bis 60 Louisd'ors enthielt, um sie wo möglich mit mir zu retten, und den Ausgang dieses Schiffbruchs abzuwarten, den man als unvermeidlich ansehen konnte. Man kam dann überein, die vier Flinten, die sich am Bord befanden, und unsere Waffen in die Schaluppe zu thun, um uns gegen die Seeräuber zu vertheidigen, die uns während unsers Aufenthaltes auf der Insel sicherlich angegriffen haben würden.

Mitten unter den Anstalten, die Jeder traf, um dem

Schiffbruche zu entgehen, versuchte man zugleich alle Mittel, das Schiff zu retten, als uns auf einmal ein schwacher Wind, der aus einem engen Eingange blies, der die kleinen Inseln in zwei Theile theilt, und in dessen Nähe wir uns befanden, Eines gewährte. Man that den kleinen Wurfanker in die Schaluppe, und warf ihn bei 30 Klaftern weit von dem Schiffe. Als die Schaluppe zurück gekommen war, hieb man das große Ankerseil entzwei, das das Fahrzeug hielt und das es gehindert hatte, daß es nicht scheiterte und untergieng; Jeder von uns hielt sich an das kleine Ankerseil an, um dem Wurfanker nahe zu kommen; unser Zweck gelang uns, und da ein günstiger Wind in unsere Segel blies, so hieb man auch dies Ankerseil ab und wir waren so glücklich, mit Verlust von zwei Ankern einem Schiffbruche zu entgehen, der nach dem Urtheile aller Seeleute unvermeidlich war, wenn man besonders den Zustand bedachte, in dem sich unsere Mannschaft befand, die aus 14 Mann bestand, die sämmtlich krank waren; von der andern Seite war die Schaluppe, die uns allein noch übrig blieb, verfault, und zog aller Orten Wasser; endlich hatten wir weder Holz noch Nägel am Bord, um sie wieder auszubessern.

Um halb 3 Uhr Nachmittags befanden wir uns wieder unter Segel, waren außer aller Gefahr und setzten unsere Reise fort. Die ganze folgende Nacht, vom 18ten auf den 19ten, bemühten wir uns, vor der Insel vorbei zu kommen, und die Insel Pulo-Babie (Schweineinsel) zu gewinnen. Die Winde waren uns beständig entgegen und die Strömungen brachten uns von neuem an die nämliche Insel, beinahe zu derselben Stunde. Um 2 Uhr Morgens befanden wir uns noch sehr nahe daran, und wir waren so glücklich, das Schiff noch zeitig genug auf die andere Seite zu

wenden, um uns zu entfernen. Ich hatte mich ein wenig niedergelegt, so wie Herr Janssaud, als uns der Capitain nach 1 Uhr aufweckte, und uns bat, sogleich aufzustehen, und manövriren zu helfen, um das Schiff zu wenden; dies mußte man von Stunde zu Stunde bis zu Tagesanbruch thun, um die Insel Groß-Cambuys auszuspähen und wieder auf unsern Weg zurückzukommen, um durch die Meerenge von Baly hinauszufahren, da der Capitain endlich die Unmöglichkeit einsah, durch die Sundastraße mit Gegen-Mansuhn, besonders ohne Mannschaft, mit einem einzigen Anker und einer schlechten Schaluppe zu segeln. Es stand unser Leben auf dem Spiele und wir willigten ein; auch vermochte ich die beiden Unterofficiere, daß sie uns beistanden; denn auf die Einladung des Capitains hatten sie sich geweigert, mit zu arbeiten; sie hatten die Strapazen vorgewendet, die Jeder von uns seit unsrer Abreise auszustehen gehabt hätte, weil wir auf dem Verdeck beständig Matrosendienste hatten verrichten müssen. Nach 2 Stunden führte uns der Capitain, der alle Stellen dieser Gegend zu kennen vorgab, so trefflich, daß wir auf der Sandbank der Insel Manchester scheiterten. Man untersuchte die Tiefe und fand vorne an dem Schiffe blos 11 Fuß Wasser und eben so viel hinten. Neue Gefahren! Man kam überein, einen Theil der Wasserfässer und alles, was auf dem Verdeck war, ins Meer zu werfen, um das Schiff zu erleichtern; man schoß eine Kanone ab, um an der Küste Hülfe zu suchen, im Falle man sich nicht wieder hätte flott machen können, und wenn uns einige malayische oder chinesische Praws hätten hören können. Endlich that man die Schaluppe ins Meer, und kaum befand sie sich hier, als auf einmal die Fluth stieg, und wir flott waren; dies hatten wir der Kleinheit des Schiffs zu verdanken, das

160 Tonnen hielt, und blos 12 Fuß tief im Wasser gieng; so war also die Schaluppe hinlänglich, um es zu erleichtern. Wir verließen sogleich diese Bank, um unsere Reise fortzusetzen, und wünschten uns Glück, daß wir dieser neuen Gefahr entgangen waren. Bei Tage segelten wir vor Groß- und Klein-Cambuys vorbei.

Diese kleinen Inseln sind sämmtlich wüste, weil es ihnen sowohl an süßem Wasser fehlt, als weil sie auch einen geringen Umfang haben. Auf Groß-Cambuys steht eine Kanone, nebst einigen indischen Artilleristen, um die Schiffe zu signalisiren, welche in die Meerenge einlaufen.

Ein Schiff, das gut ausgerüstet ist und die nöthige Mannschaft hat, kann mit dem Gegen-Mansuhn durch die Sundastraße fahren, wenn es alle Morgen die Landwinde benutzt, die zum Weitersegeln günstig sind, den Tag über lavirt, alle Segel auffspannt, um die Strömungen zu überwinden und endlich alle Abende vor Anker geht.

Da wir seit unsrer Abreise gesehen hatten, daß der Capitain viel versprochen, aber wenig gehalten hatte, daß er außer seiner schlechten Bewaffnung auch nicht die nöthigen Lebensmittel angeschafft hatte, und daß diejenigen, die wir hatten, nicht zureichen konnten, so drangen wir stark in ihn, so wie in seine Officiere, weil wir wieder den nämlichen Weg segelten, wo wir hergekommen waren, um durch die Meerenge von Baly zu fahren, 2 bis 3 Tage auf der Rhede von Batavia anzuhalten, vor der wir vorbei segeln mußten, um die Anker zu ersetzen, und einige europäische Matrosen und Lebensmittel einzunehmen. Unsere Vorstellungen aber waren vergeblich; er wollte sich nicht darein fügen; er versprach uns blos, einige Tage in der Meerenge von

Madura zu Gressec und Surabaye anzuhalten, um Ausbesserungen zu machen und Lebensmittel nebst 3 bis 4 malayischen Matrosen einzunehmen, die er da zu finden hoffte. Er führte uns sogar in einer großen Entfernung von der Rhede von Batavia vorbei, weil er fürchtete, es möchten ihn die Schiffe wieder gewahr werden, die da vor Anker lagen.

Als wir den 20sten December um 2 Uhr Nachmittags an der Nordküste der Insel Java hinfuhren, trafen wir eine malayische Brick an, die den nämlichen Weg machte; sie führte 20 Kanonen und hatte wenigstens 40 Mann am Bord. Sie pflanzte die rothe Flagge auf, was wir durch die Aufpflanzung der unsrigen erwiederten. Auf allen diesen Meeren schwärmen so viele Seeräuber herum, daß wir ihr nicht trauten: man machte sich fertig und lud die vier Flinten, die sich am Bord befanden, nebst den beiden Kanonen; da wir aber weit besser segelten, als sie, ob wir schon weniger Segel führten, so ließen wir bald dieselbe hinter uns. Was uns Veranlassung zum Mißtrauen gab, war der Umstand, daß sie ihr Boot nachschleppte; dies thun alle Seeräuber, welche gewöhnlich die Nacht benutzen, um einen Theil ihrer mit Dolchen bewaffneten Mannschaft abzuschicken, um die Schiffe zu entern. Um 3 Uhr Nachmittags fuhren wir vor dem Felsen vorbei, der an der Spitze Moordenaar gegen Südwesten liegt. Den 21sten bekamen wir das malayische Fahrzeug wieder zu Gesichte, es war aber weit hinter uns, wir fuhren an der Küste von Java hin, um zu Samarang oder Japara anzulegen. Abends hatten wir starke Wirbelwinde.

Indermayer ist ein Dorf, das zum Reiche Tscheribon gehört; die Compagnie hat daselbst einen Residenten, der unter jenem zu Tscheribon steht.

Den 23sten fuhren wir vor der kleinen Insel Mandalik in Südosten vorbei; sie liegt an der Küste, und besteht blos aus einem Felsen, der mit Gesträuchen bewachsen ist. Zu Japara hat die Compagnie bei dem Tomogon einen Residenten.

Rambang ist eine wichtige Niederlassung wegen der großen Wälder, die dazu gehören, und woraus die Compagnie alles ihr Bauholz, sowohl zu den Schiffen, als zu den Häusern, bezieht. Ein großer Theil von diesem Holze wird an der Küste hin auf Flößen nach Batavia gebracht. Für die mittlern Schiffe ist daselbst eine kleine Rhede. Der Resident, der mit dem Holzschlagen beauftragt ist, hat große Einkünfte und Einen der besten Posten auf der Nordküste.

Den 24sten giengen wir an der Spitze von Panka vor Anker, wozu sich der Capitain blos in der Hoffnung entschlossen hatte, von diesem Posten einen Lootsen zu erhalten, der uns in der Meerenge von Madura den Weg zeigte, von der er noch 10 Stunden entfernt zu seyn glaubte, und doch befanden wir uns ihrem Eingange gegenüber. Ob wir schon erst seit wenigen Tagen von Batavia abgesegelt waren, so war es doch nöthig, einzulaufen, um Lebensmittel und Wasser einzunehmen, Matrosen und einen Wurfanker anzuschaffen, um wenigstens Einen von den beiden zu ersetzen, die wir hatten in den Riffen der Insel Arme und Hoorns lassen müssen. Kurz vorher, ehe wir Anker warfen, hatten wir die Flagge längs ihrer Stange wehen lassen, und einen zweiten Kanonenschuß gethan, um dem Posten zu Panka anzuzeigen, daß wir etwas brauchten, und daß wir mit Jemand sprechen wollten. Wir hatten keine Pirogue uns entgegen kommen sehen, das Meer war etwas stürmisch und der Wind kam von Westen.

Sechzehntes Kapitel.

Wir verfehlen die Meerenge von Madura und gerathen auf die große Bank dieser Insel — gefährliche Lage — wir segeln durch die Meerenge von Baly heraus — Winde, Strömungen und schnelle Ströme in diesen Meeren.

Kurz nachher, als wir vor Anker gegangen waren, sahen wir ein Schiff von der Spitze abstoßen und auf uns zu segeln; es steckte die Flagge der Compagnie auf, und hatte ein kleines Segel und vier Ruderer. Mit Recht glaubten wir, der Befehlshaber des Postens schicke es an uns ab, um uns als Lootsen zu dienen und unsere Bedürfnisse zu vernehmen. Als es eine Stunde weit im Meere war, machte es Halt und warf Anker; wir wußten in der That nicht, was seine Absicht war. Da ich malayisch sprach, so erkundigte ich mich bei dem Malayen, den wir an Bord hatten, so wie bei einem andern malabarischen Matrosen, der diese Sprache verstand, und der sich ein Jahr zu Surabaye aufgehalten hatte, weil er auf der großen Bank von Madura Schiffbruch gelitten hatte. Beide sagten mir, daß das, was wir für die Mündung eines großen Flusses hielten, welcher gegenüber wir uns befanden, die Meerenge von Madura wäre, daß in dem Kanal Tonnen gelegt wären, um die Fahrzeuge zu leiten; daß der Posten Panka der Einzige wäre, wo man Lootsen erhielte; daß die holländische Schaluppe, die die Anker ausgeworfen, Einen hätte, der uns zum Führer dienen sollte; allein daß, da die Winde und die Strömungen uns entgegen wären, sie sich uns nicht hätte nähern können und daß sie Anker geworfen hätte, um uns am Eingange des Ka-

nals zu erwarten. Ich gab sogleich dem Capitain Nachricht davon; allein er ließ sich nicht bedeuten, sondern blieb hartnäckig auf der Meinung, er habe noch 10 Stunden an der Küste hin zu segeln, ehe er in die Meerenge einlaufe. Er konnte sich nicht denken, daß ihm Matrosen gute Rathschläge geben könnten, und wollte durchaus nicht zugeben, daß er sich in seiner Rechnung geirrt habe.

Den 23sten December Abends um 6 Uhr kehrte das Schiff wieder nach dem Lande zurück, um, wie wir nachher erfuhren, den andern Tag wieder zu kommen, wenn der Wind günstig wäre. Unser Capitain gerieth hierüber in keine besondere Unruhe, weil er überzeugt war, er werde während der 10 Stunden, die er noch an der Küste hin zu segeln hätte, andere Posten finden, die ihm einen Lootsen verschaffen würden, ehe er bei der Meerenge anlangte.

Da während des Abends weder eine Pirogue, noch eine Praw vom Lande abgestoßen waren, und da der Capitain auch nicht bis morgen warten wollte, so befahl er, um 1 Uhr Morgens sich segelfertig zu machen. Kaum befanden wir uns der Mündung gegenüber, die wir für jene eines Flusses gehalten hatten, und wo wir 3 Klaftern Tiefe hatten, so sah er bei seinem guten Gesichte im Hintergrunde nicht blos Tonnen, sondern auch ein Fahrzeug unter Segel. Er bemerkte nunmehro seinen Irrthum und gestand ein, die Matrosen hätten Recht gehabt, und diese Vertiefung könne nichts anders als die Meerenge seyn. Es gereuete ihn, leider aber zu spät! daß er ihrem Rathe nicht gefolgt war. Wirklich hatten wir bei den Strömungen, die ihre Richtung das ganze Jahr nach Osten nehmen, und die in die Meerenge wie in einen Schlund mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, besonders in der Jahreszeit eindringen,

wo die West- und Nordwestwinde wehen, und in der wir uns befanden, die größten Schwierigkeiten zu bestehen, um vor der Mündung vorbei zu kommen, und anstatt wieder an die Spitze von Panka, wenn wir unserm Schiffe einige Wendungen gegeben hätten, zu kommen, die wir so unbesonnenerweise verlassen hatten, geriethen wir vielmehr auf die große Bank von Madura, wo wir 2 Klaftern Tiefe und schlammigten Boden hatten. Diese Bank, die höchst gefährlich ist, und die an vielen Stellen blos eine Klafter Wasser hat, erstreckt sich drei und eine halbe Stunde ins Meer hinaus. Als uns den 25sten December des Morgens der Befehlshaber von Panka nicht mehr auf der Ankerstelle bemerkte, wo wir den Abend zuvor gewesen waren, und da er sah, daß wir auf die große Bank gerathen waren, wo wir jeden Augenblick ohne Rettung verloren waren, so schickte er uns sogleich eine große Pirogue zu, die durch die Aufspannung aller Segel und durch schnelles Rudern um 10 Uhr am Bord anlangte. Es war ein malayischer Lootse darauf, der uns die Ursachen erzählte, warum den Abend zuvor der europäische Lootse von der holländischen Schaluppe nicht bis zu uns gekommen wäre; zugleich meldete er uns, derselbe erwarte uns zu Panka. Man sondirte nunmehro; wir hatten blos 2 Klaftern Tiefe in einem Schlammboden und die Strömungen trieben uns beständig nach dem Lande zu. Durch Aufspannung aller Segel und durch Manoevriren und mit Hülfe der Malayen und des Lootsen von der Pirogue gelangten wir etwas weiter hinaus aufs Meer. Die Pirogue kehrte nach Panka zurück, und der Lootse blieb bei uns. Als um 11 Uhr des Nachts dieser wahrnahm, daß wir, trotz unsers Segelwerkes, immerfort gezogen würden, so ließ er uns bei 5 Klaftern Tiefe die Anker auswerfen, und hieß uns auf günstige

Landwinde warten. Das Meer wurde stürmisch; die Strömungen und die Winde waren uns entgegen; wir befanden uns auf einem schlechten Boden mit unserm letzten Anker, ohne Mannschaft und ohne Tauwerk, das wir wechseln konnten, im Fall es nöthig wäre. Um 3 Uhr hatte es einigen Anschein, als ob sich ein Landwind erheben werde, und wir giengen unter Segel. Als um 4 Uhr uns die Winde noch entgegen waren, warfen wir von neuem Anker. Nach und nach fieng es sehr zu stürmen an, und zwar immer aus Nordwesten. Um 6 Uhr Abends segelte man vor der östlichen Spitze von Madura in Osten und vor der des Hök-Kaböc in Westen vorbei.

Die ganze Nacht hindurch blieb der Lootse bei uns. Um 1 Uhr Morgens schleppten wir den Anker; man mußte das große Tau losmachen. Als man den andern Tag um 6 Uhr Morgens sah, daß wir uns immer noch auf dem Rande der Bank vor Anker befanden, daß der Wind stärker wurde und einige Tage anhalten zu müssen schien; so ließ man den Lootsen holen. Der Capitain that alles Mögliche, um ihn zum Dableiben zu vermögen, um uns bis an den Eingang des Kanals zu führen, wo wir den holländischen Lootsen finden sollten; allein er wollte nicht und entschuldigte sich damit, er wäre zurückberufen und man hätte ihn nöthig. Er sagte uns, daß wenn der Landwind einträte, wir uns nur nach der Spitze Rambang hin richten sollten, um die Spitze Panka zu gewinnen, und daß dieser Rath für uns hinlänglich wäre; allein wir trauten doch der Bank nicht, die sehr gefährlich war, und an vielen Stellen blos eine Klafter Tiefe hatte.

Den 26sten, 27sten und 28sten December wurde das Meer außerordentlich stürmisch; wir wurden durch die ungeheuern Wellen, die sich an den Seiten des Schiffs brachen, bald auf diese, bald auf jene Seite ge-

worfen; dieselben waren ihm so beschwerlich, daß wir beständig den Anker schleppten, ob man gleich alle Augenblicke das große Tau los machte. Die Winde und die Strömungen waren uns beständig entgegen und unsere Lage wurde höchst gefährlich; von einem Augenblicke zum andern waren wir in Gefahr, das Tau von den heftigen Erschütterungen, die wir auszustehen hatten, zerrissen zu sehen und an der Küste von Madura, 2 Stunden vom Lande, Schiffbruch zu leiden, ohne Hoffnung irgend einer Rettung, ohne Mannschaft, die uns bei der Leitung des Schiffs helfen könnte, ohne einen andern Anker, um unserm Verluste auszuweichen, und ohne eine Schaluppe, die man aussetzen könnte, weil die unsrige von allen Seiten Wasser zog.

Morgens den 28sten December, nachdem man fast den ganzen großen Ankertau losgelassen hatte, befestigte man das Ende desselben an den Fuß des großen Mastes. Als endlich zu Mittage das Meer immer stürmischer wurde und wir uns in Gefahr sahen, auf dem hohen Ankergrunde zu scheitern, entschloß sich der Capitain, um uns zu retten zu suchen, sein Tau entzwei zu hauen und seinen letzten Anker fahren zu lassen; dies war das einzige Rettungsmittel, das wir noch hatten, um in die Meerenge von Madura oder an einer andern Stelle einzulaufen, wo wir uns wieder mit Lebensmitteln versorgen und die Mannschaft erneuern konnten. Ehe er aber noch diesen Entschluß ausführte, wollte er seine beiden Kanonen zu dem Anker thun, weil er hoffte, daß diese Vermehrung des Gewichts das Schiff halten werde; allein seine Officiere machten ihm mit Recht die Bemerkung, daß, da man sich auf einer Schlammbank befände, selbst die 3 Anker nicht würden haben verhindern können, daß das Schiff auf einem so stürmischen Meere und bei so reißenden Strömungen

Landwinde warten. Das Meer wurde stürmisch; die Strömungen und die Winde waren uns entgegen; wir befanden uns auf einem schlechten Boden mit unserm letzten Anker, ohne Mannschaft und ohne Tauwerk, das wir wechseln konnten, im Fall es nöthig wäre. Um 3 Uhr hatte es einigen Anschein, als ob sich ein Landwind erheben werde, und wir giengen unter Segel. Als um 4 Uhr uns die Winde noch entgegen waren, warfen wir von neuem Anker. Nach und nach fieng es sehr zu stürmen an, und zwar immer aus Nordwesten. Um 6 Uhr Abends segelte man vor der östlichen Spitze von Madura in Osten und vor der des Hök-Kaböc in Westen vorbei.

Die ganze Nacht hindurch blieb der Lootse bei uns. Um 1 Uhr Morgens schleppten wir den Anker; man mußte das große Tau losmachen. Als man den andern Tag um 6 Uhr Morgens sah, daß wir uns immer noch auf dem Rande der Bank vor Anker befanden, daß der Wind stärker wurde und einige Tage anhalten zu müssen schien; so ließ man den Lootsen holen. Der Capitain that alles Mögliche, um ihn zum Dableiben zu vermögen, um uns bis an den Eingang des Kanals zu führen, wo wir den holländischen Lootsen finden sollten; allein er wollte nicht und entschuldigte sich damit, er wäre zurückberufen und man hätte ihn nöthig. Er sagte uns, daß wenn der Landwind einträte, wir uns nur nach der Spitze Rambang hin richten sollten, um die Spitze Panka zu gewinnen, und daß dieser Rath für uns hinlänglich wäre; allein wir trauten doch der Bank nicht, die sehr gefährlich war, und an vielen Stellen blos eine Klafter Tiefe hatte.

Den 26sten, 27sten und 28sten December wurde das Meer außerordentlich stürmisch; wir wurden durch die ungeheuern Wellen, die sich an den Seiten des Schiffs brachen, bald auf diese, bald auf jene Seite ge-

worfen; dieselben waren ihm so beschwerlich, daß wir beständig den Anker schleppten, ob man gleich alle Augenblicke das große Tau los machte. Die Winde und die Strömungen waren uns beständig entgegen und unsere Lage wurde höchst gefährlich; von einem Augenblicke zum andern waren wir in Gefahr, das Tau von den heftigen Erschütterungen, die wir auszustehen hatten, zerrissen zu sehen und an der Küste von Madura, 2 Stunden vom Lande, Schiffbruch zu leiden, ohne Hoffnung irgend einer Rettung, ohne Mannschaft, die uns bei der Leitung des Schiffs helfen könnte, ohne einen andern Anker, um unserm Verluste auszuweichen, und ohne eine Schaluppe, die man aussetzen könnte, weil die unsrige von allen Seiten Wasser zog.

Morgens den 28sten December, nachdem man fast den ganzen großen Ankertau losgelassen hatte, befestigte man das Ende desselben an den Fuß des großen Mastes. Als endlich zu Mittage das Meer immer stürmischer wurde und wir uns in Gefahr sahen, auf dem hohen Ankergrunde zu scheitern, entschloß sich der Capitain, um uns zu retten zu suchen, sein Tau entzwei zu hauen und seinen letzten Anker fahren zu lassen; dies war das einzige Rettungsmittel, das wir noch hatten, um in die Meerenge von Madura oder an einer andern Stelle einzulaufen, wo wir uns wieder mit Lebensmitteln versorgen und die Mannschaft erneuern konnten. Ehe er aber noch diesen Entschluß ausführte, wollte er seine beiden Kanonen zu dem Anker thun, weil er hoffte, daß diese Vermehrung des Gewichts das Schiff halten werde; allein seine Officiere machten ihm mit Recht die Bemerkung, daß, da man sich auf einer Schlammbank befände, selbst die 3 Anker nicht würden haben verhindern können, daß das Schiff auf einem so stürmischen Meere und bei so reißenden Strömungen

hin und her geworfen werden, und daß, wenn er seinen Entwurf ausführe, er uns unnützerweise der Vertheidigungsmittel gegen die Seeräuber berauben würde, die wir zu fürchten hätten. Diese Vorstellung behielt die Oberhand; man machte sich daher segelfertig, hieb den Anker entzwei und um 3 Uhr Nachmittage waren wir unter Segel. Die Winde, die immer heftiger wurden, waren uns günstig, um die Nordspitze von Madura zu umsegeln; denn durch die Meerenge konnten wir nicht mehr fahren. Jede Hoffnung, Lebensmittel und Wasser einzunehmen und frische Mannschaft zu erhalten, war verschwunden; die Reisenden mußten auf der ganzen Fahrt mit arbeiten helfen. Wir mußten um die Insel segeln und mitten durch mehrere andere unbekannte Inseln ohne Charte, ohne Kenntniß dieser Gegenden hindurch fahren, wo man jeden Augenblick in neue Gefahren gerathen konnte, ehe man bis zur Meerenge von Baly gelangte, durch die wir fahren mußten. Die Charte von Apres de Mannevillette, die mit Unrecht eine Niederlassung in der Bucht von Balembouang angiebt, welche sich am Ende dieser letztern Meerenge befindet, ließ uns blos noch die Hoffnung, daß, wenn wir vorbeiführen und Nothzeichen machten, uns einige Piroguen vom Lande aus zu Hülfe kommen würden, und daß wir wenigstens Wasser erhalten könnten, an dem wir anfiengen Mangel zu leiden. Der Zwieback und das Geflügel, das der Capitain angeschafft hatte, war übrigens größtentheils aufgezehrt, weil er zu Batavia blos die Hälfte von dem eingenommen hatte, was nothwendig war. Unser Getränk beschränkte sich blos auf zwei Glas ziemlich schlechten Wassers täglich. Des Morgens tranken wir nur ein wenig schlechten Kaffee mit Zwieback; zu Mittage aß man ein dürres Huhn mit Reis; hiervon lebten neun

Personen 24 Stunden lang; das Federvieh, das wir damals noch hatten, rührte von dem Vorrathe her, den Janssaud und ich aus Vorsicht gegen Unpäßlichkeit und Krankheiten mitgenommen hatten; das Federvieh des Capitains war entweder aufgezehrt oder todt. Außerdem hatten wir noch vier Pferde auf dem Verdeck, die er zu Batavia auf Spekulation zu seinem und seines Rheders Vortheil gekauft hatte, wodurch wir noch einen Theil unsers Wassers einbüßten. Das wenige Heu, das man mit eingeschifft hatte, war verdorben, und diese armen Thiere sahen wie Skelette aus, weil sie nichts weiter als ein Bischen Reisstroh zu fressen hatten; auch nagten sie an den Bambusrohren, die sie von einander trennten. Sie waren mit Grind und Wunden bedeckt, die sie dadurch erhalten hatten, daß sie durch das Hin- und Herschwanken des Schiffs immer von der einen Seite des Verdecks auf die andere geworfen worden waren.

Um halb 7 Uhr Abends waren wir so glücklich, um die Nordspitze der Insel Madura herum zu segeln; wir fuhren an dieser Küste etwas auf der hohen See hinaus fort, um die Meerenge von Baly zu suchen. Wir durften auf keinen Ort mehr rechnen, wo wir einlaufen konnten; ohne Anker mußten wir entweder alle Gefahren dieser Fahrt glücklich besiegen oder zu Grunde gehen. Da wir Wassermangel hatten, so beschloß man, die vier Pferde zu tödten und sie ins Meer zu werfen, wenn nicht in wenigen Tagen ein starker Regen fiele, wo wir einige Fässer mit Wasser füllen könnten. Die ganze Nacht vom 27sten auf den 28sten December war das Meer so stürmisch, daß wir immer bald rechts, bald links geworfen wurden; wir lavirten mit wenig Segeln, um uns nur bei Tagesanbruch an der Ostspitze von Madura zu befinden.

Den 29sten um 11 Uhr Vormittags sahen wir die kleine Insel Pondy, die von der Ostspitze der Insel Madura durch einen Kanal getrennt ist, der ungefähr ½ französische Meile breit ist. Alle Arten von Schiffen können hindurch segeln, aber die Fahrt ist wegen der Riffe, die sich auf beiden Seiten befinden, und wegen der Strömungen gefährlich, die da herrschen. Zugleich bekamen wir an der Spitze eine große Praw *) zu Gesichte. Diese kleine Insel ist ein beinahe runder Felsen, dessen oberer platter Theil gebogen ist; derselbe erhebt sich fast 80 Fuß über die Oberfläche des Meeres. Die Insel ist bewohnt und angebauet; wir sahen viele Hütten, die durch Gärten von Cocos- und Bananasbäumen und Papayas von einander getrennt waren. Sie hat eine kleine Vertiefung, der gegenüber wir vorbeifuhren und die ihr zur Rhede dient; es lagen damals 15 große malayische Fahrzeuge und Boote darin; bei unsrer Annäherung schifften sich alle Indier, die zur Mannschaft gehörten und die am Lande waren, in ihre Boote und Piroguen ein, um am Bord zurückzukehren. Da wir mit Grund fürchteten, diese Insel möchte ein Aufenthalt der Seeräuber seyn, so luden wir unsere Kanonen und segelten aus allen Kräften, um so schnell als möglich vor ihr vorbeizukommen. Um 1 Uhr Nachmittags fuhren wir zwischen ihr und der Insel Respondy durch, da uns dieser Kanal breiter und sicherer vorgekommen war als der andere.

Um 7 Uhr Abends fuhren wir vor der Insel Pondy vorbei, segelten an der Westseite von Respondy etwas in die hohe See hinaus, vor der wir ebenfalls vorbei fuhren, aber erst um Mitternacht, weil wir wegen

*) Eigentlich heißt ein solches Fahrzeug Proa. D. Ueb.

der Winde, die sich seit Mittags gelegt hatten, keine grössere Strecke zurücklegen konnten. Diese zweite Insel ist groß und sehr waldig; sie ist ebenfalls bewohnt und muß sehr stark bevölkert seyn, wie man aus den Feuern schliessen kann, die wir die ganze Nacht hindurch an der Küste hin sahen. Alle Eingeborne sind nebst denen, welche auf der Südostinsel wohnen, Unterthanen des Fürsten von Sammanapp, der den östlichen Theil der Insel Madura beherrscht. Die ganze Nacht vom 29sten auf den 30sten hielten wir beinahe still. Auch befanden wir uns den 30sten Morgens noch im Angesichte der Insel Pondy und richteten unsern Lauf nach dem Cap Sandanna auf der Insel Java. Um 11 Uhr Morgens fuhren wir ungefähr eine Meile über dem Winde vor den Felsen Muidens vorbei, die besonders in der Nacht gefährlich sind, weil sie kaum aus dem Wasser hervorragen und das Meer sich nicht daran bricht, sobald man nur einen schwachen Wind hat. Sie haben das Ansehen von zwei kleinen abgesonderten Inseln, die mit gelbem Sande bedeckt sind.

Wir hatten den 31sten noch viele Mühseligkeiten auszustehen; als sich aber den 1sten Januar 1805 um 6 Uhr Morgens ein schwacher Wind erhob, machten wir uns denselben zu Nutze, um vor der Insel Gilnang vorbeizusegeln und in die Meerenge einzulaufen. Durch das Aufspannen aller Segel überwanden wir glücklich die Strömungen, die aus derselben heraus kamen. Als wir uns um halb 9 Uhr der Trennung der Hirschinsel *) von der Bucht St. Niclas gegenüber befanden, sahen wir eine große malayische Praw,

*) Diese Insel ist klein und verschließt den Eingang der Bucht St. Niclas in jene von Baly.

die am Eingange vor Anker lag. Sie hatte ihr Boot im Schlepptau. Sobald sie uns erblickte, gieng sie unter Segel und steuerte auf uns los; da die Insel Baly von boshaften, ja selbst etwas grausamen Menschen bewohnt ist, und da ihre Küste gewöhnlich voller Seeräuber ist, so zweifelten wir nicht, es sey Einer von jenen Seeräubern; was uns noch mehr in dieser Meinung bestätigte, war der Umstand, daß sie eine Cambarde hatte (eine hölzerne 4 Zoll dicke Brustwehr, die aus eichenen Planken besteht, welche die Gestalt von zwei Flügeln haben, die die Seeräuber vorne auf ihr Fahrzeug stecken, um es gegen Kugeln zu sichern, und zu verhindern, daß man ihre Anzahl gewahr werde). Wir machten uns sogleich zum Gefechte bereit; man lud die beiden Kanonen mit Kugeln, schaffte sie beide auf die linke Seite des Schiffs, von welcher Seite der Seeräuber herkam; auch lud man die fünf Flinten und steckte ihre Bajonette oben auf große Stangen. Unsere eigenen Waffen trugen wir auf das Verdeck, wo man auch die 14 Matrosen hinstellte, die krank waren, um den Feind durch die Menge zu schrecken. Zum großen Glück hatten wir einen Artilleriecaporal als Reisenden bei uns, der in Ansehung der Ausbesserung der Waffen höchst nützlich war, welches auch mit dem Sergenten des 12ten Bataillons der Fall war. Um das Entern zu verhindern, waren wir entschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben, denn bei diesen Seeräubern findet keine Vergleichung statt: wenn sie ein Schiff erobern, so ermorden sie die ganze Mannschaft und verstümmeln sie mit Vergnügen. Wenn zufälligerweise, was aber sehr selten der Fall ist, Einige davon nicht alle Mannschaft ermorden, so schneiden sie ihnen die Sehnen entzwei und schaffen sie in ihre Gebirge, wo dieselben Reis stampfen oder andere eben so beschwerliche Arbeiten verrichten müs-

sen. Finden sie am Bord Malayen, die aber nicht aus ihrem Vaterlande sind, so tödten sie dieselben nicht, sie müßten sich denn selbst vertheidigen müssen, sondern machen sie zu ihren Sklaven und verkaufen sie an die Chinesen und Portugiesen, die damit handeln und mit denen sie in Verkehr stehen. Diese Portugiesen sind Schwarze, die von Leuten dieser Nation abstammen wollen und die auf den Sundainseln Niederlassungen angelegt haben. Zu Batavia leben viele solche Familien, die sämmtlich Katholiken sind.

Kaum befanden wir uns quervor vor einer Bank, die beinahe halb so groß als der enge Eingang ist, der Vertiefung der Insel Baly gegenüber, so sahen wir die Praw hinter uns die Spitze umsegeln, an der Küste hin mit allen Segeln und Rudern steuern, und eine halbe Stunde darauf daselbst die Anker auswerfen, da sie uns wegen der entgegengesetzten und allzustarken Strömungen nicht einholen konnte. Diese Strömungen waren in der That so heftig, daß sie in einer Stunde 7 und einen halben Knoten abwickelten. Ob wir schon unsere sämmtlichen Segel aufgezogen hatten und ein günstiger Wind wehte, so konnten wir sie doch nicht überwältigen, und wir blieben beinahe an der nämlichen Stelle bis um 2 Uhr Nachmittags, um uns gegen sie und gegen die heftigen Ströme zu behaupten, die uns ebenfalls bis beinahe zu dem Seeräuber zurück trieben. Endlich um 8 Uhr Nachmittags änderte sich der Strom; wir segelten aus der Meerenge heraus und fuhren sehr nahe an der Küste von Java hin, um uns von dem Seeräuber zu entfernen, der sogleich unter Segel gieng und immerfort an der Küste von Baly hinfuhr.

Um 4 Uhr Nachmittags fuhren wir an einen malayischen Weiler hin. Ein Theil der Einwohner kam aus den Hütten heraus, um uns zu sehen, besonders

thaten dies mehrere Frauenzimmer, wovon eine sehr artig aussah; die Kinder liefen an das Ufer. Diese Indier leben blos vom Fischfange. Etwas weiterhin ist eine kleine Faktorei, auf der man die chinesische, holländische und malayische Flagge, wahrscheinlich des Neujahrs wegen, aufgesteckt hatte.

Die ganze Küste von Java, von dem Punkte an, der der Cocosspitze der Insel Baly gegenüber liegt, ist etwas mit Mais, Cocosbäumen, Bananas und Ananas bepflanzt. Auch bekommt man hier einige zerstreuete Hütten zu Gesichte, und je weiter man nach der Faktorei hinkommt, desto platter wird die Küste und desto stärker wird ihr Anbau. Die Gegenden um die Faktorei bilden höchst lachende und sehr schöne Landschaften. Ich glaube, daß dieser Theil der Insel Einer der gesundesten seyn muß, weil er keine Moräste zu enthalten scheint, und weil das Wasser gut seyn muß, das von den hohen Bergen herabkommt, womit er umgeben ist.

Den 1sten Januar 1805 um 5 Uhr befanden wir uns der Faktorei gegenüber. Der Befehlshaber schickte uns eine Praw entgegen, um uns Erfrischungen anzubieten, und uns zu sagen, daß wir da vor Anker gehen könnten. Der Lootse erhielt den Auftrag uns zu führen: allein der Capitain schrieb ihm, um ihm zu danken und zugleich zu melden, daß er das Unglück gehabt habe, seine Anker zu verlieren, und daß er seine verbindlichen Anerbietungen nicht benutzen könne, ob er schon ein dringendes Bedürfniß aller dieser Gegenstände hätte. Der Sergent, der wegen unsers elenden Zustandes und unserer Strapazen einen Rückfall gehabt hatte, glaubte nicht, daß er den übrigen Theil der Fahrt werde aushalten können; er bat daher innigst, man möchte ihn ans Land setzen, um auf diesem Posten seine Gesundheit

wieder herzustellen, und so lange zu warten, bis ein anderes Schiff, das nach der Insel Frankreich segele, vorbeifahre und ihn mitnehmen wolle. Ich empfahl ihn daher an den Befehlshaber, schilderte ihm unsere Verlegenheit und die Unmöglichkeit, einen Kranken in dem Zustande zu behalten, in dem wir uns befänden: man that seine Sachen in die Praw und er schiffte sich aus. Da der Lootse sah, daß wir nicht Halt machen konnten, so ersuchte er uns, weiter zu segeln, indem er uns voraus sagte, der Strom müsse sich um 9 Uhr Abends ändern, wo wir dann Gefahr liefen, wieder in die Meerenge fortgezogen zu werden. Unglücklicherweise wurden wir etwas durch einen Wirbelwind von der Landseite her aufgehalten, der uns auf einmal überfiel und den Wind zum Schweigen brachte.

Wir setzten nunmehro unsere Fahrt unter mancherlei Zufällen fort. Den 11ten befanden wir uns unter dem 13° 24′ S. B.

Siebenzehntes Kapitel.

Sturm — unsere schreckliche Lage — wir werden an die Küste von Neuholland verschlagen — wir segeln nach der Insel Timor, um daselbst zu scheitern —, ein englischer Corsar nimmt uns, giebt uns die Freiheit wieder, wir werden nochmals genommen und steigen endlich in einer Wüste ans Land.

Den 13ten Januar wogte das Meer sehr stark, der Wind nahm allmälig zu und der Horizont war sehr finster. Um 7 Uhr Abends war der Himmel mit sehr dikken Wolken bedeckt, und er zeigte Vertiefungen, die ganz mit Feuer ausgefüllt waren; wir besorgten daher einen Sturm, den wir bei weitem nicht auszuhalten im Stande waren. Um sich gegen seine Wirkungen zu sichern, traf man bei der natürlichen Unvorsichtigkeit des Capitains und bei der Sorglosigkeit seiner Officiere wenig Vorbereitungen. Das Meer tobte die ganze Nacht hindurch und der Wind nahm jeden Augenblick zu.

Den 14ten um 6 Uhr Morgens sagte mir der Capitain, wir würden einen Windstoß bekommen, alles zeige ihn an. Man setzte sogleich die Stückpforten vor die Fenster der großen Kammer, und an das große Segel unter dem Mittelmast; machte alle Oeffnungen zu, und schaffte die ganze kranke Mannschaft unten an die große Kammer, wo der Capitain, Herr Janssaud, und ich schliefen.

Kaum befanden wir uns am großen Segel, so brach der Orkan los, und hielt 15 Stunden hinter einander an. Der Wind kam von Nordwesten mit einer Gewalt, wovon man wenige Beispiele hat. Um 11 Uhr wurde der Mittelmast in tausend Stücke zerrissen, so wie das große Segel und das stärkste Seil am Mast, ob sie schon zusammen gebunden waren. Das Meer tobte schrecklich; die Wellen hoben sich viermal höher als der große Mast; wir hatten sie gegenüber, daher wurden wir von einer Seite auf die andere geworfen. Das Wasser drang in unsere Kammer durch die Fugen der Stückpforten und die Fenster; unsere Felleisen, Kisten und Tische wurden, ob sie schon befestiget waren, über dem Haufen geworfen, und kollerten mitten im Wasser, womit sie angefüllt wurden, von einer Seite auf die andere, ohne daß man einen Matrosen bekommen konnte, um die Oeffnungen zustopfen zu lassen, was auch bei einem solchen Getöse keine geringe Schwierigkeit gewesen wäre.

Zu Mittage halb 1 Uhr wurde das Schiff umgeworfen, und blieb 3 Minuten lang liegen; durch die Bewegung, die es beim Umlegen machte, krachte der große Mast; plötzlich stürzte eine Welle auf uns los, hob es wieder in die Höhe, und zugleich zerbrach ein Wirbelwind unsere beiden Mastbäume hart am Verdeck weg; sie fielen auf die linke Seite des Schiffs. Die Officiere und der Zimmermann, ob dieser gleich beständig das Fieber hatte, ergriffen Aexte und hieben die großen Seile und alle Taue entzwei, die die Mastbäume auf dem Verdeck und am Bord hin aufhalten konnten. Unsere Wasserfässer liefen aus, ohne daß man diesem Unglück abhelfen konnte; ein Pferd wurde getödtet und eine von unsern Kanonen ins Meer geschleudert, ohne daß man begreifen konnte, wie sie hineingefallen wäre, da man sie mit großen Seilen an ihrer Stückpforte be-

festigt hatte. In einem Augenblicke glichen wir einem platten Fahrzeuge; der Wind blies so heftig, daß man sich ihm unmöglich aussetzen konnte, ohne den Athem zu verlieren, und man konnte sich nicht auf dem Verdeck erhalten, ohne sich zu befestigen. Niemand auf unserm Schiffe hatte weder je ein so fürchterliches Meer gesehen, noch einen so heftigen Sturm erlebt, der uns in kurzem in die schrecklichste Noth setzte und unser Elend vollständig machte.

Man stelle sich ein Schiff vor, das gänzlich aller Masten beraubt ist, mitten auf einem wüthenden Meere, wo man allenthalben nichts als fürchterliche Abgründe entdeckt, ohne Anker, Schaluppen, Masten, Seile, Segel, die man wechseln konnte, weder einen Nagel, noch einen Hammer, mit einem beträchtlichen Leck ohne Pumpe; zwar hatten wir zwei, allein die Eine hatte man niemals brauchen können, und die Andere war im schlechten Zustande, und jeden Augenblick beschäftigt; endlich floß der größte Theil unsers noch übrigen Wassers weg und der Zwieback und der Reis wurden naß und verdarben. Hierzu denke man sich noch einen Capitain, der zwar ein braver Mann war, aber wenig Kenntnisse hatte, ohne Charakter und ohne Festigkeit, und Officiere, die wegen Mangel an Kenntnissen und Uebung wenig geeignet waren, seine Stelle zu vertreten; zum Zimmermann einen Menschen, der alle Tage das Fieber hatte, und folglich keine großen Dienste leisten konnte; indessen war er ein guter Matrose, und voller Muth, der, troz seiner Schwäche, mehr that als er konnte, und sowohl bei der Pumpe, wo er jeden Augenblick arbeiten mußte, als bei der Leitung des Schiffs von großem Nutzen war. In dieser Lage befestigten wir des Abends das Steuerruder; alle Oeffnungen ließ man verschlossen. Da wir an jedem Vorrathe

Mangel hatten, so waren wir ohne Lampen, Lichter, Feuer, ja sogar ohne Feuerstahl; zum großen Glück hatten wir noch ein wenig Brennöl; man machte Dachte von Papier und alter Leinewand, die man in einen Becher that. Ueberdies hatte ich noch in meinem Koffer ein Pfund Wachsstock, das ich von Batavia mitbrachte. Ich holte Eine von meinen Pistolen; man fand etwas noch trocknes Patronenpulver; faselte das Ende eines alten Seiles aus einander und suchte Feuer anzumachen; dies dauerte über eine Stunde, weil das Seil nicht fangen wollte, da es die Wellen alle Augenblicke naß machten.

Eilf Tage lang waren wir in dieser Lage und erst nach diesem Zeitpunkte konnte man, obschon nicht ohne viele Mühe, sich der Blinde und der Brigantine als Ruder bedienen und es gelang uns, zwei schlechte kleine Segel aus den Ueberresten der Leinewandstücke zu befestigen.

Der Windstoß hatte uns in den Meerbusen getrieben, den die Inseln bilden, welche sich östlich von Java und Neuholland befinden; während der eilf Tage, wo wir so ohne Masten und Segel waren, trieben uns die Winde und Strömungen an der Küste von Neuholland hin, in unbekannte Gegenden, wo noch kein Schiffer gelandet ist. Mehrere Tage lang lavirten wir und hatten beständig Spuren von dem Lande. Das Wasser war trübe und schmuzig; Baumzweige, Blätter, Küstenschlangen trieben alle Augenblicke an unserm Schiffe hin. Der Horizont war neblicht und düster, das Land war in diesem Theile Neuhollands niedrig und wir konnten die Gestalt der Küste nicht erkennen. Alle Tage hofften wir Südostwind zu erhalten, mit dem wir hätten die Insel Frankreich, oder wenigstens die Insel Rodriguez erreichen können; allein wir

fuhren vergeblich mit unserm kleinen Segel bis unter den 19° S. B. und unter den 120sten d. L.

Als wir die Inseln Java und Baly verliessen, bestimmten wir auf jeden Tag drei Quart Wasser; Reis, halb in Seewasser gekocht, und schlechtes Geflügel für 9 Personen. Die Nahrung der Mannschaft war die nämliche Portion Wasser; bloßer Reis mit einem Löffel voll schlechten Fettes. Den 2ten Tag des Orkans war der größte Theil unsers noch übrigen Wassers weggelaufen, und das Geflügel war todt. Wir waren also innerhalb 24 Stunden auf zwei kleine Glas Wasser beschränkt, das noch dazu stinkend war Unsere Nahrung bestand in einer Hand voll Reis, der ganz in Seewasser gekocht wurde, und wir waren unter einem heißen Himmelsstriche völlig entkräftet. Das todte Pferd warf man ins Meer, so wie die drei Uebrigen, nachdem man sie getödtet hatte. Ein Matrose, der an einem hitzigen Fieber krank lag und für den die Ration nicht hinlänglich seyn konnte, trank eine Bouteille Seewasser aus und starb eine Stunde darauf. Da die Ladung aus Zucker von Batavia und Arack bestand, so entschloß sich der Capitain, ein Faß Zucker in die Kammer schaffen zu lassen und es uns Preis zu geben; man that etwas davon in den Reis, den man in Seewasser kochte, wodurch er weniger herbe schmeckte.

Als uns endlich der Wind beständig zuwider war, der Leck zunahm, und die einzige Pumpe, die etwas gieng, bald nicht mehr hinreichend war, hielt man eine Zusammenkunft, um zu bestimmen, was man thun wollte. Da mir bekannt war, daß die Holländer auf der Westküste der Insel Timor ein Comtoir haben, wovon wir uns höchstens 7 bis 8 Tage entfernt befanden, und wo uns die Winde und Strömungen hintreiben konnten, so vermochten wir den Capitain, auf diese Insel loszu-

steuern, die nahe am Lande der Papoo's liegt: wir hatten keine Charte davon; allein da wir die Breite der Insel Rote *) wußten, die sehr nahe daran liegt, und am Bord einen malayischen Steuermann hatten, der da eingelaufen, und mehrere Monate da geblieben war, und der uns auf die Rhede von Keppen **), den Niederlassungsort, führen wollte, so schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, man werde uns auf unsere Nothzeichen einen Lootsen zuschicken, um uns eine Stelle an der Küste zu zeigen, wo wir ohne Gefahr scheitern könnten. Der Capitain willigte ein und man steuerte auf diese Insel los. Er war eben so unwissend als faul und er schlief mit seinen Officieren die ganze Nacht, ob sie schon den Dienst hatten.

In der Nacht vom 6ten auf den 7ten Februar hatten wir uns etwas dem Lande genähert; um 5 Uhr Morgens, wo wir den Eingang der Meerenge von Baly entdeckten, erblickten wir auch nicht weit von uns ein dreimastiges Schiff, das aus derselben oder aus der von Lombock zu kommen schien. Ob der Wind schon stark wehte, und das Meer hoch gieng, und ob es gleich folglich beinahe unmöglich war, daß dies Schiff sein Boot ins Meer setze, um uns Beistand zu leisten, wenn es unsere Noth gewahr würde, so sahen wir es doch für unsern Retter an, welcher Nation es auch gehören mochte; wir hielten es indessen für ein holländisches oder amerikanisches Schiff; als wir uns eine halbe Stunde darauf ihm gegenüber befanden, steckte es die holländische Flagge auf. Wir erwiederten dies, indem wir die unsrige aufsteckten; ich weiß nicht, warum der Capitain

*) Vielleicht Retty. D. Uebers.

**) Eigentlich Cupang. D. Uebers.

zu Betracht unsrer Lage nicht die Flagge längs ihrer Stange zusammen halten wollte. Es machte darauf mehrere Manoevres, die uns verdächtig vorkamen, drehete sich und steuerte mit amerikanischer Flagge auf uns los. Wegen dieser schnellen Veränderung nahmen wir mit Recht an, es wäre ein englisches Schiff, und wir sahen das Unglück voraus, geplündert und zu Kriegsgefangnen gemacht werden. Sobald es nahe an uns war, steckte es seine wahre Flagge auf. Ich warf sogleich die Depeschen des holländischen Generalgouverneurs in das Meer, die ich an den Generalcapitain Decaën erhalten hatte, so wie meine Charte von Banka, damit diese Gegenstände dem Feinde nicht in die Hände geriethen. Als das Schiff auf Sprachweite von uns entfernt war, rief uns der Capitain zu, die Segel zu streichen, wann wir Lust hätten. So viel Ironie auch in dieser Art uns zu erobern lag, so mußten wir doch gehorchen und uns ergeben. Einen Augenblick darauf kam Einer seiner Officiere zu uns und sprang am Bord wie beim Entern mit acht europäischen und portugiesischen *) Matrosen, die alle mit Degen und Pistolen bewaffnet waren. Dieser Officier stellte sogleich zwey Seapoys Schildwache in das Zwischenverdeck und am Eingange der Kammer, damit von seinen Matrosen nichts gestohlen noch weggetragen würde. Beinahe aber hätte eine traurige Scene statt gefunden: auf die Frage des englischen Officiers an den Capitain über die Anzahl der Europäer, die er am Bord hätte, hatte dieser Letztere 4 statt 7 geantwortet; da nun der Engländer einen nach dem andern aus dem Zwischen-

*) Portugiesen nennt man in Indien Schwärze, die von dem Umgange der Europäer dieser Nation mit innländischen Frauenzimmern herrühren.

verdeck herausgehen sah, und darunter auch den zweiten Capitain, unsern Schiffszimmermann und den Artilleriecapitain in Uniform, so wollte er diesen Dreien eine Kugel durch den Kopf jagen; auf mein Zureden aber besänftigte er sich. Er überließ es Herrn Janssaud, darauf zu sehen, daß die Schildwachen die erhaltenen Befehle nicht überträten, bis alle unsere Felleisen auf sein Fahrzeug geschafft wären und er uns in sein Boot führen ließe.

Dies Schiff war der Corsar Actif, Capitain Holl, der in Bengalen ausgerüstet war. Dieser Capitain nahm uns sehr gut auf und ehrte unser Unglück. Er erzählte mir, er wäre im letzten Kriege zweimal von Corsaren von der Insel Frankreich gefangen genommen worden, die ihn sehr gut behandelt hätten; besonders war dies von Herrn Crevelte geschehen, als dieser den Alfred befehligte, und da man ihm alle seine Sachen wiedergegeben hätte, so wolle er das Nämliche thun; es sollte sich niemand an den Unsrigen vergreifen; wir könnten endlich über das verfügen, was er an Lebensmitteln vorräthig habe; wir dürften nur befehlen. So viel Großmuth hatten wir nicht erwartet. Nachdem er ein Verzeichniß von der Mannschaft und der Ladung aufgenommen hatte, die in Zucker, Arack und Calin bestand, was 60,000 Franken im Einkaufe gekostet hatte, ließ er uns Erfrischungen reichen; zugleich sagte er uns, daß es ihm an Wasser mangle, und daß seine Matrosen nichts als Regenwasser tränken, das sie an der Küste von Sumatra gesammelt hätten; daß aber das, was für ihn wäre, uns zu Diensten stände; er fügte hinzu, daß er entweder nach der Küste von Java oder nach einer der Inseln segeln wolle, die östlich liegen; sobald wir da irgendwo eingelaufen wären, wolle er alle unsere Fellei-

sen auf sein Schiff schaffen lassen. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, Eines von den Meinigen, und zwar das Vorzüglichste, mit mir zu nehmen, in dem sich mein Linnenzeug und meine Papiere befanden. Ich hatte eine Menge Briefe nach der Insel Frankreich und nach Europa bei mir, die er mir sämmtlich ließ; er wollte nicht einmal die Namen der Personen wissen, an die sie gerichtet waren. Mich dauerten nunmehro meine Charte von Banca und die Depeschen, weil ich sie hätte retten können.

Da die Kammer sehr klein war, so ließ er seine Officiere auf dem Verdeck speisen und wir aßen mit ihm. Sein Tisch war sehr gut und man kann sich leicht denken, daß wir es uns sehr gut schmecken ließen. Unser Schiff konnte dem Seinigen nicht folgen; er nahm es daher ins Schlepptau, und da wir widrigen Wind hatten, so hielt er sich so nah als möglich, um sich der Meerenge von Baly zu nähern.

An dem nämlichen Tage um 4 Uhr Nachmittags signalisirte man vor uns ein Schiff; bald darauf zwei andere, die aus der Meerenge von Baly oder aus jener von Lombock zu kommen schienen. Dieser Anblick verbreitete einige Unruhe am Bord; man hielt sie für drei holländische Schiffe von der Abtheilung des Admiral Hartsing oder von jener des Contreadmiral Linois, die in diesen Gegenden kreuzten. Wir waren am Bord lästig, denn ob wir schon blos sechs Europäer waren, so traute man uns doch nicht. Die Prise im Schlepptau erlaubte dem englischen Corsaren nicht, sich zu retten, im Fall er von einem der drei Schiffe gejagt würde, die wir vor uns sahen. Endlich sagte uns der Capitain Holl, daß er das Seil, woran sich das eroberte Schiff befand, entzwei hauen wolle, weil er selbst in Gefahr sey, genommen zu werden und lieber

seine Prise einbüßen wolle. Er erbot sich, uns auf seinem Boote nach dem kleinen Alphonsus zurückzuschaffen, das den Officier, den er darauf gethan hatte, und seine Matrosen abholen sollte; er ließ uns folglich die Freiheit, uns in der Nacht zu retten, weil er wohl wußte, daß dies nicht möglich war. Wir nahmen sein Anerbieten an, ob wir schon überzeugt waren, daß wir den andern Tag wieder genommen werden würden, oder im Meere oder an der Küste Einiger der Inseln umkommen würden, bei denen wir uns befanden. Sobald wir auf unserm Schiffe waren, hieb er das Schlepptau entzwei, benutzte die Dunkelheit der Nacht und rettete sich an der Küste von Java hin. Kaum hatten wir ihn verlassen, so sahen wir die Schiffe sich uns nähern, wir fürchteten, es möchten Engländer seyn; allein sie fuhren ruhig an uns vorbei, wir hielten sie daher für Amerikaner, was uns auch nachmals bestätiget wurde.

Unser Capitain, der den andern Tag Morgens in die Bucht von Balembuang einzulaufen, da zu scheitern und sich gegen den englischen Corsaren in Sicherheit zu setzen hoffte, den er schon weit entfernt wähnte, wünschte sich wegen dieses Umstandes Glück; nur bedauerte er, daß sich derselbe nicht 24 Stunden später ereignet hätte, weil, wie er sagte, das Schiff und seine Ladung nach den Seeverordnungen ihm und seinen Officieren als Geschenk gehört haben würde, das ihm der Befehlshaber des feindlichen Corsaren gemacht hätte, der der Eigenthümer davon worden wäre. Allein da uns der Wind und die Strömungen entgegen waren, und wir keine Segel hatten, um sie zu überwinden, so waren wir den andern Tag, den 8ten Februar, beim Aufgange der Morgenröthe erst am Eingange der Meerenge, und in dem nämlichen Augenblicke sahen wir ein Schiff

auf uns lossteuern; dies war wieder der Corsar Actif, der uns suchte; wir sahen sogleich ein, daß wir ihm nicht entgehen konnten. Um 7 Uhr Morgens war er bei uns, nahm uns wieder ins Schlepptau, und wir waren wieder seine Gefangene. In der Nacht vom 9ten auf den 10ten warfen wir etwas innerhalb der Bucht Balembuang, an der Spitze Gunong-Ikan, Anker, die sich am Eingange befindet.

Den 10ten Februar Morgens schickte der Capitain Holl seinen Lieutenant nach einer Hütte, die eine Fischerhütte und die einzige an der Küste zu seyn schien, um sich nach einer Stelle zu erkundigen, wo er Wasser und Holz erhalten könnte. Dieser Officier kam den Vormittag wieder zurück und meldete, daß er nichts entdeckt hätte, daß ein alter Europäer, der von 25 Indiern und 2 Piroguen aus dem Dorfe Bagnu Wangie begleitet gewesen, ihm gesagt hätte, das Wasser der beiden Flüsse, die im Hintergrunde in die Bucht fallen, wäre nicht gesund; übrigens habe er nicht gewagt, sich darin zu vertiefen. Der Capitain ließ einen andern Fluß aufsuchen. Bei der Rückkunft des Bootes erfuhren wir, daß es endlich eine Stelle gefunden hätte, und daß er sich derselben den andern Tag zu Nutze machen wollte.

In der Nacht vom 10ten auf den 11ten ließ der Engländer das eroberte Schiff ausbessern, und segelfertig machen, womit er in 12 Stunden fertig war und Nachmittags den 11ten schickte er es fort. Diesen ganzen Tag mußten wir auf dem Zwischenverdeck bleiben, weil der Corsar fürchtete, man möchte uns von der Faktorei Bagnu Wangie bemerken, und er als Feind erkannt werden; wenigstens erwartete er, daß man ihn für verdächtig hielte; denn ob er schon die amerikanische Flagge aufgesteckt hatte, so waren doch seine Batterie

und ein Schiff im Schlepptau mehr als hinreichend, Verdacht zu erregen. Da der holländische Befehlshaber der Faktorei Bagnu Wangie seit zwei Tagen am Eingange der Bucht Balembuang ein Schiff unter amerikanischer Flagge und nicht weit davon ein Anderes gesehen, das keine Masten mehr hatte, und da er von dem Lieutenant erfahren hatte, daß dies Schiff Wasser und einige frische Lebensmittel nöthig habe, und da es außerdem seine Pflicht erforderte, jedes Schiff zu recognosciren, das in die Meerenge einläuft oder bei dem Posten anhält, um davon dem Gouverneur dieses ganzen Theils von Java Bericht zu erstatten, so schickte er seinen Oberarzt am Bord, und als Dollmetscher seinen Schiffspatron, der ein Spanier ist, und der etwas französisch, portugiesisch und englisch spricht. Dieser Chirurgus sollte die Papiere dieses angeblichen amerikanischen Schiffs untersuchen, sich erkundigen, wo es herkäme, nach seiner Bestimmung, nach dem Fahrzeuge im Schlepptau und endlich nach den Bedürfnissen fragen, die es nöthig hätte. Als sich das Boot näherte, worauf sich dieser Chirurgus befand, sperrte man uns in das Zwischenverdeck ein, verbarg alle Seapoys und stellte Einen als Schildwache zu uns. Sobald die beiden Abgeordneten am Bord waren, nahm man sie sehr gefällig auf. Den Ersten lud man zu Tische ein, gab ihm tüchtig zu essen und zu trinken, erwies ihm viele Höflichkeiten und zeigte ihm falsche Papiere von Philadelphia vor, die ihn in seinem Irrthume erhielten. Der Capitain Holl erzählte ihm, er hätte bei seiner Rückreise aus Bengalen seine Mannschaft durch Krankheiten verloren, und sich also genöthigt gesehen, Lascars anzunehmen: ein ander Mährchen erzählte er ihm in Betreff des Schiffs im Schlepptau. Der Chirurgus glaubte alles ganz treuherzig, man zeigte ihm

mir kein Ehrenwort, bis zu meiner Auswechselung nicht wieder zu dienen; er behielt blos unsere 14 kranke Matrosen zurück. Um Mitternacht stiegen wir am Felsen an der wüsten Küste von Balembuang, einen Flintenschuß weit von der Hütte, ans Land. Herr Routier, der Artilleriecaporal und der Greis kamen uns nebst dem Anführer der Malayen entgegen. Unser Felleisen setzte man am Rand des Meeres unter einem alten Hangar, der, wie die Hütte, von Bambusrohr erbauet war. Die Indier machten in gewissen Entfernungen um uns her Feuer, um es hell zu machen und die Tieger und Caimans zu entfernen, die in diesem Theile von Java sehr gemein sind. Bei meiner Ankunft machte ich dem Mandor, dem Oberhaupte der Malayen, so wie seinem Gefolge, Geschenke. Da ich ein wenig teutsch und malayisch sprach, so erzählte ich dem Greise mit wenig Worten unsere Abentheuer und kam mit ihm überein, daß er auf der Stelle vier Indier in Einer von seinen beiden Piroguen abschikken sollte, um den Befehlshaber von Bagnu Wangie Nachricht zu bringen, wovon wir zu Wasser 7 Stunden entfernt waren; dies geschah troz der Dunkelheit der Nacht und des stürmischen Meeres. Dieser brave Mann bot uns alsdann seine kleinen täglichen Vorräthe an, die wir mit ihm theilten. Er machte uns Thee, ließ eingesalzenen Fisch und einige Eier zurechte machen, zu denen er noch ein gebratenes Geflügel that. Wir schenkten ihm dafür ein wenig Madera und Genever. Nachdem wir etwas gegessen hatten, vergrößerten die Malayen das Feuer; Einige schliefen die übrige Nacht hindurch auf den Felleisen und auf einem Bambusbette, das die Indier für sich gemacht hatten; Herr Souriac und ich spazierten die ganze Nacht hindurch zwischen unsern Feuern an der Küste hin.

Der Greis, der uns so gastfreundschaftlich mitten in einer Wüste aufnahm, die voll der wildesten Thiere ist, heißt Jacob Pietter, und ist von Geburt ein Preuße. Er war 60 Jahr alt, diente der ostindischen Compagnie von Jugend auf und war Sergent der Veteranen. Er war nebst 25 Malayen von dem Posten Bagnu Wangie abgeschickt worden, um Holz und Kalk für die Faktorei herbeizuschaffen. Seine Frau und seine Kinder, die er mit sich genommen, hatten dieser Einöde und der daselbst herrschenden Ungesundheit nicht widerstehen können; sie waren ungefähr einen Monat nach ihrer Ankunft gestorben; schon seit 4 Monaten war er Wittwer und aller Gesellschaft und alles Trostes beraubt.

Achtzehntes Kapitel.

Abreise aus der Bucht Balembuang — unsere Ankunft zu Bagnu Wangie — seine Beschreibung, so wie die Beschreibung jener Bucht — gute Aufnahme bei dem indischen Prinzen und dem holländischen Befehlshaber.

Den 13ten Februar 1805 langten des Morgens zwei Piroguen von dem Dorfe Palankang an, das $1\frac{1}{2}$ Stunde im Innern des Landes, rechts beim Eingange in die Bucht Balembuang liegt. Durch dies Dorf geht außerdem ein kleiner Fluß, dessen Mündung der Hütte gegenüber ist, wo wir uns befanden. Den 25 Malayen, die den Greis begleiteten, brachten die Einwohner Lebensmittel. Da wir die geringen Vorräthe

des Alten erschöpft hatten, so benutzte er Eine von den zwei Piroguen, um frische Lebensmittel und Wasser holen zu lassen, das man in Gefäßen von Bambusrohr brachte. Nach der Rückkunft der Pirogue aßen wir zum Frühstück Reis und eingesalzenen Fisch und tranken Thee.

Von einem Augenblicke zum Andern erwarteten wir Nachrichten von Bagnu Wangie nebst Schiffen, die uns einnehmen sollten. Da wir des Morgens um 8 Uhr noch keine erhalten hatten, so schickte man eine zweite Pirogue ab, um ihre Ankunft zu beschleunigen. Eine Stunde darauf besuchte uns der Judo Rogoro, erster Minister des Landesfürsten. Er war mit seiner Bedeckung bis nach Palankang geritten, wo er in die Pirogue gestiegen war. Kaum war er durch die Bucht hindurch, und befand sich an der Küste bei uns, so erwiesen ihm die Malayen ihre Ehrfurcht, und setzten sich mit übereinander geschlagenen Beinen hinter ihm auf die Erde. Er meldete uns, daß der holländische Befehlshaber unsere Briefe erhalten hätte, und daß er uns selbst besuchen würde. Dieser Minister hatte mehrere Cocosnüsse mitgebracht, die er uns vorsetzte.

Um 3 Uhr Nachmittags langte endlich der Befehlshaber in einem großen und schönen Fahrzeuge nebst seinem Schwiegersohne an; ein zweites Schiff, das für unsere Sachen bestimmt war, folgte ihm nach; wir sahen ihn als unsern Befreier an, und man kann sich leicht unsere Freude bei seiner Ankunft vorstellen; er ließ Lebensmittel für wenigstens 15 Personen und einige Bouteillen Wein und Genever ans Land schaffen. Die Malayen, die ihm von Seiten des Greises die Nachricht von unserm Unglück gebracht, hatten ihm unsern elenden Zustand geschildert; dies war die Veranlassung, warum er sich mit allen Arten von Lebensmitteln ver-

sorgt hatte, um uns eine gute Mahlzeit zu verschaffen, ehe er uns mit fortnähme. Man ließ eine Brühe und Geflügel wärmen, kochte Eier u. s. w. Nachdem wir tüchtig gegessen hatten, schifften wir uns ein, und dankten dem guten und gastfreien Greise. Der Minister Judo Nogoro, der an dem ganzen Vergnügen dieses Ereignisses Antheil genommen hatte, stieg wieder in seine Pirogue und kehrte nach Palankang zurück, wo sich seine Pferde und seine Bedeckung befanden.

Es war um 5 Uhr, als wir uns einschifften. Kaum aber waren wir auf der andern Seite der Bucht, so überfiel uns ein sehr starker Wirbelwind; das Meer erhob sich wüthend, und der Wind wurde uns entgegen; trotz dieser Hindernisse segelten wir dennoch fort; denn wir hatten einige 20 Malayen zu Ruderern; wir fuhren an der Küste hin, um nicht auf das hohe Meer verschlagen zu werden. Da wir zu Mitternacht erst die Hälfte des Weges zurück gelegt hatten, und die Winde und Strömungen uns immer mehr und mehr entgegen waren, so beschloß unser Befehlshaber, bis zu Tagesanbruch zu warten, um besser sehen zu können, und eine günstige Ebbe und Fluth zu haben. Wir strandeten daher auf Felsen, nicht weit vom festen Lande: unsere Malayen stiegen bis an den Gürtel ins Wasser, und schafften uns an die Küste; das Schiff befestigten sie an eine Felsenspitze, und machten um uns her Feuer an. Bis um 5 Uhr Morgens ruhten wir etwas auf Cocosbaumblättern aus, wo wir uns wieder zu Schiffe begaben.

Um 8 Uhr Morgens langten wir an der Faktorei an; der Ankerplatz ist beschwerlich, die Küste ist, besonders an der Mündung des Flusses, gefährlich, der durch jene hingeht, wo eine Bank ist, auf der wir, ehe wir ausstiegen, strandeten. Mehrere Piroguen kamen

zu uns heran, wir traten in dieselben und stiegen am Fuße des Forts ans Land. Die europäischen Officiere, worunter Einer der Oberchirurgus war, der Fürst, seine Minister und die übrigen indischen Häuptlinge erwarteten uns, und kamen uns entgegen, um uns in Empfang zu nehmen; alle bezeugten ihre Theilnahme an unserm Unglück. Sie begleiteten uns hierauf zu dem Befehlshaber, der ein teutscher Baron ist, und Wikermann heißt; die Fürsten und die Officiere blieben da; Madame Wikermann und ihre Familie nahmen uns sehr artig auf; es war der Geburtstag ihrer ältesten Tochter; sie war eine Malayin, der Befehlshaber, der sonst in der Ehrengarde des Kaisers von Mataran gedient, hatte sie damals geheirathet. Der chinesische Befehlshaber machte einen Augenblick nachher die an einem solchen Tage gewöhnliche Aufwartung und wohnte auch dem Feste bei. Indessen hatte man am Ende eines großen Saales eine durchsichtige Leinewand für die malayische Komödie aufgeschlagen, die bald darauf unter dem Klange einer geräuschvollen Musik ihren Anfang nahm, die aber für europäische Ohren mehr als bedeutungslos war. Alle Musiker saßen mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde; ein Dutzend schlugen auf Gomgoms, eine Art von Cymbeln von sehr wohlklingendem Kupfer und von verschiedener Größe, so wie es die Verschiedenheit des Tones erfordert. Derjenige, der das Orchester dirigirte, spielte das vornehmste Instrument, das bei den Indiern im Gebrauch ist. Es ist ein Violon mit zwei Saiten; der Hals ist ungefähr 1½ Fuß lang; es ist platt. Der Körper besteht aus einer sehr dicken Cocosnuß, von einer besondern Beschaffenheit, die höchst selten und sehr theuer ist. Die malayischen Fürsten bezahlen ungeheure Preise dafür. Man findet diese Art blos auf den Inseln Madura und

Baly. Diese Nuß ist beinahe unten am Halse angebracht, der Bogen ist ein bogenförmiger Rotang und die Saiten bestehen in Roßhaaren. Dieser Violon steht senkrecht auf dem Boden, wie ein Baß; seine Töne haben viel Aehnliches mit denen des unsrigen, wenn man mit dem Bogen über die Saiten hinter dem Steige wegfährt. Von Zeit zu Zeit setzt der Musiker aus, um auf eine klägliche Weise und beinahe immer in demselben Tone zu singen.

Beim Klange dieser Musik frühstückten wir. Man trug Thee, Kaffee und Obst auf, hierauf zogen sich die Damen und Kinder in den Saal zurück, worin sich die Musik befand, stellten sich an die Seite und fiengen an Karte zu spielen; alle saßen auf der Erde auf großen Matten.

Zu Mittage setzten wir uns zu Tische. Da wir aus drei sehr verschiedenen Völkern bestanden, so richtete man den Tisch auf europäische, chinesische und malayische Art ein, so daß Jeder das wählen konnte, was ihm behagte. Herr Wikermann hatte noch einige Bouteillen Bordeauxwein, die er auftragen ließ.

Nach Tische trank man Thee und bot dem Tomogon, seinen Ministern, dem ersten Mandor der bewaffneten Malayen und dem Häuptlinge der Chinesen Betel an. Man spielte darauf und rauchte bis um 9 Uhr Abends; dann setzte man sich zum Abendessen.

Den andern Tag Morgens erstaunten wir nicht wenig, als wir erfuhren, das Fest nähme wieder seinen Anfang. Wir erfuhren aber, daß es der Geburtstag der Madame Wikermann wäre, der wir daher unsere Glückwünsche abstatteten. Es war das nämliche Fest und die nämliche Gesellschaft, wie den Abend vorher; malayische Musik und Komödie dauerte den ganzen Tag fort. Nach Tische fuhren wir bis zu einer Pfef-

fer- und Kafferpflanzung spazieren, die der Befehlshaber für Rechnung der ostindischen Compagnie in einem neuen Boden ½ Stunden von dem Dorfe angelegt hatte; und von da bis zur ehemaligen Anpflanzung Socoradija, die ebenfalls unter seiner Aufsicht steht, und im Innern des Landes, eine Stunde weiter hin als die neue liegt.

Wir blieben 10 ganzer Tage lang in dieser Faktorei. Zu Lande hatten wir im Innern der Insel 80 Stunden zurück zu legen, wovon beinahe 35 Einöden sind, um nach Surabaye an die Meerenge von Madura zu kommen, wo wir ein Schiff zu finden hofften, das uns wieder nach Batavia brächte, um in dieser Stadt eine neue Gelegenheit zum Wiederantritt unserer Reise nach der Insel Frankreich zu erwarten.

Während dieser 10 Tage legten wir bei dem Fürsten, der zugleich auch Oberpriester ist, so wie bei dem Oberhaupte der Chinesen einen Besuch ab. Sie empfiengen uns beide sehr artig; bei beiden tranken wir Thee, aßen eingemachte Früchte und rauchten einige Pfeifen. Der Fürst war wahrscheinlich vom Herrn Wikermann unterrichtet worden, denn er erwartete uns. Es standen Stühle da, und seine ganze Musik spielte ein Allegro, als wir in den Hof seines Pallastes traten.

Dieser Fürst hatte in seinem Bezirk 100 Malayen und 50 Pferde zu unserer Caravane beordert. Unser braver Befehlshaber hatte Boten an den Gouverneur von Surabaye geschickt, um ihm von einem Theile unsrer Abentheuer Nachricht zu geben, und unsere nahe Ankunft zu melden. Alle Beide unterrichteten alle Tomogous der Orte, durch die uns unsere Reise führte, damit wir allenthalben die nöthige Unterstützung und Gastfreiheit fänden.

Bagnu-Wangie ist der einzige Posten, den die Holländer im östlichen Theile der Insel Java haben. Es liegt 5 Stunden vom Eingange der Bucht Balembuang, in der Meerenge von Baly, und 7 von der Küste, wo uns der Corsar ausgesetzt hatte. Ein kleiner Fluß, der durch dasselbe geht, führt seinen Namen, und es ist sehr unrichtig, daß man ihm den Namen Balembuang gegeben hat. Das kleine Fort ist von Erde, mit Rasen bedeckt, von einem Graben umgeben, der voll Wasser ist, und über den man auf zwei Zugbrücken geht. Es sind mehrere Kanonen von mittlerem Calibre da; die holländische Flagge weht in der Mitte. Die Garnison besteht 1) aus einem Lieutenant, der den Befehlshaber macht, und der im Fort wohnt, wo sehr schöne und große Zimmer nebst den dazu gehörigen Sachen, so wie eine Hauptwache ist; 2) aus einer Compagnie Maduriер, die mit $\frac{1}{10}$ europäischer Soldaten vermischt ist und aus einigen sammanappischen Artilleristen, an deren Spitze ein holländischer Obristlieutenant und ein Sergent stehen. Gegenüber und an der Seite der Mündung des Flusses ist eine Bank und mehrere Riffe, indessen giebt es aber noch einige andere Stellen, wo man vor Anker gehen kann. Im Dorfe wohnen zwei Lootsen, die den Schiffen entgegen fahren, welche in die Meerenge einlaufen, um den Ankerplatz denen zu zeigen, die Wasser und Lebensmittel einnehmen wollen.

Der Befehlshaber hat die Aufsicht über die beiden schönen Pfeffer- und Kaffeepflanzungen, die ich schon oben erwähnte, und über eine Indigofabrik, welche die Fortsetzung ausmacht. In der Mitte der Ersten steht ein schöner Hangar, um den Kaffee und Pfeffer darauf zu legen und sie zu trocknen. Ein Bach, der durch denselben hingeht, hat eine Schleuße, die die Vertheilung des Wassers, vermittelst unterirdischer Kanäle, in

zwei grosse Becken, wovon das Eine, dem Hangar gegenüber, ganz von Mauerwerk gebauet ist, und darauf in Rinnen erleichtert, die den Fuß der Bäume bewässern, wo der Pfeffer gebauet wird. In der Mitte jedes der Enden des Hauptzugangs dieser Pflanzung stehen Hütten für die Wächter, die von Bambusrohr erbauet, und mit Cocosblättern gedeckt sind.

An der Seite der Indigofabrik läuft ein Fluß hin; man sieht da Hangars und Magazine und eine Wohnung für die Malayen, die dabei gebraucht werden. Eine Stunde weiter hin, zu Socoradaija, steht ein grosses sehr altes Gebäude von Mauerwerk, ein Spital und ein Gefängniß für die Malayen. Der Vorderseite dieses Gebäudes gegenüber ist ein sehr großes Trockenhaus von viereckigen Steinen, die platt liegen und stark befestiget sind, um den Kaffee zu trocknen. Diese Pflanzung ist so alt, daß die Zweige der Kaffeebäume alle leeren Stellen der Gänge ausfüllen, und daß man nur mit Mühe hindurch kommt.

Der Befehlshaber Wikermann hat zugleich den Auftrag, die freundschaftlichen Verbindungen zwischen den Königen von Baly und der hohen Regierung zu unterhalten. Die Balyer, die über die Meerenge nach Bagnu Wangie kommen, erhalten nur dann eine Aufnahme, wenn sie mit einem Passe versehen sind, der auf einem Badamierblatt geschrieben ist. Ich wünschte einen solchen Paß zu haben, aber Herr Wikermann konnte mir keinen geben, weil er ihn an den Gouverneur von Surabaye schicken muß.

Diese Niederlassung ist von einem Dorfe gleiches Namens umgeben, wo sich der Tomogon aufhält. Es besteht aus 30 chinesischen und 40 malayischen Familien. Dieser Posten ist von Panarukan durch eine Wüste von 35 Stunden getrennt, die voller Berge

ist, welche mit sehr dicken Wäldern bedeckt sind, worin eine Menge Tiger, Büffel und Leoparden hausen, und da er überdies Einer der ungesundesten auf der ganzen Insel Java ist, so verweist man von Samarang und Surabaye alle, sowohl europäische Officiere als gemeine Soldaten dahin, die sich schlecht aufgeführt haben, um da 5 bis 6 Monate zuzubringen, je nachdem ihr Verbrechen groß oder klein ist. Auch schickt man alle javanischen oder madurischen Verbrecher dahin, die zu den Galeeren verurtheilt sind; diese bleiben zeitlebens da, und werden auf der neuen Anpflanzung, so wie auf der zu Socoradaija gebraucht.

Die Gegenden um das Fort und das Dorf sind von Morästen umgeben, wodurch häufig Faulfieber unter den wenigen sich daselbst aufhaltenden Europäern und unter den Eingebornen entstehen. Die Ungesundheit dieser Gegend aber rührt hauptsächlich von einem Vulkane auf der Westseite der Insel Baly, 1½ Stunde im Innern, der Niederlassung gegenüber, her. Oft wirft dieser Vulkan einen Aschenregen aus, der die Niederlassung und die umliegende Gegend bedeckt; dies war im vergangenen Jahre der Fall gewesen, wodurch kurz darauf eine große Menge tödtlicher Krankheiten entstanden waren. Auf der Ostseite von Java giebt es keine Stadt unter dem Namen Balembuang, wie mehrere geographische Werke sagen, die 10000 Einwohner enthalten, wo man einen beträchtlichen Handel treiben, und wo alle Schiffe aus Osten anlangen sollen. Die Bucht von Balembuang, deren Eingang an der Spitze Gunong-Ikan, in der Meerenge von Baly, seinen Anfang nimmt, ist ganz öde und mit dicken Waldungen bewachsen, die sich bis an den Seestrand erstrecken, wo man bei jedem Schritte Spuren von wilden Thieren entdeckt, die sich da in großer Menge aufhalten. An die-

sten Ende der Insel Java liegt durchaus nichts weiter als der gefährliche Campong von Palankang, und zwar, wie ich schon angeführt habe, noch 1½ Stunde im Innern des Landes, rechts am Eingange in die Bucht; zwar hatte die ostindische Compagnie vor 40 bis 50 Jahren daselbst eine Batterie und einen Pavillon, um die ein kleines malayisches und chinesisches Dorf stand; allein diese Niederlassung, die blos dazu diente, den Schiffen, die in die Meerenge einlaufen, Erfrischungen zu verschaffen, und mit den Balyern freundschaftliche Verhältnisse im Betreff des Sklavenhandels zu unterhalten, ist aufgegeben worden, weil sechs europäische Officiere, welche nach der Reihe den Befehl daselbst gehabt hatten, wegen der Ungesundheit der beiden Bäche, die ihre Mündung an der Seite der Stelle haben, wo sie stand, sämmtlich an der Wassersucht gestorben waren. Man hat seitdem diesen Posten an den Bach Bagnu Wangie verlegt, und die Eingebornen haben ebenfalls ihre Zuflucht dahin genommen.

Neunzehntes Kapitel.

Abreise von Bagnu Wangie — unsere Caravanenreise im Innern der Insel Java — Wüste Balembuang — unsere Ankunft zu Panarukan — seine Beschreibung, nebst den Beschreibungen der Fürstenthümer Besuki, Banger, Passuruang und Bangell — gute Aufnahme bei den javanischen Fürsten.

Der Tomogon des Landes Balembuang, Iro-Gunon, hatte in seinem Fürstenthum 100 Malayen zu unserer Caravanenreise ins Innere von Java befehligt; 25 waren zu unserer persönlichen Bedeckung, und 75 zum Fortschaffen unserer Felleisen und des übrigen Gepäckes bestimmt. Alle trugen Dolche; außerdem war ein Theil mit 18 Fuß langen Lanzen, der Andere aber mit Carabinern bewaffnet, um uns gegen Tiger, Leoparden und wilde Büffel zu vertheidigen, die noch wüthender sind. Da unsere Reise durch die Wüste drei Tage erforderte, so hatten wir außer unsern Pferden und denen der Bedeckung 15 andere, welche mit Lebensmitteln für die ganze Caravane beladen waren. Der Capitain Souriac und sein Sohn konnten nicht reiten; sie wurden daher Jeder in einem aufgespannten Hamac von zwei Indiern getragen, die alle Stunden von zwei Andern abgelöset wurden. Der Befehlshaber Wikermann gab uns zu Führern und Befehlshabern der Caravane zwei vertraute Mandors mit, und ertheilte ihnen den Befehl, uns bis an die Meerenge von Madura zu begleiten; der Eine war für mich be-

sonders, der Andere für Hrn. Janssaud bestimmt. Als endlich den 22sten Februar 1805 alles fertig war, holten die malayischen Träger Abends unsere Felleisen ab, um den Vorsprung zu haben, um 1 Uhr Morgens aufzubrechen und die Gegend zu erleuchten. Alle hatten ein Stück harziges Holz, das ihnen statt Fackeln dienen sollte.

Den andern Tag um 6 Uhr Morgens verließen wir Bagnu Wangie mit Freundschaftsbezeugungen und Gefälligkeiten der Familie Wikermann überhäuft. Dieser würdige und brave Befehlshaber, sein Schwiegersohn, der holländische Lieutenant, und die beiden Minister des Fürsten brachten uns in Wagen bis zum kleinen Dorfe Catapang, 2 Stunden weit, das am Strande des Meeres in der Meerenge von Baly liegt. Der Weg dahin ist ziemlich schön und eben; man geht durch einen großen Wald, worin wir eine große Menge Pfauen und Affen zu Gesicht bekamen; diese sprangen von einem Baume zum andern, und suchten einander im Springen zu erhaschen.

Ein Theil unserer Bedeckung war schon in diesem Dorfe mit den Pferden angelangt, die für uns bestimmt waren. Der Tomogon hatte uns ein angenehmes Erstaunen zubereitet; denn wir fanden unter dem Hangar von Bambusrohr an der Küste eine prächtig besetzte Tafel, die auf malayische Art mit gebratenen Bouillons, Zuckergebacknem und Thee besetzt war, welches er hatte zubereiten lassen. Nachdem wir gefrühstückt hatten, meldete uns Judo-Nogoro, erster Minister, der in der Absicht gekommen war, um den Wirth bei dieser Mahlzeit zu machen, daß sein College, Massura-Adijlaja, zweiter Minister, uns bis an die Grenze des Reichs, in Uebereinstimmung mit den Absichten des Tomogon, begleiten würde;

und nach neuen Freundschaftsversicherungen trennten wir uns und stiegen zu Pferde.

Eine Stunde lang reisten wir an der Küste hin, und machten bei einer Quelle Halt, die aus einem Felsen hervorkommt; hier erquickte sich ein Jeder. Ehe man hierauf die Wüste betrat, ordnete Massura-Adijlaga die Caravane so, daß er sie immer in Schutz nehmen konnte; wir reisten Einer nach dem Andern. Der erste Mandor befand sich an der Spitze, und war mit einer Lanze bewaffnet, die er wagrecht über dem Halse seines Pferdes hielt; ich folgte auf ihn, hinter mir kam ein Malaye mit einem Carabiner; hierauf folgten meine Kameraden. Der Minister beschloß mit seiner eignen Bedeckung den Zug.

Da man sich des Nachts in diesen Wüsten nicht lagern kann, ohne Gefahr zu laufen, von wilden Thieren zerrissen zu werden, und da überdies die kühle Nachtluft auf Java besonders für Europäer tödtlich ist, so hatte der holländische Gouverneur zu Samarang von ungefähr 12 Stunden zu 12 Stunden einen Hangar und ein kleines Haus für die Reisenden erbauen lassen. Diese Gebäude sind von Bambusrohr, mit Cocosblättern gedeckt, von lebendigen Hecken und Gräben umringt und von einigen bewaffneten Malayen bewacht, die beständig, besonders aber in der Nacht, um die Einfassung und im Mittelpunkte derselben Feuer unterhalten.

Um 3 Uhr Nachmittags langten wir auf der Ersten dieser Stationen an; sie hieß Bagnu-Matie (der neue Tod), welchen Namen man ihr deshalb gegeben hatte, um anzuzeigen, daß Eingeborne und Europäer an dieser Stelle gefressen worden wären. Wir fanden hier einige schlechte Matratzen und Rotangmatten. Eine Stunde darauf traf unser Gepäck und unsre Lebensmittel ohne irgend einen Unfall ein. Man verrammelte die

breitet, und boten ihn uns als das Beste und Köstlichste an, was sie besäßen, und entschuldigten sich damit, daß sie arme Orang-Gunon (Gebirgsbewohner) wären, die uns nichts weiter geben könnten. Wir theilten ihr Frühstück, und thaten einiges gebratenes Gestügel hinzu, das der Minister durch die Indier von seiner Bedeckung von Sonburuaru hatte holen lassen. Wir tranken Wasser, das man in Bambusgefäßen aufbewahrte und bei sich trug; man that etwas Genever darunter, den Ueberrest von zwei Flaschen, den der Befehlshaber zu Bagnu Wangie unsern Mandors für uns gegeben hatte, und den diese in großen Cocosschaalen trugen. Der Minister nahm darauf Abschied von uns und reiste nach Bagnu Wangie zurück. Wir setzten unsere Reise fort und giengen eine Stunde nachher über einen Fluß, dessen Ufer sehr gefährlich sind; aus der umliegenden Gegend kommen die Tiger oft 5 bis 6 zusammen dahin, um ihren Durst zu löschen. Wir sahen mehrere Tigerkatzen, die sehr wild waren, bei unserm Anblicke aufsprangen und sich darauf bei unserer Annäherung entfernten; auch trafen wir viele Affen an; wovon zwei, nach ihrer Größe zu urtheilen, Orang-Utangs seyn konnten.

Endlich um 3 Uhr Nachmittags kamen wir aus der Wüste heraus und gelangten auf eine große Ebene, die mit Wäldchen und Reisfeldern übersäet war. Um 5 Uhr Abends langten wir zu Panarukan, dem Hauptorte des ehemaligen Reiches dieses Namens, an, wovon ein reicher Chinese das Oberhaupt ist. Unsere Mandors brachten uns zu ihm; er erwartete uns und in den Zimmern waren herrliche Betten zurechte gemacht. Er bewohnt ein sehr großes Haus, das von Bretern erbauet ist, und dessen Vorderseite jener eines Theaters gleicht. Sogleich ließ er uns Thee und eingemachte

Früchte vorsetzen. Kaum hatte sich die Nachricht von unsrer Ankunft in dem Orte verbreitet, so machte uns der Pati, d. h. das Oberhaupt der Malayen, seine Aufwartung.

Um 7 Uhr ließ uns unser Wirth ein großes Abendessen auftragen, das ganz auf europäische Art zubereitet war; es war in solcher Menge vorhanden, daß wir anfänglich glaubten, man erwarte noch andere Gäste. Das Einzige, was bei dieser Mahlzeit fehlte, war Wein; wir ersetzten aber seine Stelle durch eine Mischung von Wasser und Genever. Da uns unser Wirth den Antrag that, bei ihm zu wohnen, so nahmen wir sein Anerbieten an, worüber ich mich um so mehr freuete, da ich bei meiner Ankunft erfahren hatte, daß in diesem Lande ein kleines Fort sey, das ein Dutzend europäische Invaliden besetzt hätten, die von einem Sergenten befehligt würden; ich freuete mich daher, dasselbe, so wie Panurakan, zu besehen, das mir der Mühe werth zu seyn schien. Nachdem unser Aufenthalt bestimmt war, kehrte unsre Bedeckung nach Bagnu Wangie zurück und eine neue von einer gleichen Anzahl von Malayen und Pferden wurde beordert, übermorgen ihre Stelle zu vertreten.

Kurz nach unsrer Ankunft besuchte uns Einer der Invaliden, der ein Franzose aus Amiens und 65 Jahr alt war, und seit 30 Jahren in Diensten der ostindischen Compagnie stand. Ich äußerte gegen ihn den Wunsch, das Fort zu besehen; er meldete mich da und den andern Tag früh verfügte ich mich mit Herrn Janssaud dahin. Der Sergentkommandant empfieng uns außen an der Spitze seiner Abtheilung. Er war 80 Jahr alt und schien noch nicht 60 zu seyn; der jüngste der Abtheilungen war 55 Jahr alt.

Dies Fort hat wenig zu bedeuten; es ist viereckig, von Pallisaden und Bretern erbauet, die vor Alter in Stücken fallen, mit vier zweipfündigen Kanonen besetzt und einem breiten Graben umgeben, der voll Wasser ist. Es hat zwei Eingänge, mit einer ziemlich guten Zugbrücke; der Haupteingang ist der Küste gegenüber, von der es $\frac{1}{4}$ Stunde entfernt ist. Endlich ist es auf einer morastigen Ebene erbauet; dem Fort gegenüber ist die holländische Flagge aufgesteckt. Obgleich diese alten Soldaten nur einen mittelmäßigen Sold haben, so leben sie doch ziemlich gut; keiner klagt; denn die Lebensmittel sind an diesem Orte sehr wohlfeil; ihre Nahrung besteht gewöhnlich in Fischen, Geflügel und Reis, welche in der umliegenden Gegend in Menge zu haben sind.

Panurakan liegt in der Meerenge von Madura, am Cap Sandanna, an einem Flusse, der in mehrern Armen ins Meer fällt; keiner davon ist schiffbar, selbst nicht einmal für die Piroguen, ausgenommen bei großem Wasser. Man hat mir gesagt, es gäbe zwischen den Riffen, die an die Küste stoßen, einen Kanal für die Küstenfahrzeuge; dies gab ursprünglich die Veranlassung zur Erbauung dieses Forts, das man unverzüglich von Steinen wieder aufbauen lassen wollte, und das zugleich dazu dient, die Eingebornen und die Chinesen, im Fall eines Aufstandes, im Zaume zu halten. Wenn der Horizont hell ist, so kann man von diesem Fort aus Sammanapp und die Südostinsel sehen. Es ist ein großes Dorf, das von einem Drittheil Chinesen und zwei Drittheilen Malayen bewohnt wird, und wo jede Nation ihren eignen Tempel, ihre Priester und Bonzen hat.

Den 27sten Februar brachen wir um 5 Uhr Morgens von Panurakan nach Besuki auf, das eine andere malayische Herrschaft ist, wo wir um 2 Uhr an-

langten. Die Entfernung zwischen diesen beiden Orten beträgt ungefähr 11 Stunden. Der Weg ist außerordentlich schlecht, und läuft beständig in Wäldern bis auf einen Kanonenschuß weit von unserm Nachtlager fort. Zu Mittage befanden wir uns auf einer großen Ebene mit Reis bepflanzt, die mit Wäldchen übersäet war, und ein schönes ländliches Gemälde bildete. Die Zugänge zu Besuki sind wegen der Mannichfaltigkeit der angenehmen Landschaften, die sie dem Auge darbieten, in der That bezaubernd. Diese ganze Ebene war damals durch eine Menge Javaner und Javanerinnen belebt, die sich mit Pflanzung und andern Arbeiten beschäftigten, welche die Reisfelder erforderten.

Besuki ist ein sehr großes Dorf, ungefähr 3 Stunden von der Küste. Unsere Mandors brachten uns in den Pallast des Tomogon, der aber nicht zu Hause war; seine Leute thaten uns den Vorschlag, hinein zu treten und ihn zu erwarten. Einen Augenblick nachher meldete uns der Pati, der Häuptling dieses Campongs, der Tomogon besuche den Fürsten von Sammanapp, seinen Schwiegervater, und werde erst Abends um 5 Uhr wieder nach Hause kommen. Er brachte uns daher in sein Haus, wo er uns sehr artig behandelte, und uns sogleich gebratenes Geflügel, vortreffliche Brühe, Fische, Reis, Thee, Früchte und Zuckerwerk vorsetzen ließ. Abends um 5 Uhr meldete man uns, der Fürst wäre zurück. Der Pati brachte uns sogleich zu ihm, und stellte uns ihm vor. Dieser Tomogon nahm uns sehr artig auf, und erwartete uns unter einem Hangar, seinem Pallaste gegenüber. Er ließ Thee und eingemachte Früchte auftragen. Für den Pati und sein Gefolge breitete man Matten auf der Erde, an der Seite und außerhalb des Hangars aus, und reichte ihnen Betel.

Dieser Fürst war 40 bis 45 Jahr alt; er ist von chinesischer Abkunft, und hatte nie mehr als eine rechtmäßige Gemahlin gehabt, mit der er noch lebte, obschon die Vielweiberei bei den Mahomedanern eingeführt ist; er hatte keine Kinder. Die Holländer auf Java halten ihn für einen unterrichteten Mann, der Kenntnisse in der Physik und Mathematik besitzt. Sein Großvater, ein chinesisches Oberhaupt, hatte sich an die Spitze einer Partei seiner Nation und Eingeborner in einem Kriege gestellt, den Einer der Kaiser von Mataran gegen mehrere benachbarte Könige führen mußte, und da er sehr glücklich focht, so machte ihn dieser Kaiser aus Erkenntlichkeit zum Tomogon, unter der Bedingung, daß er seine Religion abschwüre: diesen Vorschlag gieng er ein, so, daß ihm seine Kinder nachfolgten. Der Anzug dieses Fürsten bestand aus gelben Nanking-Pantalons mit Strümpfen und auf französische Art, mit Pantoffeln; dies machte einen ziemlich sonderbaren Kontrast mit seinem Knebelbarte, seinem Turban und seiner malayischen Aermelweste. Er bedauerte sehr, daß er bei unsrer Ankunft nicht zu Hause gewesen wäre, und sagte uns, er hätte uns dem Pati empfohlen. Wir nahmen Abschied von ihm und besuchten die Moschee und die Gräber seiner Vorfahren.

Durch das Dorf Besuki läuft ein kleiner Fluß in mehreren Armen. Der Pallast des Tomogon ist von weißen Steinen, auf europäische Art erbauet; vorne ist ein großer Hof, der durch hölzernes Gitterwerk versperrt ist. Dieser Fürst schien mir weit zurückhaltender als Andere gegen die Personen zu seyn, die ihn umgeben.

In den umliegenden Gegenden dieses Bezirks erbauet man Reis in großem Ueberflusse; Wildpret ist wegen der großen Menge Wäldchen, die auf der Ebene stehen, sehr gemein.

Den 28sten Februar um 6 Uhr Morgens brachen wir mit einer neuen Bedeckung und frischen Pferden auf. Da wir eine starke Tagereise zu machen hatten, so hatte der Pati von Besuki den Abend vorher an einen kleinen Häuptling des Dorfs, wo wir durchreisen sollten, einiges Geflügel, Eier und Reis, mit dem Befehle geschickt, für uns eine Mahlzeit bereit zu halten. Um halb 12 Uhr trafen wir da ein. Der Weg dahin ist an vielen Stellen ziemlich schlecht. Wir giengen über mehrere Reisfelder, wateten durch einige kleine Flüsse und zogen durch einen kleinen Wald; wir fanden einen Ueberrest der Heerstraße.

Das Dorf, wo wir zu Mittage aßen, ist unbeträchtlich; es geht ein Fluß hindurch. Da der Capitain Souriac starke Anfälle von Kolik hatte und nicht mit essen konnte, so gab ihm der indische Häuptling, bei dem wir waren, eine Matte, auf der er 2 Stunden lang ausruhete; dies hielt uns sehr auf, wir konnten daher erst nach 2 Uhr Nachmittags wieder aufbrechen.

Um 6 Uhr Abends trafen wir bei dem Tomogon von Banger ein, der uns sehr artig aufnahm. Sogleich besuchte uns der Pati, der Thee mit uns trank; hierauf setzte man ihm Betel vor. Der Tomogon, ein junger Fürst, war nach ausländischen Angelegenheiten sehr neugierig und wollte gern die Gestalt unsrer Felleisen sehen. Er ließ sich mehrere Fackeln bringen. Nachdem er sie untersucht, und bemerkt hatte, daß er zwei Ueberzüge von Schweinshaut angerührt hatte, woran noch einige Haare waren (dies Thier wird von diesen Insulanern, die sämmtlich Malayen sind, verabscheut), verlangte er auf der Stelle ein Becken mit Wohlgerüchen und Räucherwerk, und wusch sich die Hände, um sich zu reinigen.

Dieser Fürst schien mir einen sehr sanften Charakter

zu haben, und seine Unterthanen schienen auch sehr viel auf ihn zu halten. Wir waren bei ihm zu Tische, und die Tafel war sehr herrlich eingerichtet, obschon die Speisen auf malayische Art zubereitet waren. Schönes Tischzeug, schönes Silbergeschirr und vier große Leuchter von massivem Silber, die die Stube erleuchteten, befanden sich auf dem Tische. Der Tomogon machte den Wirth, und wir waren von einigen 30 Malayen umringt, die auf der Erde saßen, die Mandors ausgenommen, die uns bedienten. Wir tranken vortrefflichen Bordeauxwein, und brachten dem Tomogon mehrere Gesundheiten, indem wir nach morgenländischer Sitte dreimal Huzè riefen; er brachte wiederum eine Gesundheit auf unsere glückliche Reise aus. Dies Huzè wurde eben so vielmal von sämmtlichen Malayen wiederholt, die um uns her waren.

Als wir von Tische aufstehen wollten, traf der Capitain Souriac, der wegen Krankheit zurück geblieben war, und sein Sohn ein; voraus giengen Indier, die harzige Holzstücke trugen, die man angezündet hatte, um ihnen zu leuchten, denn dies war nöthig, ob wir schon damals im vollen Sommer waren, weil wegen der Breite und Länge der Insel Java Tag und Nacht in jeder Jahreszeit sich beinahe gleich bleiben. Um 6 Uhr, 6½ des Morgens beginnt der Tag, und um dieselbe Stunde des Abends endigt er sich. Es giebt weder Abend- noch Morgenröthe, wenigstens sind beide nicht merkbar. Dies ist auch der Fall auf den Inseln Frankreich und Bonaparte, ein kleiner Unterschied abgerechnet, obschon diese Inseln 14 Grade weiter gegen Süden liegen.

Da wir Abends bemerkt hatten, daß man große Anstalten zu einem ungewöhnlichen Feste mache, so erkundigte ich mich nach der Ursache dieser Zubereitungen;

der Prinz erwiederte mir, das Fest solle zu Ehren seines Vaters gefeiert werden, den man morgen früh erwarte. Er setzte hinzu, er wäre erst seit einigen Monaten an der Stelle seines ehrwürdigen 70jährigen Vaters Tomogon, der wegen seines hohen Alters, zu Gunsten dieses Sohnes abgedankt und sich nach Surabaye zurück gezogen hätte.

Den 1sten März um 6 Uhr Morgens brachen wir nach dem Frühstück auf; wir hatten bis nach Passuruang ungefähr 9 Stunden, und die Wege waren für die Pferde ziemlich bequem. Es ist eine alte Heerstraße, die mitten durch Reisfelder läuft, nebst einigen Bergen, die sehr sanfte Abhänge hatten, welche sämmtlich angebauet waren. Von Besuki an ist dies Land prächtig. Die Umgebungen der Dörfer gewähren höchst malerische Ansichten, die sich vom Fuße der hohen Berge im Innern bis an den Meeresstrand erstrecken. Es sind Ebenen, die mit Lustwäldchen übersäet sind, welche ausdrücklich in der Absicht angepflanzt zu seyn scheinen, um diese Ebenen zu verschönern, und ihre Ansicht angenehmer zu machen. Eine Menge Malayen und Malayinnen arbeiteten auf dem Felde und gaben diesen bezaubernden Gemälden Leben.

Der holländische Befehlshaber zu Passuruang heißt Hesselaar und ist Capitain der Infanterie; er ist mehrere Jahre lang Lieutenant der europäischen Cavallerie gewesen, welche dem Kaiser von Solo zur Ehrenwache dient. Er hat zwei Officiere, einige Unterofficiere und europäische Soldaten, so wie einige Compagnien Malayen bei sich, um ein kleines mit Mauerwerk gefüttertes Fort zu bewachen, das im Fall eines Aufruhrs mehr gegen die Eingebornen, als gegen einen äußern Feind bestimmt ist. Zugleich hat er die Bearbeitung und die Erndten mehrerer beträchtlicher

Pfeffer- und Kaffeepflanzungen zu besorgen, die der Compagnie gehören und in der Nachbarschaft liegen. So führt er auch die Aufsicht über eine Werfte, wo man die Küstenfahrzeuge bauet, die zur Fortschaffung der Erndten erfoderlich sind. Die abhängige Seite, ja fast die Gipfel eines Berges, der zwei Stunden im Innern liegt, liefert alle Gemüse Europens, die entweder wegen der Lage dieses Gartens, oder wegen der Beschaffenheit des Bodens nie ausgeartet und für einen großen Theil der bürgerlichen und Militairbehörden von Surabaye bestimmt sind, in dessen Gegend wenige Gemüse wachsen.

Dieser Posten ist für Herrn Hesselaar sehr einträglich; man nimmt an, daß er ihm jährlich 15,000 Reichsthaler eintrage. Sein Haus besteht aus dreißig Malayensklaven von Baly und Macassar, worunter zehn musikalisch sind; ein Chinese, von dem Hause des Häuptlings seiner Nation, hatte sie in der Musik unterrichtet und hatte selbst von einem Teutschen in Diensten der Compagnie Unterricht darin erhalten, der sich mehrere Jahre zu Passuruang aufgehalten hatte. Hesselaars Gattin ist eine Eingeborne, mit der er mehrere Kinder gezeugt hat.

Den andern Tag stellte er uns dem Fürsten vor, der uns sehr gut aufnahm; wir tranken bei ihm Thee, rauchten einige Pfeifen Tabak und aßen eingemachte Früchte. Hierauf zeigte uns dieser Fürst in Einem seiner Höfe zwei der größten Tiger, die sich in einer Umgebung von Pallisaden befanden und die seine Unterthanen in Schlingen gefangen hatten. Er hatte drei gehabt, aber Einer war einige Tage vor meiner Ankunft gestorben. Das Fürstenthum Passuruang ist Eines von denen auf der Insel Java, wo diese Thiere am zahlreichsten sind.

Hierauf besuchten wir das Lager der Chinesen, das sehr beträchtlich ist, indem dies Volk ein Drittheil der Einwohner dieses Ortes ausmacht. Passuruang ist der Hauptort eines sehr ansehnlichen Fürstenthumes, durch das ein großer Fluß läuft, der für alle kleine inländische Küstenfahrzeuge einige Stunden weit ins Innere schiffbar ist; daher ist er auch immer damit bedeckt. Man geht über denselben auf einer hölzernen Brücke; die Wohnung des Befehlshabers, die ans Fort stößt, liegt auf dem rechten Ufer im Angesichte der Brücke; sie ist sehr groß und bequem; die Schiffswerfte befindet sich an der Mündung des Flusses, der nicht weit davon ins Meer fällt. Der Oberchirurgus des 12ten französischen Bataillons, Herr Gauffe, reisete im Innern Javas herum, um den Eingebornen die Schutzpocken einzuimpfen.

Bangell liegt blos 7 Stunden von Passuruang. Der breite und herrliche Weg dahin geht über eine Ebene, die mit Reis und Mais angebauet ist; rechts und links sieht man in einiger Entfernung von der Straße mehrere Dörfer, die sämmtlich im Schatten von Papayas und Bananen stehen, und von Cocosbäumen umringt sind.

Der Fürst von Bangell, bei dem wir den 3ten März um 10 Uhr Morgens einkehrten, und der fast 70 Jahr alt ist, nahm uns sehr gefällig auf. Er ließ uns nach Landessitte bei unserer Ankunft Tabakspfeifen, eingemachte Früchte und Thee reichen, bis die Mittagsmahlzeit fertig, die nicht weniger gut war, ob sie schon ganz auf malayische Art zugerichtet war; sie bestand aus kräftiger Suppe, gebratenem Geflügel, frischen Fischen, Reis, Obst und altem Bordeauxwein. Kaum waren unsere Gläser leer, so wurden sie auch schon wieder von Einem der vornehmsten Mandors seines Hauses gefüllt,

der deshalb beständig um die Tafel herum gieng. Der Fürst trank, trotz seines hohen Alters, dennoch keinen Wein, weil es ihm seine Religion verbot, und weil er mit der Eigenschaft des Tomogon zugleich die des Oberpriesters verband. Da die Moschee verschlossen war, so konnten wir blos die Gräber seiner Vorfahren besuchen. Auch konnten wir Bangell nicht genau besehen, weil ein starker Sturm entstand und mehrere andere darauf folgten.

Dieser alte Fürst ist der ältere Bruder des Fürsten von Besuki, folglich von Abkunft ein Chinese; man hält ihn für noch gelehrter als seinen Bruder. Er sagte mir selbst, er spreche alle morgenländischen Sprachen, besonders die madurische und chinesische; diese letztere ist die Sprache seiner Vorfahren. Am meisten aber setzte es mich in Erstaunen, daß er geographische Kenntnisse von Europa hatte; er sprach mit mir wie ein Mann davon, der darin gereist ist, besonders von Italien, wovon er mir die Hauptorte nannte. Da ich mein Erstaunen hierüber äußerte, sagte er mir, daß, da er ein wenig Holländisch verstehe, ein Resident ihm verschiedene aus dem Französischen übersetzte Werke geliehen hätte *), woraus er die Kenntnisse von Europa und eine sehr hohe Idee von Frankreich durch den Krieg in Italien geschöpft hätte, wovon er alle umständliche Nachrichten gelesen hatte; er führte sogar die Schlachten von Arcole und Lodi an; sprach viel und zwar mit Enthusiasmus von dem Kaiser Napoleon; er war ihm auf der Bahn seiner glorreichen Feldzüge gefolgt, und betrachtete ihn mit Recht als ein

*) So muß ohnstreitig diese Stelle in der Uebersetzung lauten, wenn sie Sinn haben soll. D. Ueb.

übernatürliches Wesen. Paris kam ihm wegen seiner Größe, der Höhe seiner Häuser, seiner Volksmenge und seiner Polizei mehr als eine außerordentliche Stadt vor.

Da ich gern zu wissen wünschte, wie weit sich seine Kenntnisse in der Geographie erstreckten, so öffnete ich Eins von meinen Felleisen, und zeigte ihm eine Charte von Europa und eine von Frankreich; nachdem er sie untersucht und sich orientirt hatte, wies er mir auf derselben alle die Städte, die er vorher genannt hatte. Da er gern solche Charten zu haben wünschte, so gab ich sie ihm, worüber er sich sehr freute.

Er erzählte mir, sein ältester Sohn, ein schöner Mann, der beinahe weiß aussahe, spräche vollkommen Holländisch und verstände die bürgerliche Baukunst. Er hatte ihn zu Surabaye von einem Holländer, einem ehemaligen Angestellten der Compagnie, unterrichten lassen. Da er mir Beweise von der Geschicklichkeit seines Sohnes geben wollte, so zeigte er mir den Grundriß eines großen Gebäudes, das er seinem Pallaste gegenüber an der Seite des Hangar erbauen ließ, worin wir uns befanden und über dessen Ausführung derselbe die Aufsicht führte und sie auch leitete. Dieser Plan war sehr gut gezeichnet und getuscht, und die Verhältnisse waren holländisch angegeben.

Ich fragte ihn nach der Anzahl seiner Kinder, worauf er mir zur Antwort gab, Eine seiner rechtmäßigen Gemahlinnen gehe mit dem 61sten schwanger; 29 wären todt, und von den 31, die er noch hätte, befänden sich 12 bei seinem Bruder, dem Tomogon von Besuki, der ihre Erziehung über sich genommen hätte.

Die Leichtigkeit, mit der ich Malayisch sprach, das ich während meines einjährigen Aufenthaltes zu Batavia gelernt, hatte mir das Vergnügen verschafft, mich mit diesem Fürsten zu unterhalten. Hatte er mich eine

Stunde lang gefragt, so pflegte er ½ Stunde allein herumzugehen, gleichsam um alle meine Antworten zu sammeln und in seinem Gedächtnisse zu ordnen.

Eine Beobachtung, die ich bei diesem Fürsten machte, war folgende: weder er, noch seine Leute, noch irgend Einer von den Malayen, die zu ihm kamen, waren mit einem Dolche bewaffnet, wenigstens verbargen sie ihn so, daß man ihn nicht bemerkte, dies kam mir höchst sonderbar vor; denn auf allen Sundainseln und auf den Inseln der chinesischen Meere giebt es keinen Eingebornen, ohne Ausnahme, der nicht einen Dolch oder Kleban hätte. Auch fiel uns eine andere Sonderbarkeit auf. Wenn wir Abends unter dem Hangar, dem Pallaste gegenüber, aßen, erlaubte der Fürst seinen Frauen, außen unter der Varenga des Serails zu speisen: es war freilich zu dunkel, und wir waren wirklich zu entfernt, als daß wir sie genau sehen konnten; ich sah blos eine, die gut gebauet und sehr jung war. Sie kamen uns sehr lustig vor, denn sie lachten und scherzten zusammen; nach einer halben Stunde mußten sie wieder hinein.

Wir erfuhren einen sonderbaren Gebrauch, der auf ganz Java herrscht; dies ist die Leichtigkeit, mit der man sich Frauenzimmer verschafft; denn kaum hatten wir uns niedergelegt, so that uns einer der Malayen, der zu unserer Bedienung bestimmt war, den Antrag dazu. Man geräth über einen solchen Gebrauch bei einem Volke in Erstaunen, dessen Charakter an Wildheit grenzt, wo das weibliche Geschlecht Sklave ist, und wo die Männer außerordentlich eifersüchtig sind. Auch ist es wahr, daß diese Arten von Frauenzimmer, die man Ruguinen nennt, zügellose Mädchen sind, oder solche, die unglücklichen Familien angehören, die sie auf diese Art auf Verlangen des Fürsten überlassen, dem

sie übrigens nichts abschlagen, weil sie dafür eine Gnadenbezeugung oder einige Wohlthaten zu erhalten hoffen.

Den 4ten machten wir uns um 5 Uhr Morgens nach Surabaye auf den Weg, das die Hauptniederlassung der Holländer an der Meerenge von Madura ist; dies war der letzte Tag unsrer Caravanenreise. Der Tomogon ließ uns in seinem Wagen bis nach Sutacarie, der Grenze seines Fürstenthumes, fahren, das 5 Stunden von Bangell liegt. Der Weg dahin ist breit und sehr schön, das Land ist vortrefflich mit Reis und Mais angebauet, und voll großer sehr volkreicher Dörfer.

Nachdem wir Sutacarie verlassen hatten, mußten wir noch 3 Stunden reisen, ehe wir an unserm ersten Bestimmungsorte anlangten. Zuerst giengen wir auf einer großen hölzernen Brücke über den Fluß Bagieran und ließen links eine Gebirgskette mit einem sanften Abhange und geringer Höhe liegen. Wir reisten an diesem Flusse bis nach Surabaye hin; er ist sehr breit und hat mehrere kleine Inseln, die nebst den mannichfaltigen und bezaubernden Landschaften, womit Surabaye umgeben ist, die Zugänge zu diesem Orte sehr angenehm machen. Eine Stunde vorher ließen wir rechts, am Ufer des Flusses, einen sehr großen Pallast liegen, der Simpang heißt, und den Einer der holländischen Gouverneure hat erbauen lassen; gegenwärtig gehört er dem Oberhaupte der Chinesen, wird aber von dem jetzigen Gouverneur bewohnt, der ihn gemiethet hat, und der darin sich aufhält, wie wir bei unsrer Ankunft zu Surabaye erfuhren, denn als wir zu ihm kamen, sagte man uns, er wäre auf diesem Landhause. Die Mandors brachten uns zu dem Vorsteher, Herrn van Alphen, um zu erfahren, wo wir wohnen könn-

ten. Des Nachts schliefen wir vorläufig bei einem Juden, der ein Wirthshaus hatte.

Da der Gouverneur Rothenbuller den andern Tag in Amtsangelegenheiten in die Stadt kam, und den Tomogons Audienz gab, so machten ich und Herr Janssaud ihm unsre Aufwartung. Sein Schwiegersohn, der holländische Capitain Herr Rusler, sprach französisch, führte uns bei ihm ein, und diente uns als Dollmetscher. Der Gouverneur nahm uns sehr gefällig auf; wir äußerten gegen ihn den Wunsch, so schnell als möglich nach Batavia zu kommen, und unsere Reise zu Lande bis nach Samarang fortzusetzen, wo wir auf jeden Fall einkehren müßten. Da er uns dies letzte Gesuch nicht zugestehen konnte, so erwiederte er, er wolle deshalb an den Gouverneur von Java, Herrn Engelhart, schreiben, der sich daselbst aufhält, um seine Zustimmung zu erhalten. Eine Stunde nachher besuchte ich nebst Herrn Janssaud den Platzkommandanten, den Major von Franquemont, der der natürliche Sohn eines ehemaligen Herzogs von Würtemberg ist; er nahm uns sehr gefällig auf, und wir blieben des Nachts bei ihm.

Herr von Franquemont ist ein sehr liebenswürdiger Mann, der sehr gut französisch spricht und schreibt, ob er schon ein Teutscher ist, wovon seine Aussprache nicht das Geringste verräth. Er kam als Capitain im Regimente Würtemberg in holländische Dienste nach der Insel Ceylon, und heirathete die Tochter des Obersten seines Regiments, des Baron d'Hugues.

Seit einem Jahre war er Wittwer und hatte aus seiner Ehe drei höchst interessante Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, die seit dem Tode seiner Gattin

seinen ganzen Trost ausmachten. Er war Willens, nach Europa zurückzukehren, um da seine Kinder erziehen zu lassen.

Zwanzigstes Kapitel.

Gute Aufnahme bei dem Gouverneur von Surabaye und bei dem holländischen Admiral — Beschreibung dieser kleinen Stadt und der umliegenden Gegend und jener der Stadt Gressec — Feste, welche uns der Tomogon von Gressec giebt.

Den andern Morgen gab mir der Herr von Franquemont einen Opasse, der mir allenthalben hin folgen und mich bedienen sollte. Die Opassen sind madurische oder sammanappische Soldaten, die immer die Ordonanzen bei den europäischen Officieren machen. Sie sind von Natur brav und verständig. Hierauf stellte mich dieser würdige Befehlshaber dem holländischen Admiral Herrn Hartsing vor, der mit seiner Flotte in der Meerenge zwischen Surabaye und Gressec vor Anker lag. Er wollte hier die sechs Monate der schlechten Jahreszeit der Rhede von Batavia zubringen.

Der Admiral Hartsing ließ mich durch Einen seiner Schiffscapitaine, Herrn Melville, alle Abende während unsers hiesigen Aufenthaltes, der einen Monat dauerte, zu der Gesellschaft einladen, die bei ihm statt fand. Man spielte, rauchte und aß zu Abende da. Der Herr Gouverneur Rothenbuller lud mich ebenfalls zu den Festen ein, die er alle vier bis fünf Tage auf seinem Landhause gab.

Der holländische Gouverneur dieser Niederlassung steht unter jenem von Java; der Vorgänger des Hrn. Engelhart war der Baron van Reiden, der zu seinem Generalsecretair Herrn van Alphen, gegenwärtigen Vorsteher von Surabaye, hatte. Diese Herrschaft wird von zwei Tomogons regiert; der Eine steht mit dem Kaiser von Solo in Bündniß, der mehr unter dem Namen des Kaisers von Mataran bekannt ist. Die Besatzung besteht aus dem Major von Franquemont, Befehlshaber aller europäischen und indischen Truppen; einem Platzadjutanten; aus etwa hundert Europäern, worunter eine Grenadiercompagnie des ehemaligen Regiments von Würtemberg ist; aus sechs Compagnien madurischer Infanterie und aus zwei Artilleriecompagnien von den nämlichen Truppen, die von europäischen oder eingebornen Officieren befehligt werden. Das Spital ist auf 150 Kranke eingerichtet.

An diesem Hauptorte der Niederlassung ist der Sammelplatz der Rekruten, welche die Beherrscher von Madura und Sammanapp der Compagnie liefern müssen.

Surabaye ist eine kleine Stadt, die noch kein französisches geographisches Werk erwähnt, ob sie schon eine sehr wichtige Niederlassung ist. Die Luft ist sehr gesund; der Fluß Caliemas geht durch dieselbe hin, der gegenwärtig ihren Namen führt; er liegt nicht weit von dem Flusse Bägieran entfernt, der etwas oberhalb hineinfällt. Die umliegende Gegend und ihre Ufer stehen voller Dörfer, in denen zwei Drittheile Malayen wohnen; das Uebrige sind Chinesen. Die Truppen liegen in Casernen in einem von Ziegeln erbauten Forte, auf dem rechten Ufer dieses Flusses; in dem Fort befindet sich ein kleines Arsenal. Das Spital steht

auf der nämlichen Seite außerhalb der Stadt, aber in der Nähe derselben. Die Regierung, die Verwaltung und alle Officiere wohnen größtentheils auf dieser Seite; auf dem andern Ufer stehen die malayischen und chinesischen Hauptlager, zu denen man auf zwei großen hölzernen Brücken gelangt.

Der Fluß ist für alle kleinen inländischen Küstenfahrzeuge schiffbar, womit er beständig bedeckt ist. Es giebt hier mehrere kleine Werften, wo man Fahrzeuge bauet, die 10 bis 12 Fuß tief im Wasser gehen und die man an die Fürsten der Inseln Borney und Baly verkauft. Andere dienen zum Weiterschaffen der Erzeugnisse der umliegenden Gegend, die blos in Reis bestehen.

Die Schiffe, die nach den Philippinen und nach China fahren, laufen gewöhnlich, vorzüglich in der Jahrszeit der Nordwestwinde, zu Surabaye ein, wo sie alle möglichen Erfrischungen finden, ausgenommen Gemüse, die die Europäer aus dem Fürstenthume Passurnang kommen lassen müssen. Auch kann man sich unter den Eingebornen einige gute Matrosen verschaffen, aber man muß ihnen versprechen, nach Java zurückzukehren, und sie wieder dahin zu bringen.

Die Gebirge, die dies Land umgeben, enthalten einen sehr harten Stein, der an Farbe und Adern genau dem Buchsbaume gleicht. Die Eingebornen bearbeiten ihn rings herum mit so viel Geschmack, daß sie Leuchter, Teller und Becher daraus verfertigen. Auch drechseln sie aus dem Büffelhorne viele kleine Geräthschaften, z. B. Kämme, Bürsten u. s. w.

Anderthalbe Stunde von Surabaye ist eine Salpetergrube am Berge, der am linken Ufer des Flusses Vagieron hinläuft. Diese Salpetergrube konnte eine

wichtige und sehr nützliche Anlage werden, wenn man sie unterhalten hätte; in der umliegenden Gegend findet sich eine Menge mit Salpeter geschwängerten Erdreichs, was von dem Unrathe einer sehr großen Menge Fledermäuse herrührt, die in großer Anzahl im Lande anzutreffen sind; allein man hat sie aufgegeben und an einen chinesischen Privatmann für die mäßige Summe von 600 Reichsthalern verkauft, ob schon die Anlegung wenigstens 15000 Reichsthaler gekostet hatte. Ich weiß nicht, warum man dies gethan hat, da man doch bei meinem Aufenthalte zu Batavia einen europäischen Officier nach Byman in die Nähe der Insel Sombawa schickte, um da Nachsuchungen nach Salpeter anzustellen. Im Lande behauptet man, es sey aus Feindschaft des Raths von Indien gegen den Baron von Hogendorp geschehen, der vor dem Ausbruche des Krieges im Jahr 1809 holländischer Gesandter am östreichischen Hofe war. Als derselbe Gouverneur zu Surabaye war, legte er die Salpetergrube an, allein er wurde verhaftet und eingesperrt, weil er sich den willkührlichen Maßregeln der Regierung zu Batavia widersetzt hatte; es war ihm gelungen, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen und nach Europa zurück zu kehren.

Die ländlichen Spaziergänge von Surabaye sind höchst angenehm und so mannichfaltig, daß man einen Monat lang alle Tage einen Andern wählen kann. Man kann sie sämmtlich in Wagen besuchen; sie werden von Lustwäldchen und dicken Hecken von Bambus, Bananasbäumen und verschiedenen andern sehr hohen Gesträuchen beschattet, welche die Gluth der Sonne abhalten. Man findet im Umfange von einigen Meilen eine große Menge Compangs (Dörfer oder Weiler), die so nahe bei einander stehen, daß sie blos eine Stadt

auszumachen scheinen; dies ist ein neuer Beweis von der Gesundheit und Fruchtbarkeit des Landes.

Ob gleich der Gouverneur an den Gouverneur von Java nach Samarang geschrieben hatte, um seine Einwilligung zur Fortsetzung unserer Reise zu Lande zu erhalten, so thaten wir, ich und Herr Janssaud, es dennoch auch; unglücklicherweise aber war es die schlechte Jahreszeit, nämlich die Regenzeit und die Zeit der Ueberschwemmung der Reisfelder, über welche ein grosser Theil der Wege wegläuft. Herr Engelhart erwiederte uns daher, daß wir unmöglich unsere Reise zu Lande fortsetzen könnten, weil alle Wege unter Wasser ständen und besonders für die Leute unserer Bedeckung ungangbar wären, die unsere Felleisen und unsere Sachen fortzuschaffen hätten; außerdem wäre es auch der Monat im Jahre, wo alle Malayen auf dem Felde am meisten beschäftigt wären und hundert Mann, die für uns unentbehrlich wären (weil er darunter auch unsere übrigen Reisegefährten begriff), für das ganze Land eine zu drückende Last wären, das wir in einer für den Akkerbau so kostbaren Zeit durchreiseten. Er meldete uns daher, er habe Herrn Rothenbuller Befehl ertheilt, die holländische Brick Jupiter zurück kommen zu lassen, die damals die Seeräuber verfolgte, welche die Küste beunruhigten, um uns sämmtlich nach Samarang zu schaffen. Wir mußten also noch warten.

Unterdessen bekamen wir Einen der kleinen Könige von der Insel Baly zu sehen, der Herrn Rothenbullern seine Aufwartung machte. Er kam von Batavia zurück, wohin er von Seiten des großen Königs dieser Insel als Unterhändler geschickt worden war, um den Schutz und die Verbindung der Compagnie anzusuchen, damit die verheerende Geißel der innländischen Kriege aufhörte, welche seit einiger Zeit zwischen den

Königen und Fürsten seines Landes ausgebrochen waren. Sein Gefolge bestand etwa aus hundert Mann, die mit ihren Dolchen und Klebans bewaffnet waren. Einer davon trug seinen Sonnenschirm, ein Anderer seine Betelbüchse, und ein Dritter hielt seine viereckigte seidene Mütze, die mit Gold gestickt war. So lang er sich bei dem Befehlshaber aufhielt, saßen diese drei Malayen hinter seinem Stuhle auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen. Er hatte noch zwei andere Malayen bei sich, die wahrscheinlich seine Minister oder einige Herren seyn mußten, weil sie ihm zur Seite auf Stühlen saßen; wir konnten aber ihren Charakter nicht erfahren, weil der Major vergessen hatte, sie deshalb zu fragen.

Wir fuhren zu Wasser nach Gressec zu dem Residenten van Harsen. Von Surabaye nach Gressec rechnet man zur See drei Stunden. Die Küste von Java bildet von der Mündung des Flusses Surabaye bis nach Gressec eine große Biegung, die durch eine fast stets sichtbare Schlammbank ausgefüllt ist, in deren Mitte eine kleine Insel liegt. Gressec ist der Hauptort eines alten javanischen Reiches und blos ein kleiner Marktflecken, der von Eingebornen und Chinesen bewohnt wird. Diese Letztern haben, wie allenthalben, ihr Lager, ihren Tempel und ihre Bonzen für sich. Das kleine Fort ist von Steinen erbauet; in seinem Innern ist eine Caserne für die Truppen, welchen die Bewachung anvertrauet ist.

An der Küste hin läuft eine Hauptstraße, die aus vier bis fünf steinernen Häusern besteht, die von dem Residenten, dem holländischen Admiral, dem Buchhalter, einigen Commis und dem Chirurgus der Compagnie bewohnt werden. Die Straße ist breit und erhält durch mehrere Reihen sehr großer und sehr starker Bäume Schatten, die den Häusern gegenüber stehen, wodurch

der Eingang ein ländliches und angenehmes Ansehen bekommt. Weiter hin, und zwar hinter dieser Straße, sind die malayischen und chinesischen Lager, so wie der Hauptplatz, wo die Palläste der beiden Tomogons stehen, die das Land regieren.

Zu Gressec ist weder ein Fluß noch ein Bach; das Trinkwasser muß man aus zwei Quellen holen, die eine gute halbe Stunde davon an der Küste liegen oder von Surabaye kommen lassen. Die Eingebornen bedienen sich auch des salzigen Wassers, so wie des Regenwassers. Allein ob es schon viele Mühe kostet, gutes Wasser zu erhalten und Moräste und stehende Gewässer die malayischen und chinesischen Lager umgeben, und ob schon die große Bank, welche an die Küste stößt, und bei der Ebbe trocken ist, beständig unerträgliche Dünste verbreitet, so ist die Luft an diesem Orte dennoch sehr gesund; selten sieht man Kranke und man hält ihn für den gesündesten auf der ganzen Insel Java; ich glaube daher, daß die Ungesundheit, welche in den Reichen Bantam, Jacatra und Balembuang herrscht, mehr von der Beschaffenheit des Bodens, als von Morästen, herrührt. Freilich sind die Strömungen in dieser schon an und für sich schmalen Meerenge so stark, daß die Unreinlichkeiten aller Art nicht lange auf den Bänken verweilen können.

Eine kleine Stunde von da auf den Bergen, an deren Fuß Gressec liegt, ist eine Salpetergrube in vollem Ertrage, die für Rechnung der Compagnie unter der Aufsicht und Leitung des Residenten bearbeitet wird. Die Landesregierung ist folgendermaßen eingerichtet: ein Resident, einige Compagnien Malayen, die von Häuptlingen ihrer Nation kommandirt werden; ein holländischer Sergent von der Garnison von Surabaye ist ihr Oberbefehlshaber und führt den Titel Militair-

Man mußte alle Augenblicke trinken; die ersten Mandors des Pallastes machten den Wirth.

Sogleich nach unserer Ankunft, und sobald wir uns gesetzt hatten, eröffnete Ardyo Nogòro den Tanz; er wählte zwei von den Ruguinen und tanzte anfänglich eine Art Menuet. Nachdem er sie einander näher gebracht hatte, schlang er ein Tuch um ihre Lenden, wovon er die beiden Enden hielt, und mir sie brachte, damit ich dasselbe thäte. Man mußte sich nach der Sitte richten und die Vergnügungen mitmachen, die er uns veranstaltete. Ich tanzte also einen Augenblick nach ihrer Musik und brachte hierauf die beiden Mädchen zu Herrn Janssaud, der sie Herrn Roux zuführte; alle mußten das Nämliche thun.

Wenn man das Schnupftuch hielt, das die Mädchen umschlang, und zwar ehe man zu tanzen begann, brachte ein Mandor auf einem silbernen Teller zwei Glas Genever, wovon das Eine für den Tänzer, das Andere aber für den Tomogon war; kaum war der Liqueur eingegossen, so rief die ganze Versammlung und die Zuschauer dreimal Huze! Hierauf wiederholte es der Tänzer eben so vielmal und trank.

Von Anfange des Festes an hatte der Tomogon aus der Gruppe der Mädchen das schönste, oder wenigstens dasjenige ausgewählt, das ihm so schien; er brachte mir es, setzte mir dasselbe auf den Schooß und übergab es gänzlich meiner Willkühr. Ich hatte sicherlich keine solche Galanterie erwartet. Das Nämliche that er auch gegen die fünf übrigen Personen von unsrer Gesellschaft. Wir konnten sie jedoch gegen einander austauschen, wenn wir sie nicht nach unserm Geschmack fanden; waren wir müde, und wollten sie nicht länger auf dem Schooße behalten, so setzten sie sich uns zu Füßen.

Dies Fest dauerte bis halb 6 Uhr Morgens; um 8 Uhr frühstückten wir, begaben uns darauf an Bord, reisten nach Surabaye zurück, wo wir Vormittags um 11 Uhr anlangten.

Einige Tage nach unsrer Rückkunft meldete mir der Schiffscapitain von der holländischen Flotte, Herr Melville, daß das Schiff von 74 Kanonen, der Schrikverwekker oder der Schreckliche, sogleich nach Batavia und von da nach der Insel Onrus absegeln sollte, wo es ausgebessert werden sollte; ich könnte daher mit nach Batavia zurückkehren. Anfänglich fand dies Schwierigkeit, weil der Schrikverwekker das Compagnieschiff, das Herr Mouskitire befehligte, der von Japan zurückkam und seine drei Masten verloren hatte, unter seinen Schutz nehmen, und es sogar schleppen sollte; allein nach einiger Zeit wurde dieser Plan geändert, und wir reisten von Surabaye auf dem Schrikverwekker nach Batavia.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Meine Rückreise nach Batavia — Meerenge von Madura — eine Vorstellung von Sidaijo — Ansicht von Rambang, Japara und Javanna — wir laufen zu Samarang, der Residenz des Gouverneurs von ganz Java, ein — Beschreibung dieses Orts.

Nachdem wir uns auf den Schrikverwekker eingeschifft hatten, giengen wir noch an dem nämlichen Tage unter Segel. Da sich der Monsuhn noch nicht ganz herumgedreht hatte, so hatten wir veränderliche Winde. Den Tag darauf scheiterten wir durch ein falsches Ma-

Geschichte ihres Landes keine andern als wunderbare Vorstellungen.

Der Adjutant des Herrn Engelhart brachte uns zu dem Capitain der Nationalgrenadiere, Herrn Chateauvieux, einem Franzosen, bei dem wir wohnten. Der Major der Garnison heißt Herr Keller, ehemaliger französischer Generaladjutant, der in Holland, besonders zu Brügge, diente, und der darauf Kriegsminister in der Schweiz wurde. Aus verschiedenen Ursachen aber hatte er mit seiner Tochter seine Zuflucht nach diesem Theile von Asien genommen; seit meiner Abreise aber ist er gestorben und seine Tochter, die die Gattin des Shabendar, Madame Smissaert an Kindes Statt angenommen hatte, hat sich vortheilhaft verheirathet.

Samarang, das blos ungefähr 20 Stunden von der Residenz des Kaisers von Mataran und 35 von der des Sultans von Jucki entfernt ist, welches die beiden mächtigsten Fürsten auf der Insel sind, ist eine kleine ziemlich artige Stadt auf der Nordküste von Java; es liegt ungefähr 80 Stunden westlich von Surabaye und 30 östlich von Tscheribon; der Fluß, der durch dasselbe läuft, heißt der große Fluß, weil er der vorzüglichste Fluß in der umliegenden Gegend ist. Die Rhede ist eine Außenrhede; die Staatsschiffe, die 4 bis 5 Klaftern im Wasser gehen, können blos in einer Entfernung von anderthalber Stunde vom Lande Anker werfen; die Kauffahrteischiffe, die blos zwei bis drittehalbe Klafter im Wasser gehen, können sich ungefähr bis auf eine Stunde nähern.

Es giebt hier eine Bank, die an der Mündung des großen Flusses bedeckt ist; aber Tonnen bezeichnen sie so wie die Durchfahrt. Drei kleine Viertelstunden östlich von der Mündung des großen Flusses befin-

det sich die Mündung des Flusses Caligawe; beide sind bis sehr weit ins Land hinein für alle kleinen inn-ländischen Fahrzeuge schiffbar. Der Fluß Caligawe ist beständig damit bedeckt, weil er durch das große Dorf Torabaya und das javanische und chinesische Lager läuft, wo man den ganzen Kleinhandel der umliegenden Gegen betreibt. Beide entspringen an den Gebirgen des Reichs Mataran.

Zu Samarang sind die Häuser, welche die Europäer bewohnen, größtentheils von Steinen erbauet. Die Luft ist sehr gesund und troß der großen Hitze kann man zu Fuße zu jeder Stunde ausgehen, ohne Unannehmlichkeiten zu befürchten zu haben.

Die Macht des Gouverneurs von Java, der hier wohnt, erstreckt sich von Tscheribon an nicht mitgerechnet bis an die östlichste Spitze der Insel in der Meerenge von Baly. Er wird von der hohen Regierung ernannt und steht unter dem Generalgouverneur von Batavia.

Diese Niederlassung ist für die Holländer sehr wichtig. Alle Straßen der beiden Reiche Mataran und Jucki, so wie auch der übrigen Königreiche und Fürstenthümer laufen hier zusammen; auch ist sie die allgemeine Niederlage aller Erzeugnisse von Java, die in Reis, Zucker, Kaffee und Pfeffer bestehen. Hierher kommen die meisten Fahrzeuge, welche die Magazine zu Batavia versorgen. Bodijon ist der Landsitz des Gouverneurs. Die Vertheidigungslinie dieses wichtigen Postens erstreckt sich von dem Flusse Tawang-Trassie bis an den Fluß Claybang, allein so viele verschiedene Werke es auch giebt, so ist doch Samarang bei weitem noch auf keinem furchtbaren Vertheidigungsfuße. Die Artillerie wird blos von Maduriern und Javanern bedient. Die ganze Militairmacht besteht

den, warfen sich ins Wasser und machten uns wieder flott. Die Linie stand voll Eingeborner, die uns landen sehen wollten. Die Küstenwache und die Wache der Sultane, mit großen Lanzen und mit Dolchen bewaffnet, standen in zwei Reihen, durch die wir hindurch bis zur Hauptwache giengen, die am Ende des Dorfes steht. Die Wache trat ins Gewehr, das sie schulterte; sie bestand aus 15 mit Flinten bewaffneten Madurieru und wurde von einem europäischen Sergenten und zwei Caporalen kommandirt. Wir setzten uns hier in den Wagen und fuhren zu dem Rathe von Indien, Herrn Roze, der anderthalbe Stunde im Innern des Landes wohnt. Der Weg dahin ist eben und schön und geht mitten durch lachende Gefilde, die voller Wäldchen sind, die eine beständige Kühlung gewähren. Herr Roze nahm uns sehr artig auf; in seinem Garten hat er einen großen Park voll männlicher und weiblicher Gazellen und etliche zwanzig Käfige, wo er junge Damhirsche und Rehe aufzieht. Madame Roze unterhält in ein Dutzend Gefäßen von Fayance, die auf der Erde stehen, eine große Menge kleiner rother und schwarzer Fische aus China.

Tscheribon ist ein kleiner Flecken, oder vielmehr ein großes Dorf, der Hauptort des Reiches dieses Namens, und unter zwei Fürsten von der nämlichen Familie getheilt, die beide den Titel Sultan führen und da wohnen. Es liegt 50 Stunden östlich von Batavia und hat blos eine Außenrhede; gegen Westen ist es durch eine große Bank gedeckt. Man findet blos vier und eine halbe Klafter bis fünf Klafter Tiefe in der Entfernung von zwei Stunden, wo die Schiffe vor Anker gehen müssen. Die kleinen Fahrzeuge fahren längs der Bank bis ungefähr drei Viertelstunden vom Lande hin. Da sich der Fluß, der durch Tscheribon geht, in zwei

Arme theilt, die in geringer Entfernung von einander ins Meer fallen, so müssen die innländischen Fahrzeuge, die blos 4 bis 6 Fuß tief im Wasser gehen, um in den Hauptarm ein- und aus demselben auszulaufen, wegen einer kleinen Bank an seiner Mündung, die blos bei der Ebbe drittehalb Fuß Wasser hat, die Fluth erwarten. Dieser Fluß ist beständig mit Fahrzeugen von Java und von den umliegenden Inseln bedeckt.

Auf dem rechten Ufer des Flusses und am Seestrande liegt ein kleines Fort von Ziegelsteinen, das mit einem Graben umgeben ist, über den eine Brücke mit einer Brustwehr mit herausstoßenden Winkeln geht. Dies Fort hat aber wenig zu bedeuten. Die Brustwehr ist in einem sehr schlechten Zustande; auf dem linken Ufer ist sie ganz verfallen, ja sogar größtentheils verschwunden; auf dem rechten ist sie zwar noch vorhanden, allein das Pfahlwerk ist verfault, zerbrochen oder herausgerissen.

Die ganze Besatzung besteht blos aus etwa 15 Maduriern, die mit elenden Flinten bewaffnet sind und von einem europäischen Sergenten und zwei Caporalen befehligt werden.

In diesem Reiche erbauet man den schönsten und besten Kaffee auf ganz Java; seine Bohne ist rund und klein und er hat den Wohlgeruch und die Gestalt jenes von der Insel Bonaparte. Auch hat es die schönsten Pferde; sie sind sämmtlich klein, sehr gut gebauet, aber falsch.

Der Aelteste der Sultane hat auch einen Thiergarten mit gesprenkelten Hirschen, die den Gazellen ähneln *). Dieser Fürst und der Resident fangen sie in den benachbarten Wäldern. Auf den Bergen und in den Wäl-

*) Diese Art ist der Gangeshirsch (cervus axis). Sonnini.

dern dieses Reiches findet man noch häufiger Rhinocerosse.

Die Luft ist zu Tscheribon im Ganzen gesund; indessen sieht man doch viele Aussätzige und man leidet an Augenkrankheiten, die vom April bis in den September bisweilen gefährlich werden.

In diesem Marktflecken hält sich blos der Resident, der Secretair, der Buchhalter, ein Oberchirurgus, den die Compagnie besoldet, und drei europäische Unterofficiere auf; der Ueberrest besteht aus Eingebornen, die zwei Drittheile der Einwohner ausmachen, und aus Chinesen, die ein beträchtliches Lager haben und sich mit dem Kleinhandel und mit dem Ackerbaue beschäftigen. Dieser Posten mag jährlich 60,000 Piaster eintragen; er ist von der Statthalterei von Java unabhängig und der Resident steht unmittelbar mit der hohen Regierung zu Batavia in Verbindung.

Der Grund, warum wir zu Tscheribon einliefen, waren die wenig günstigen Nachrichten, die wir bei unserm Aufenthalte zu Surabaye erhalten hatten; wir hatten da den amtlichen Bericht bekommen, ein Prinz von der Familie der Sultane hätte vier bis fünf tausend Javaner aufgewiegelt, um Einen von den Sultanen vom Throne zu stoßen und sich an seine Stelle zu setzen; die hohe Regierung hatte von Batavia 150 Mann europäischer Truppen dahin gesandt, um den aufrührerischen Fürsten und die Insurgenten zu verhaften. Da man noch nichts von dem Ausgange dieser Unternehmung wußte, so hatte der Admiral Hartsing dem Obersten Ruysch den Befehl ertheilt, daselbst einzulaufen, um die Aufrührer zu schrecken und im Nothfalle einen großen Theil seiner Mannschaft ans Land zu setzen, um die Truppen zu unterstützen, die von Batavia gekommen waren. Allein bei unserer Ankunft herrschte

schon wieder die grösste Ruhe; der aufrührerische Prinz war verhaftet und eingesperrt worden; die rebellischen javanischen Familien waren wieder zur Ordnung zurück gekehrt; die Schuldigsten waren bestraft und die Truppen schon wieder nach Batavia zurück marschirt. (Seit der Zeit hat wieder eine neue Revolution in diesem Lande statt gefunden, wie ich aus dem Briefe eines Freundes von der Insel Frankreich vom 15ten September 1806 ersehe, den ich zu Mayland erhalten habe: „der Krieg," heißt es darin, „ist in dem Lande Tscheribon von neuem mit Wuth ausgebrochen; die Javaner haben sich empört und wollen keine Europäer mehr bei sich haben. Sie haben die Kaffeepflanzungen verbrannt und eine große Anzahl Chinesen ermordet, ohne daß diese den geringsten Widerstand gethan hätten. Von allen Seiten hat man Truppen marschiren lassen; der Oberste Gaupp ist zuerst marschirt; dann der Major Bonnel, allein sie haben gar nichts ausgerichtet; im Gegentheil da die Truppen nicht hinreichend waren, dem Uebel sogleich im Entstehen Einhalt zu thun, so haben die Insurgenten kleine Vortheile erhalten und stolz auf diese wurde das Uebel dadurch noch größer, daß sich der Aufstand in den umliegenden Gegenden zu verbreiten begann. Sie erkennen hieran den Oberanführer der Truppen M. S. D. R., der blos halbe Masregeln ergreift, wo kräftige Mittel nöthig sind. Im Anfange dieser Aufstände hat er behauptet, um denselben ein Ende zu machen, brauche man weiter nichts als einen Caporal und vier Mann. Endlich hat man Herrn Jauffret, den französischen Befehlshaber des 12ten Bataillons, mit diesem aufbrechen lassen, wozu noch 300 Madurier gestoßen sind. Bei seiner Ankunft eroberte man den Posten Indermaije wieder, dessen sich die Insurgenten bemächtigt hatten, da sie

Bonnel stark zusetzten, der eine Abtheilung von 300 Mann befehligte. Von einer andern Seite war Herr von Franquemont von Surabaye mit 1800 Mann Maduriern und ihrem Fürsten an der Spitze angerückt. Der Gouverneur, Herr Engelhart, hatte den Auftrag, die Unternehmungen dieses Krieges zu leiten. Vermöge seines Auftrags hatte er ganz freie Hand. Er begab sich nach Tcheribon, als ich Samarang verließ.“ Wahrscheinlich haben diese Truppen die Ruhe im Lande wieder hergestellt, ob ich dieß schon nicht gewiß weiß, weil ich keine weitern Nachrichten erhalten habe.)

Endlich verließen wir nach einem dreitägigen Aufenthalte Tcheribon und mit uns segelten mehrere kleine Küstenfahrzeuge nach Batavia, weil sie sich gegen die Seeräuber sichern wollten. Wirklich wird diese Küste durch die Seeräuber so unsicher gemacht, daß alle Küstenfahrzeuge tagtäglich Gefahr laufen, von diesen Räubern genommen zu werden, die ohne Barmherzigkeit auf eine grausame Art die Europäer ermorden, die sie befehligen, und die Javaner, woraus die Manuschaft besteht, oder die Reisenden dieser Schiffe zu Sklaven machen.

Wenige Stunden nach unserer Ankunft zu Tcheribon langte das kleine Schiff an, das von Batavia dem Residenten Lebensmittel bringt: der Schiffscapitain, ein Malaye, erzählte, er wäre auf der Hälfte des Weges, von einem Seeräuber angegriffen worden; er habe sich aber muthig vertheidigt, und seine Rettung habe er blos dem Tode einer Art von Priester zu verdanken, den diese Seeräuber am Bord haben, auf den sie ein großes Vertrauen setzen und den sie für unverwundbar oder für unsterblich halten. Dieser war durch einen Flintenschuß eines Javaners von Tcheribon

selbst getödtet worden, der sich als Reisender am Bord befand; auch war unerwartet ihr Anführer erschossen worden. Diese beiden Umstände hatten sie so außer Fassung gebracht, daß, ob sie schon im Begriff standen, zu entern, sie doch sogleich das Schiff umlenkten und sich durch angestrengtes Rudern retteten.

Diese Räuber sind Malayen von den Inseln Borneo, Banca, Baly, Sumatra, und selbst von Java. Sie versammeln sich gewöhnlich auf der Insel Carimon Java, die 10 Stunden weit in der hohen See von der Nordküste quer vor Samarang liegt; die kleine Anzahl Einwohner von Banca, der Bucht und des Landes der Lamponen auf der Insel Sumatra am Eingange der Sundastraße macht gemeinschaftliche Sache mit ihnen; auch kommen dergleichen von Rio; sie versammeln sich zu 100, zu 150 bis 200 kleinen Schiffen. Bei meinem Aufenthalte zu Batavia erhielt der Generalgouverneur Nachricht, daß eine solche Versammlung zu Carimon Java zu einigen besondern Unternehmungen statt finden sollte; er schickte daher zwei Fregatten und eine Brick von der Flotte des Admiral Hartsing dahin. Diese Schiffe trafen gerade zur rechten Zeit ein, um die Seeräuber in ihrem Zufluchtsorte zu blokiren. Man wollte sie den andern Tag angreifen, und man hätte sie sämmtlich vernichten und diese Gegenden auf lange Zeit von ihnen reinigen können, allein aus Mangel von Aufsicht von Seiten des Capitains der Brick, die sich der Bucht gegenüber befand, in welcher sie sich versammelt hatten, entkamen sie sämmtlich, und man bemerkte dies erst dann, als sie schon auf der hohen See waren. Es trat eine Windstille ein, die sie begünstigte; die Schiffe konnten daher nicht Jagd auf sie machen. Der Capitain wurde sechs Monate lang von seiner Stelle suspendirt. Dem-

ohngeachtet machten die Officiere und ein Theil der Mannschaft eine Landung auf mehrern Theilen der Insel, aber sie fanden sie verlassen; auf der Küste sahen sie die Ueberreste von menschlichen Gliedmaßen, besonders von Europäern, die als ein Opfer dieser Räuber gefallen waren.

Diese Seeräuber erkennt man leicht an den Gambarden, die sie vorne auf ihre Schiffe machen, um sich gegen die Kugeln zu sichern, und an einem oder zwei Booten oder Piroguen, die sie beständig nachschleppen, um sich sogleich einschiffen und die Schiffe, die sie antreffen, angreifen zu können. Zu ihren Unternehmungen benutzen sie gewöhnlich die Nacht und trübe und regnigte Witterung. Besonders stellen sie den chinesischen Junken und Sommen nach, weil sie wissen, daß diese Fahrzeuge schwerfällig sind, langsam segeln, immer reich beladen sind und endlich von einem feigen Volke geführt werden. Auch stechen sie im December, Januar und Februar, wo die Chinesen in Batavia anlangen, in größerer Menge in die See und lauern ihnen unterweges auf.

Da das Wetter günstig gewesen war, so warfen wir den 27sten April 1805 auf der Rhede von Batavia Anker. Ich wollte gern mit der ersten Gelegenheit nach der Insel Frankreich abreisen, und war so glücklich, auf der Rhede einen kleinen französischen Corsaren zu finden, der da eingelaufen war. Er kam von Cochinchina und von den Philippinen, wo er mit den Eingebornen von Mindanao und von Sambuangang Tauschhandel getrieben hatte; in wenigen Tagen sollte er nach der Insel Frankreich zurückreisen. Noch den nämlichen Tag bemühte ich mich bei dem Capitain Fallouard, Befehlshaber des Corsaren, um die Erlaubniß zur Mitreise; allein er wollte

nicht, endlich aber willigte er doch ein. Den 8ten Mai schiffte ich mich auf dem Corsaren ein, auf dem sich unter den Soldaten ein ehemaliger Priester befand, der das schlechteste Subjekt war, das man je antreffen kann. Sieben Monate kreuzte das Fahrzeug herum, und davon mußte man ihn 6 Monate lang mit einem Mundknebel in Ketten legen, und zwar auf dem Vordercastell des Schiffs, ohne daß er gebessert zu seyn schien. Indessen war er doch auf unsrer Ueberfahrt ziemlich ruhig; die Officiere aber schrieben diese Besserung blos meiner Gegenwart als Officier der Landtruppen zu.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Meine Abreise von Batavia — Ansicht der Inseln Rodriguez und Bonaparte — Ansicht von St. Leu — wir gehen auf der Rhede von St. Paul vor Anker, um Erkundigungen einzuziehen — Fortsetzung unsrer Reise nach der Insel Frankreich — ein neuer englischer Kreuzzug zwingt uns nach St. Denis auf der Insel Bonaparte zu flüchten.

Den 9ten Mai um 7 Uhr Morgens verließen wir mit günstigem Winde die Rhede von Batavia und reisten ab. Unser Capitain und sein zweiter Capitain, Herr Fruchard, die noch nicht durch die Sundastraße gesegelt waren, welche voller Inseln ist, wovon Mehrere mit Bänken und Riffen umgeben sind, waren etwas in Verlegenheit; allein der Lieutenant des Corsaren, Herr Louvet, nahm es auf sich, uns statt des Lootsen zu dienen. Wir mußten zwischen der Insel Onrus und einer andern kleinen und wüsten Insel durchsegeln, die gegenüber liegt. Als wir um 11 Uhr Vormittags, und

zwar an dem nämlichen Tage, zu Tische saßen, fühlten wir eine Erschütterung, und nach und nach mehrere; kaum befanden wir uns auf dem Verdeck, so sahen wir, daß wir auf einer großen Corallenbank gescheitert waren, die an die kleine wüste Insel stößt. Wäre das Meer stürmisch, das Fahrzeug weniger fest, oder der Wind etwas stärker gewesen, so wären wir verloren gewesen, und wir hätten unser Leben blos der Unterstützung zu verdanken haben können, die uns der Oberste Ruysch zugeschickt hätte, der sich auf der Insel Onrus befand, um sein Schiff, den Schrikverwekker, ausbessern zu lassen. Man ließ die Segel herab, setzte das Boot mit dem Wurfanker ins Meer, den man eine große Strecke darhinter warf, und mit großer Anstrengung gelang es uns, wieder flott zu werden. Man fuhr um die Sandbank; wir segelten Onrus gegenüber, und waren so glücklich, mit der Furcht davon zu kommen. Abends warfen wir bei 18 Klaftern Tiefe Anker, um den Tag zu erwarten, damit wir vor allen kleinen Inseln sicher vorbei segeln könnten und glücklich aus der Meerenge heraus kämen.

Den 10ten Mai um 6 Uhr Morgens entdeckten wir die Toque und die Insel der Mitte. Um 3 Uhr Nachmittags fuhren wir vor Großtoque vorbei, und um halb 6 Uhr befanden wir uns Anieres gegenüber. Dies ist der letzte Militairposten der Holländer auf der Westküste von Java; er liegt in dem Lande des Königs von Bantam, wo ein europäischer Lieutenant befehligt, der unter seinen Befehlen eine Compagnie Javaner hat. Von diesem Posten kam in einer Praw ein Lootse zu uns, um sich zu erkundigen, wer wir wären, wo wir her kämen und wo wir hin wollten, wie dies an den Posten von Panka beim Eingange in die Meerenge von Madura und von Bagnu

Wangie in der Meerenge von Baly geschieht. Unsere Subrecarguen kauften von den Malayen am Bord dieser Praw einiges Geflügel, Eier und vier Vögel, die man Schöne oder Mainaten nannte: ein Wirbelwind aber, der auf einmal losbrach, verhinderte den Abschluß des Kaufs, in Ansehung des Ueberrestes der Lebensmittel und Früchte. Auf unsrer Fahrt hatten wir viele Stürme auszustehen. Den 30sten Mai um 6 Uhr Morgens sahen wir die Insel Rodriguez, und zu Mittage befanden wir uns unter dem 20° 7′ S. B. Rodriguez war damals unbewohnt, weil die Einwohner auf Befehl des Generalcapitains hatten nach der Insel Frankreich auswandern müssen, um den englischen Kreuzern jede Hülfsquelle zu entziehen, die gewöhnlich daselbst Erfrischungen holten.

Den 2ten Juni sahen wir um 9 Uhr Morgens die Insel Bonaparte. Der Capitain unsers Corsaren hatte Befehl von den Rhedern, sich bei seiner Rückkehr am Flusse Dabor oder zu St. Paul, zweien Niederlassungen auf dieser Insel, zu erkundigen, ob man etwas von einem englischen Kreuzer vor der Insel Frankreich wüßte. Um 5 Uhr Abends näherten wir uns dem Lande; wir waren sehr nahe daran, fuhren an der Küste hin, das Pays Brulé wegen eines Vulkans genannt, der beständig raucht, und aus dem stets Feuer oder Funken heraus fahren. Da die Nacht dazwischen kam, und da wir den Ankerplatz des Flusses Dabor nicht kannten, der auf den Außenrheden immer schwierig ist, so segelten wir in der Nacht vor diesem Dorfe vorbei. Den 3ten Juni waren wir zu Mittage St. Leu, einem der ansehnlichsten Dörfer der Insel, gegenüber. Wir erkundigten uns da, und erfuhren, daß kein Feind vor der Insel Frankreich sey.

St. Leu ist ein sehr artiges Dorf am Meeresstrande, und hat mehrere große und sehr schöne Häuser; die Kirche steht am Ende des Dorfs, wenn man nach dem Flusse Dabor hingeht. Der Ankerplatz ist sehr schlecht. Rechts und links sieht man große Hohlwege; unter andern einen sehr breiten; der ganze Rücken dieses Bergs ist angebauet, und mit Kaffee und Mais bepflanzt. Die Wohnungen und Lager der Schwarzen, womit er bis auf den Gipfel bedeckt ist, gewähren Eine der malerischsten Ansichten dieser Colonie.

Den 5ten Juni befanden wir uns um 7 Uhr Morgens St. Denis gegenüber, etwas in der hohen See hinaus, und lagen beinahe ganz still; den 8ten Juni näherten wir uns der Insel Frankreich und hofften in der Nacht beim Mondenschein bei den Flaggen, wenn uns der Wind günstig wäre, oder wenigstens den andern Morgen sehr früh vor Anker zu gehen. Um 8 Uhr Abends, wo wir die ganze Insel zu Gesichte zu bekommen, und alle Mornen und Berge erkennen konnten, sahen wir zwei Raqueten von dem Berge des schwarzen Flusses aufsteigen, welche zum Zeichen dienten, daß der Feind zugegen sey. Wir wollten es anfänglich nicht glauben, allein wir erfuhren es um 10 Uhr durch neue Zeichen gewiß. Da wir nunmehro von der Gegenwart des Feindes völlig überzeugt waren, so suchten wir mit allen Segeln die Insel Bonaparte zu gewinnen, um nach St. Paul zu flüchten; endlich den 10ten schifften wir uns um 10 Uhr Morgens im Hafen St. Denis, dem Hauptorte der Insel Bonaparte, aus.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Meine Abreise von der Insel Bonaparte — meine Ankunft auf der Insel Frankreich und meine Landung am schwarzen Flusse — vortheilhafte Veränderung in der Colonie — meine Einschiffung auf eine kaiserliche Corvette, um nach Frankreich zurückzukehren — Einkehr auf der Insel Bonaparte.

Den 22sten Juni um 8 Uhr Abends langten wir der Mündung des schwarzen Flusses gegenüber auf der Insel Frankreich an. Dieser Theil der Küste ist wie die übrigen voller Gefahren, die sich über eine Stunde weit ins Meer hinaus erstrecken. Wir giengen zu Fuß nach Port Napoleon, wohin vom schwarzen Flusse 8 starke Stunden sind. Ich verfügte mich sogleich zu dem Generalcapitain, Herrn Dacaën, der mich sehr gefällig aufnahm; er war höchlich erstaunt, als er mich wieder sah, weil er mich nach dem Berichte zweier amerikanischen Capitaine für verloren hielt, die von Batavia durch die Meerenge von Baly gesegelt waren. Nachdem ich einen Monat ausgeruht hatte, suchte ich die See- und Militaircharten von einem Theile meiner Reise ins Reine zu bringen, die ich für die Regierung bestimmte. Von jeder gab ich dem Generalcapitain eine Copie, um ins Depot gelegt zu werden, damit ich dazu meine Zuflucht nehmen könnte, im Falle meine Originale auf meiner Rückreise nach Frankreich verloren giengen, wohin ich wegen meiner Gesundheit zurückkehren mußte; ich fügte 2 Hefte von Bemerkungen hinzu, die ich auf meiner Reise gesammelt hatte.

Während meiner Abwesenheit waren vortheilhafte Veränderungen in der Colonie vorgenommen worden. Der Hafen war gänzlich ausgebessert worden; von Port Napoleon waren leichte und bequeme Straßen nach den verschiedenen Bezirken entworfen und angefangen; eine große Kunststraße von einigen Meilen, die nach dem Bezirk von Moka führte, war schon geendigt; an verschiedenen Orten waren Brücken und Wasserleitungen angelegt. Alle diese Arbeiten wurden unter der Aufsicht des obersten Weginspektors, Herrn Malavois, ausgeführt. Herr von Richemont, Direktor der Festungswerke, hatte alle Punkte an der Küste, wo ein Angriff Statt finden konnte, in den besten Vertheidigungsstand gesetzt; das Fort Blanc war wieder aufgebauet und ausgebessert; neue Werke, die den Vortheil ihrer Lage mit der Festigkeit verbanden, waren auf der Böttgerinsel angelegt, so wie auf der Durchfahrtsinsel, die den Eingang in den kaiserlichen oder großen Hafen vertheidigt. Außerdem bauete man auf dieser Letztern eine Caserne. Der Ingenieur-Oberstlieutenant, Herr Mecusson, hatte den Plan zu einer neuen Stadt, auf einer Stelle, die dem Staate gehört, an der Mündung des Flusses Des Aigrettes, entworfen, auf dem die platten Schiffe und grossen Barquen beinahe eine Drittheilstunde weit hinauf fahren können.

Diese neue Stadt, der man den Namen Bourg-Mahé gegeben hat, wird auf der Einen Seite von dem Flusse, auf der Andern von dem Meere bespült. Man hat Dämme angelegt, um die Annäherung der Schiffe und ihre Ausladung zu erleichtern. Aller Boden war an die Einwohner der umliegenden Gegend verkauft; Jeder enthält .... Quadratmeter; die Colonisten können darauf ein Haus und ein Magazin erbauen,

die mit einer kleinen Einfassung umgeben sind, was die Versendung der Erzeugnisse dieses Theils der Insel erleichtern wird. Bis jetzt mußten sie die Einwohner auf dem Rücken der Menschen bis nach Port Napoleon schicken, was viele Ausgaben verursachte, und den Preis der Waaren vermehrte, ohne daß die Landbauer einen Vortheil davon hatten.

Auf dem Marktplatze der Burg-Mohé hat man eine große und bequeme Wohnung für den Oberofficier, der da den Befehl führt, so wie eine Caserne für einige 100 Mann, ein kleines Spital, ein Gefängniß und eine Hauptwache erbauet. Seit meiner Abreise muß auch eine Verbindungsbrücke, die man über den Fluß Des Aigrettes anlegen wollte, erbauet worden seyn.

Diese Anlage, die der Durchfahrtsinsel näher ist, als jene des kaiserlichen Hafens, hat auch den Vortheil, daß man schneller und sicher Wasser, Lebensmittel und Munition dahin schicken kann, welche die Truppen nöthig haben, denen ihre Vertheidigung übertragen ist.

Den Colonisten in der umliegenden Gegend dünkte die Erbauung dieser neuen Stadt so vortheilhaft, daß, wenn die Anzahl der wegzugebenden Vierecke dreimal so groß gewesen wäre, die Regierung Käufer dazu gefunden haben würde.

Da der Generalcapitain alles zur Vertheidigung der Colonie veranstalten wollte, so errichtete er ein neues Regiment der Insel Frankreich, organisirte unter den Einwohnern des Hafens ein Bataillon Nationalgarden, ein Anderes unter den freien Schwarzen und eine bürgerliche Artilleriecompagnie, die man wöchentlich mehrmals übt; endlich wurden alle Einwohner der Bezirke ebenfalls in Compagnien eingetheilt, um den Dienst an der Küste und in den Batterien zu versehen.

Alle Kaufleute rüsteten Corsaren aus; die Regie-

rung ermunterte sie und ertheilte ihnen Caperbriefe; die reichen Prisen, die sie machten, so wie die Fregatten des Staats, besonders die Piemonteserin, verschafften der Colonie Unterhalt und dem Handel neues Leben. Privatpersonen hatten außerdem Schiffe nach Madagascar und Batavia auf gut Glück geschickt, wohin sie den Ueberfluß an europäischen Waaren sandten, die in den Magazinen vorhanden waren; sie hatten trotz der Engländer das Glück, mit Ladungen, die in Vieh und Reis bestanden, von daher zurück gekommen.

So war die Lage der Insel Frankreich vor meiner Rückkehr nach Europa beschaffen.

Den Hrn. Chisny, auf dessen Veranlassung ich aus meinem Vaterlande nach der Insel Frankreich gereiset war, fand ich bei meiner Rückkehr von Batavia als Ingenieurcapitain der ersten Klasse angestellt. Jedermann war darüber verwundert, aber ich entlarvte ihn, der Generalcapitain nahm ihm sein Patent ab und verwies ihn auf die Insel Bonaparte. Einige Schriftsteller, z. B. Bory de St. Vincent, die über unsere Inseln in den südöstlichen afrikanischen Meeren geschrieben, haben ihn sogar als einen achtungswerthen Zeugen angeführt, ob er schon dies Lob nicht im geringsten verdient.

Den 1sten Mai 1806 erhielt ich die Erlaubniß, auf der Corvette, die Creolin, nach Frankreich zurückzukehren, um meine Gesundheit wieder herzustellen; gleichwohl verzog sich meine Abreise noch bis in den August, wo wir den 11ten um 7 Uhr Abends unter Segel giengen. In dem Kanale, der die Insel Frankreich von der Insel Bonaparte trennt, tobte das Meer fürchterlich. Auf der letztern Insel trafen wir nach drei Tagen ein.

Fünf und zwanzigstes und letztes Kapitel.

Beschreibung der Insel Bonaparte — Verzeichniß ihrer Gouverneure — Ursprung ihrer Bewohner — ihre Erzeugnisse und ihre Temperatur — Rückreise nach Frankreich — Landung in Spanien.

Die Insel Bonaparte, die sonst die Insel Bourbon, und darauf die Insel la Reunion hieß, liegt im indischen Meere ungefähr unter dem 20° 40′ S. B. und unter dem 73° der L. Sie ist etwa 15 Stunden lang, und 11 breit und hat 52 Stunden im Umfange. Sie wurde im 15ten Jahrhunderte von den Portugiesen entdeckt, die aber darauf keine Niederlassung anlegten.

Im Jahr 1664 nahm der Gouverneur der Insel Madagascar, Herr von Flacourt, im Namen des Königs Besitz davon, und im Jahr 1671 besetzte sie der Schiffscapitain, Herr Delahaye, im Namen der Compagnie, der sie abgetreten worden war. Sein Nachfolger, Herr Lahusse, starb beinahe gleich nach dem Antritte seiner Stelle.

Der Lieutenant des Königs, Herr Florimont, ersetzte ihn bis ins Jahr 1673, wo er selbst durch Hrn. Auger ersetzt wurde. Im Jahr 1675 langte der Capuciner Pater Hyacinte als Pfarrer an und maßte sich das Recht des Gouverneurs an. Im Jahr 1678 war Herr Drouilhart blos Agent daselbst.

Im Jahr 1689 wurde Herr Vaubulon zum Gouverneur ernannt und Herr Cours war sein Nachfolger. Im Jahr 1701 war Herr Villiers Gou-

verneur; von 1704 bis 1708 Herr Chatainville; von 1710 bis 1715 Herr Parat und darauf Herr von Bauvilliers; im Jahr 1722 Herr Desforges-Boucher.

Im Jahr 1723 errichtete man einen obern Rath. Den 8ten Oct. 1726 wurde Herr Dumas zum Generalgouverneur der Inseln Frankreich und Bonaparte ernannt. Im Jahr 1735 wurde er durch Hrn. von Labourdonnais ersetzt. Herr Lemery-Dumont befehligte von 1735 bis 1739 die Inseln und wurde durch Herrn Deghuerty ersetzt, der bis ins Jahr 1743 dablieb und Herr von Saint Martin bis 1743 und 1744; endlich Herr Azema bis zu seinem Tode im Jahr 1745.

Herr Ballade war bis in den October 1747 Interimsbefehlshaber. Herr von St. Martin kam im April 1747 wieder auf die Insel zurück, wo er 1749 starb; er wurde wieder durch Herrn Ballade ersetzt. Herr Brenier war darauf Interimsbefehlshaber bis zur Ankunft des Herrn Bouvet von 1750 bis in den December 1752 und blieb Befehlshaber bis zu 1756, wo Herr Bouvet den Befehl bis 1763 übernahm.

Herr Bertin war Befehlshaber vom October 1763 bis in den April 1767; Herr Bellier behielt den Befehl bis zum 1sten November, wo Herr Bellecombe eintraf und im Namen des Königs Besitz von diesen Inseln nahm. Zur nämlichen Zeit wurde Herr von Cremont zum Commissaire Ordonnateur der Marine ernannt.

Herr Steinauer folgte dem Herrn von Bellecombe als Befehlshaber im J. 1773 und Herr von Souillac von 1776 bis 1778, und im J. 1779 ersetzte Hr. von Courcy Hrn. von Cremont. Im J. 1779 ersetzte Hr. von St. Maurice auch Hr. von

Souillac einstweilen der Hr. Baron von Souville, übernahm im J. 1781 den Befehl. Im J. 1784 wurde Herr Motais von Narbonne Commissair Ordonnateur und er wurde im J. 1785 durch Hrn. von Chanvallon ersetzt. Im J. 1784 übernahm Hr. Diore den Befehl; im J. 1788 der Marechal de Camp, Hr. von Cossigny.

Den 10. Juli 1789 wurde Hr. Rulhier Duverger Commissär Ordonnateur. Hr. von Chermont befehligte im August 1790 und wurde im October 1792 durch Hrn. Duplessis (gegenwärtig Divisionsgeneral und Befehlshaber einer Halbbrigade Veteranen zu Paris) ersetzt. Im April 1794 war Hr. Roubaud Befehlshaber (er starb im J. 8 der fr. Republik zu Batavia als Oberster.)

Den 11. Brumaire im 4. J. übernahm der Brigadegeneral Herr Jacob den Befehl; Hr. von St. Perne wurde im J. 7 Commissair Ordonnateur der Marine und beide blieben in diesem Posten bis in den October 1808 *), wo die Insel eine Unterpräfektur des Departements wurde, dessen Hauptort sich auf der Insel Frankreich befindet. Herr von Chanvallon wurde zum Unterpräfekt und der Herr Generallieutenant Magallon de la Morliere zum Kommandanten ernannt. Der Erste wurde im J. 1805 von Hrn. Marchaut ersetzt, und als im Jahr 1806 Hr. de la Morliere seinen Abschied erhielt, wurde der Brigadegeneral, Herr Desbruilys, sein Nachfolger.

Auf der Insel Bonaparte ist auch ein sehr schöner Pflänzengarten, über den Herr Hubert, Mitglied des Institutes, die Aufsicht führt. Die Rheden sind Außenrheden und da die Insel das ganze Jahr hindurch furcht-

*) Dies ist ein Druckfehler. D. Ueb.

baren plötzlichen Stürmen ausgesetzt ist, so sind die Fahrzeuge daselbst nie in Sicherheit. Alle Jahre zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, besonders zu der im März, hat man mehr oder weniger heftige Windstöße auszustehen, die sehr häufig in einem einzigen Augenblicke die Hoffnung der Landleute zu Grunde richten; dies war auch in diesem Jahre der Fall. Den 1ten und 15ten März wütheten auf den beiden Inseln Orkane, die beinahe alle Würznelkenbäume vernichteten; ein Verlust, den man wenigstens 5 Jahre lang fühlen wird. Schon damals lieferte die Insel Bonaparte so viele Würznelken, als ganz Europa braucht.

Wenn man die Vorzeichen eines solchen Sturmes bemerkt, müssen die Capitaine die Schiffe, die sich im Hafen St. Denis oder auf der Rhede von St. Paul befinden, die Anker lichten, ja sogar bisweilen ihr Kabeltau entzwei hauen, wenn er sie überrascht, um sogleich unter Segel zu gehen und das hohe Meer zu gewinnen; ohne diese Vorsichtsmaßregel würden sie an die Küste geworfen werden und gänzlich zu Grunde gehen. Ob schon die Erfahrung die Menschen gegen viele Unfälle sichern sollte, so vergeht doch kein Jahr, wo nicht in einem solchen Falle einige kleine Fahrzeuge an der Küste durch die Unvorsichtigkeit, Unklugheit und allzu große Unbesonnenheit gewisser Seeleute untergehen.

Die Rhede von St. Paul ist die Stelle, wo die Schiffe am meisten gegen plötzliche Stürme und Feinde gesichert sind, weil die Küste daselbst einen Halbzirkel bildet, und weil es an den Enden gute Batterien giebt, deren Feuer sich kreuzt und mehrere Andere im Mittelpunkte, welche die Annäherung der feindlichen Schiffe verhindern. In den Neu- und Vollmonden aber giebt es da eine so große Barre, daß der Verkehr mit dem Lande oft drei Tage lang unterbrochen ist; im Kriege

nehmen jedoch die Prisen der Corsaren von der Insel Frankreich, die Schiffe, die auf gut Glück auslaufen, und Andere auf diese Rhede ihre Zuflucht, wenn sie wissen, daß sich vor der Insel Frankreich feindliche Kreuzer befinden.

Nach meinem Dafürhalten könnte man an dieser Stelle einen Hafen anlegen, der wenigstens 100 Schiffe fassen könnte; am Ende des Dorfes, und zwar an der Küste, ist ein großer Morast, der sich bis an den Fuß der Berge erstreckt, wo ein Fluß hervorkommt, der ins Meer fällt und mitten über Sand und Kiesel wegfließt. Ich glaube, daß man diesen Plan auf die Art ausführen könnte, daß man diesen Morast und die Flußmündung reinigte und tiefer grübe und Dämme anlegte, die zu Kais dienten. In wenigen Jahren könnte man dann den Handel auf dieser Insel eben so blühend machen, als auf der Insel Frankreich, und den Schiffen einen zweiten Zufluchts- und Niederlagshafen im indischen Meere verschaffen.

Die Küstenfahrer, die die Erzeugnisse holen, bleiben beständig unter Segel; Piroguen bringen ihnen ihre Ladung.

Die Anzahl der Einwohner von der Insel Bonaparte wird auf 8 bis 9000 Colonisten, sowohl weiße, als farbige, und auf 100,000 Sklaven gerechnet; es ist aber hier nicht, wie auf der Insel Frankreich, wo kein Weißer ein Frauenzimmer von vermischtem Blute zu heirathen wagen würde, ohne sich der Verachtung der Europäer auszusetzen. Der größte Theil der Familien ist von schwarzer Abkunft, und es werden beständig Heirathen mit farbigen Frauenzimmern geschlossen. Diese Vermischung hat einen Grund, der den Vorfahren der Colonisten zur Ehre gereicht: im 16ten Jahrhunderte hatte sich auf Madagascar eine

französische Colonie angesiedelt; diese Colonisten lebten mit inländischen Frauenzimmern und zeugten viele Kinder mit ihnen. Die Madegassen, die einige Bedrückungen von Seiten der europäischen Beamten auszustehen gehabt hatten, welche sich auf einigen Theilen ihrer Küste niedergelassen hatten, beschlossen eines Tages, sie sämmtlich zu ermorden: glücklicherweise wurde dieser Plan von den Frauenzimmern entdeckt, die die Colonisten noch zeitig genug davon unterrichteten; diese schifften sich daher mit ihren Familien ein und flüchteten sich auf die Insel Bonaparte; aus Erkenntlichkeit gegen die Frauenzimmer und aus zärtlicher Liebe gegen die Kinder, die sie mit ihnen gezeugt hatten, beschlossen sie, jene trotz der Verschiedenheit der Farbe und des Standes zu heirathen. Dies ist der Ursprung dieser Vermischung.

Die Luft ist auf dieser Insel sehr gesund und elastischer als auf der Insel Frankreich. Die Creolen sind daselbst weit stärker und man sieht keinen Aussätzigen; die Natur zeigt in ihren drei Reichen viele Stärke und Kraft; man bauet eine sehr große Menge Kaffee, Würznelken und Weizen, so wie etwas wenig Muscadennüsse, Mais, Maniok und Tabak.

Der Kaffee ist der beste, den man nach dem Mockakaffee kennt. Man erbauet jährlich so viel Weizen, als zum Bedarf der beiden Inseln hinreichend ist. Die Creolen leben größtentheils blos von Reis und Mais, und die Sklaven von Mais und Maniok,

Der Anbau und die Pferdezucht sind von jeher die Lieblingsbeschäftigungen der Colonisten gewesen, die ihre Mühe auch reichlich vergolten erhalten; denn diese Insel ist Eine der schönsten Colonien von der Welt. Die Pferde sind von einer kleinen Race, aber stark und leb-

hast; sie klettern die steilsten und felsenreichsten Berge eben so leicht und sicher als die Maulesel hinauf.

Auf Einem der höchsten Berge ist ein Vulcan, der beständig in Flammen steht; Reisende besuchen jedesmal seinen Crater, dem sie sich bis an den Rand hin nähern können; der ganze Rücken dieses Berges liegt voll Lava, die den Boden unanbaubar macht; daher hat man diesem Theile der Insel den Namen Pays Brulé gegeben. Die Gemeine St. Roche liegt diesem Vulcane am nächsten; auch ist da das Wachsthum stärker als an jedem andern Orte. Die Sallas, welches andere Berge in der Mitte der Insel sind, sind so hoch, daß daselbst eine ziemlich strenge Kälte herrscht; man hat mich sogar versichert, das reaumürsche Thermometer falle oft in der schlechtesten Jahreszeit bis auf 2 Grad unter dem Gefrierpunkt herab, was für diese Breite höchst merkwürdig ist.

Das Innere der Insel ist voll Wälder und Ströme; es giebt auf ihr kein giftiges Thier, sondern blos, wie auf der Insel Frankreich, Hundertfüße und Scorpionen. In den Wäldern sind keine Affen, und es ist verboten, dergleichen in die Colonie einzuführen, weil man fürchtet, diese verheerenden Thiere möchten sich da fortpflanzen. Es ist eine beträchtliche Menge großen Fledermäuse hier, die man zerschnitten oder gebraten eben so gern als das Hasenfleisch ißt, besonders wenn sie fett sind.

In den Wäldern befinden sich die nämlichen Bäume wie auf der Insel Frankreich. Man erbauet alle Früchte Indiens und Afrikas und die europäischen Gemüsearten, so wie eine außerordentlich große Menge der schönsten Pomeranzen. Geflügel ist in Menge vorhanden.

Die Lebensmittel sind im Ganzen wohlfeil; auch halten fast alle Schiffe, die von der Insel Frankreich nach Madagascar, besonders aber nach Europa segeln, da an, um sich mit einem Vorrathe frischer Lebensmittel zu versorgen.

Die Einwohner sind sehr gastfrei; ein Fremder kann einen Monat, ja noch drüber herumreisen, ohne daß es ihm einen Heller kostet; jeder Einwohner läßt es sich angelegen seyn, ihn bei sich aufzunehmen und mehrere Tage lang zu behalten. Alle jungen Creolen besitzen vielen Muth; sie bringen einen Theil ihrer Zeit auf der Jagd zu, da es Wildpret im Ueberflusse giebt; mit einer Flinte, einigen Bananas, einem Maniokkuchen und etwas geröstetem oder gekochtem Mais laufen sie ganze Tage lang in den Wäldern und auf den Bergen oft baarfuß, wie die Sklaven, herum. Von diesen Leuten hat man ein Bataillon Freiwillige errichtet, das man nach der Insel Frankreich verlegt hat.

Wenn man ein Kind verheirathet, so besteht die im Heirathsvertrage festgesetzte Mitgabe in Kaffeeballen, die in den folgenden Erndten abgeliefert werden sollen. Es giebt Einwohner, die jährlich 12 bis 1500 Ballen Kaffee, ohne die Gewürznelken, Muscatennüsse und den Weizen erbauen.

St. Denis ist der Hauptort der Colonie und führt den Namen einer Stadt, ob es gleich blos als ein Marktflecken angesehen werden kann; es hat eine Straße, worin sich sämmtlich Kleinhändler befinden, und einige andere kleine unregelmäßige Gassen.

Die übrigen Häuser nehmen längs der Küste hin eine große Strecke ein, weil sie alle einzeln stehen und mit Bäumen und einem Garten umgeben sind. Die Wohnung des Gouverneurs steht dem Hafen gegenüber;

sie ist alt und hat nichts schönes; an der Seite befindet sich eine Caserne. Das kleine Zeughaus steht bei dem Eingange einer Batterie.

Der Fluß St. Denis ist blos ein Bach, der in einem engen Thale zwischen sehr hohen und beinahe steilen Bergen fließt, die eine Höhe von mehr als 500 Toisen haben; er verlor sich in dem Sande und in den Kieseln an seiner Mündung; um Wasser zu haben, hat man also vor dem engen Thale einen Damm von Mauerwerk anlegen müssen, um das Wasser in einem kleinen Kanale an der Seite zu sammeln, der es vermittelst einzelner Kanäle in der Stadt vertheilt. Oben vom Berge fällt ein Wasserfall herab, der sich am Fuße in einem Abgrunde verliert, dessen Tiefe man nicht kennt.

Die Barre und der mit Kieselsteinen bedeckte Strand gestatten wie zu St. Paul weder den Piroguen noch den Schiffen, sich der Küste zu nähern. Man hat zwei hölzerne Einschiffungsstellen, die Eine für die Menschen, die Andere für die Waaren, angelegt.

Um die ganze Insel herum ist die Küste sicher, und an den Stellen, wo sie steil ist, können sie ohne Gefahr dicht an dieselbe heranfahren.

Am Hafen steht eine Hauptwache, ein Zollbureau und Magazine für die Produkte der Insel. Die Luft ist, wie auf der Insel, zu St. Paul sehr gesund; auch hat man hier ein Militairspital errichtet, das 200 Kranke fassen kann. Die Kanoniere und zwei Compagnien von dem Regimente der Insel Frankreich, welche nebst der Nationalgarde den Dienst verrichten, hat man daselbst in Casernen einquartirt.

Fortsetzung und Ende unserer Reise.

Als endlich unsere Corvette ausgebessert war, schifften wir uns den 25sten August wieder ein und setzten unsere Reise fort. Wir hatten mehrmals Stürme auszustehen, besonders in dem Kanale von Mozambique und auf der Anguillasbank; wir bekamen die Natalküste zu Gesichte. Da uns der Wind zuwider war, so mußten wir im Angesichte des Landes mehrere Tage laviren, ehe wir ums Vorgebirge der guten Hoffnung herum kommen konnten, von dem wir ungefähr 15 Stunden auf hoher See vorbeifuhren. So lange wir im Angesicht des Landes der Küste Natal waren, sahen wir alle Nächte diesen Theil von Afrika voller Feuer, welche die verschiedenen herumziehenden Völkerschaften angemacht hatten, die ihn bewohnen.

Den 16. Nov. 1806 stieg ich zu St. Sebastian an der spanischen Küste ans Land, wovon ich über Bayenne nach Paris reisete, und da die Officiersadjunkten beim kaiserlichen Ingenieurcorps, zu dem ich seit 15 Jahren gehörte, aufgelöst waren, so erhielt ich auf meine Bitte bei dem damaligen Kriegsminister, dem Fürsten von Neufchatel, meine Bestätigung als Capitain und meine Ernennung zu der Stelle eines Adjunkten beim Generalstabe der italienischen Armee, wo ich den 15ten Februar 1807 eintraf.

Ich habe den Feldzug von 1809 mit gemacht und verschiedenen Gefechten und Schlachten beigewohnt, unter Andern denen an der Piave, bei Raab, Entzersdorf und Wagram. Einige Tage nach dieser letztern Schlacht, wo mir ein Pferd unter dem Leibe wenige Schritte von dem Prinzen Vicekönig Eugen erschossen wurde, erhielt ich durch einen kaiserlichen Beschluß vom 27. Juli den Grad eines Bataillonschef.

im gewöhnlichen Kopfputze.

N.° 1.

der Kopfbedeckung der Malayen
Bantam.

N.° 2.

…ner von Java.

C. N.o 3

nguine von Java.

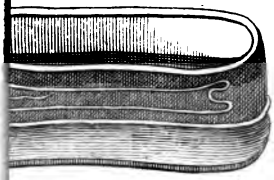
No. 4.

der Insel Balÿ.

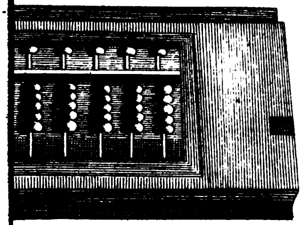
Waffen).

No. 6.

ines Chinesen.



e der Chinesen.



N° 7.

21. Vine YB 28775

M311860